

**Zeitschrift:** Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Herausgeber:** Historische Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Band:** 68-69 (1958)

**Artikel:** Biographisches Lexikon des Aargaus 1803-1957  
**Autor:** Mittler, Otto / Boner, Georg  
**Kapitel:** Biographien : S  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1029461>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

LITERATUR: L. MOSSBRUGGER, *Größtenteils neue Aufgaben aus dem Gebiete der Géométrie descriptive*, Zürich 1845, S. 125. – *Programm der Aargauischen Kantonsschule*, Aarau 1868, S. 5.

Hans Ramser 714

**Saager, Adolf**, \* 20. April 1879 in Stuttgart, † 31. August 1949 in Massagno (Tessin), Schriftsteller. Er wächst als Sohn eines in Stuttgart wohnenden Menziker Bürgers, Adolf Saager, in der Hauptstadt Württembergs auf, studiert Naturwissenschaften in München und Genf und schließt mit einer chemischen Doktorarbeit *Über die Derivate des Phenorazins* in Heidelberg ab. In Genf befreundet er sich mit dem Maler Alfred Heinrich Pellegrini, dem er zeitlebens eng verbunden bleibt. Nach einem Aufenthalt in England durchwandert er, vielfach zu Fuß, Finnland, Polen und den Balkan bis in die Türkei. Seit 1907 lebt er als freier Schriftsteller in München. Gründung der Künstlervereinigung «Die Brücke», der auch andere Schweizer angehörten. Sein Interesse wendet sich nun dem politischen Journalismus zu, und da er die Katastrophe von 1914 kommen sieht, weicht er ihr in die Schweiz aus und läßt sich, nach einer Zwischenstation in Menziken, bald dauernd in Massagno nieder. Hier arbeitet er als Privatsekretär und zugleich als Mitarbeiter der Basler *National-Zeitung*. Er wird der Mann der Piazza von Lugano, behandelt die städtischen Entwicklungsfragen, und sein *Führer* durch die Stadt am Ceresio ist ein bleibendes Dokument seiner Sympathie für den Südkanton. Er schreibt regelmäßig Berichte aus dem Sottoceneri und kommentiert die Probleme des Tessins in Politik und Verkehr. Mit besonderem Eifer bekämpft er die italienische Irredenta und das Blatt *Adula*. Als Kenner des tessinischen Volkes studiert er auch seine Geschichte und verfaßt beispielsweise für die *Guten Schriften* eine Biographie des Pioniers Mosè Bertoni. In seinen Erzählungen *Tessiner Geschichten* und *Päonie* erweist er sich ebenfalls als echter Freund der Tessiner. Seine Leit-

artikel besprechen sehr oft die Ereignisse in Italien zur Zeit des Faschismus. Benito Mussolini verfolgt er mit tödlichem Haß, was eindeutig aus dem Buche hervorgeht, das er über ihn verfaßt hat. In seinem Hause verkehren darum auch die «fuorusciti», unter andern Graf Sforza und Luigi Einaudi. Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten der Literatur finden sich in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften verstreut. Auch im Radio arbeitet er intensiv mit. Daneben wirkt er als Herausgeber von Anekdotensammlungen, Memoiren und Briefen, sowie als Übersetzer aus dem Französischen, Italienischen und Englischen, vorab für den Verlag Robert Lutz in Stuttgart. Im innersten Wesen ist Adolf Saager Pazifist, und seine tiefsten Bücher wollen der Völkerversöhnung, der Organisation geistiger Arbeit in europäischem Sinne und dem Anstand zwischen den großen Sprachkulturen dienen. Zu einem im Orell-Füßli-Wettbewerb 1924 mit dem zweiten Preis ausgezeichneten Roman hat ihm Romain Rolland geschrieben: «Cher Monsieur Saager, j'ai lu votre roman avec vive sympathie. C'est une idée dramatique que celle de cette mère qui voit son enfant victime du démon d'invention meurtrière de son mari, et le débat de conscience qui suit est vrai et émouvant. J'applaudis à vos généreuses espérances – sans les partager entièrement. Mais il faut ne jamais se lasser de croire à la vraie justice, à la vraie coopération fraternelle des peuples – et de travailler à leur avènement. En cordiale sympathie: Romain Rolland.»

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Welt der Materie*, gemeinverständliche Darstellung der Chemie, Stuttgart 1907. – HELEN KELLER, *Briefe meiner Werdezeit*, Stuttgart 1910. – *Das Rätsel Kaspar Hauser*, 1911. – *Alexis und Daphne*, romantisches Schäferspiel, Ansbach 1911. – *Von der Natur zur Kunst*, ein Wegweiser, Berlin-Schöneberg 1911. – *Blücher-Anekdoten*, Stuttgart. – *Blüchers Briefe an seine Frau*, Stuttgart. – *Napoleons Briefe an Josephine*, Stuttgart. – *Von der Liebe, den Frauen und der Galanterie*, Aufzeichnungen der NINON DE LENCLOS, Stuttgart. – *Der Kampf gegen den*

*Krieg*, ein Anekdotenbuch vom Frieden, Stuttgart. – *Henry Ford*, Charakterbild, Stuttgart. – *Zeppelin: Der Mensch, der Kämpfer, der Sieger*, Stuttgart. – *Die Frucht des Weltkrieges*, Stuttgart. – *Des Herrn Pepi Hubers Kriegserlebnisse*, München/Berlin 1914. – *Unser Feind, der Krieg*, München/Berlin 1918. – *Deutschland und die Schweiz*, Zürich 1919. – *Tessiner Geschichten*, Lugano 1922. – *Menschlichkeit*, Zukunftsroman vom Geist des Völkerbundes, Lugano 1923. – *Versöhnung*, Zürich 1924. – *Demir Kapu*, Roman, 1924. – *Schweizer Lebensbilder*, Gute Schriften, Basel 1925. – *Päonie*, Tessiner Novellen, Lugano 1928. – *Der Winterthurer Naturphilosoph Heinrich Ziegler*, Winterthur 1930. – *Das Verschwörernest im Tessin*, Zürich 1931. – *Mussolini ohne Mythos*, Übersetzung ins Französische, Paris 1933. – *Giuseppe Mazzini*, Zürich 1935. – *Mosè Bertoni*, ein Tessiner Forscher und Pionier, Gute Schriften, Basel 1941.

LITERATUR: Nachruf in der Basler *National-Zeitung*, Abendblatt vom 1. September 1949 (mit Bild). – *Neue Schweizer Biographie*, herausgegeben von A. BRUCKNER, S. 445 (mit Bild).

Ernst Fischer 715

**Sager, Alfred**, \* 22. Juni 1888 in Birrwil, † 9. Februar 1952 in Beinwil. Zigarrenfabrikant, freier Prediger und Seelsorger, besuchte die Schulen von Birrwil und Beinwil am See und wurde 1904 in Reinach konfirmiert. Zuerst Tabakarbeiter in der Fabrik eines Onkels, betätigte er sich, nachdem sein Vater 1906 in Beinwil eine eigene kleine Zigarrenfabrik gegründet hatte, als Geschäftsreisender. Nach dem Tode des Vaters übernahm er zusammen mit seinem Bruder die Fabrik, die sich nach Jahren harter Arbeit zu einem angesehenen Betrieb entwickelte. Das Erlebnis des Ersten Weltkrieges zeigte ihm, wie eitel das Streben nach materiellen Gütern sei. Autodidaktisch geschult in Psychologie, Philosophie und Theologie und beeinflusst durch die Pfingstgemeinschaft, bemühte er sich um den Weg der Nachfolge Christi. Nachdem er erstmals auf einer Geschäftsreise in die Innerschweiz an sich das Wunder einer Heilung durch die Kraft des Glaubens erlebt hatte, verzeichnete er weitere erstaun-

liche Erfolge von Krankenheilungen, die ihn weitherum bekannt machten. 1921 eröffnete er sein privates Erholungsheim «Dankensberg» in Beinwil. Aus der ganzen Schweiz, aber auch aus dem Auslande, vor allem aus Deutschland, beherbergte er bald viele Gäste, die er auf allgemeinchristlicher Grundlage seelisch betreute. In Beinwil und in den Nachbargemeinden hielt er öffentliche Bibelstunden. Obwohl in engem Kontakt mit den freikirchlichen Gemeinschaften brach er nicht mit der reformierten Landeskirche und ließ seine Kinder durch diese unterrichten. Nachdem er 1933 den «Dankensberg» erweitert hatte, gab er sein Tabak-Geschäft vollständig auf, um sich ganz der Seelsorge zu widmen. Seit 1934 unterstützte ihn sein Mitarbeiter Albert Meier aus Mönthal. Sager war eine christliche Originalpersönlichkeit, deren starke pädagogische Neigung sich mit großer seelsorgerischer Weisheit verband.

VERÖFFENTLICHUNGEN: ALFRED SAGER, *Trost den Verzagten*, herausgegeben von Pfr. KLAUS GUTSCHER, Menziken 1955.

Willi Gautschi 716

**Sandmeier, Melchior**, von Seengen, \* 29. Juli 1813 in Seengen, † 16. September 1854, einen Tag nach der Geburt des sechsten Kindes Traugott (s. diesen Artikel) in Wettingen. Hat als Sohn eines in Not geratenen Bauern die Landarbeit kennengelernt, sich dann in Schafisheim als Posamenter ausgebildet und mit 19 Jahren, dank der Fürsorge von Pfarrer Amsler, Fahrwangen, einen Seminarkurs besuchen können (1832–1835). Lehrer in Kulm, dann, 1836 bis 1843 an der eigenartigen Gesamtschule für Bauernkinder in Zofingen, wo er bis zu 117 Schüler zu unterrichten hatte und doch noch Zeit fand zu naturwissenschaftlichen und pädagogisch-psychologischen Studien und zu reger Teilnahme an der Tätigkeit der Kulturgesellschaft des Bezirkes, die er 1839 bis 1843 präsidierte. 1841 Ehe mit Margaretha Caroline Marti von Aarau (1819 bis 1891).

1843 Wahl als Naturkundlerlehrer und Lehrer an der Übungsschule des Lehrerseminars Lenzburg. 1847 Studien an der württembergischen landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim. Sandmeier hat nach der Übersiedelung des Seminars ins Kloster Wettingen die Idee des Seminarleiters Augustin Keller, die Schule mit einem landwirtschaftlichen Musterbetrieb zu verbinden und so die Lehrerschaft dem Volksleben näher zu bringen, aufs beste verwirklicht. Daß seine fruchtbare Tätigkeit erheblich zu dem hohen Ansehen, dessen sich das Seminar um die Mitte des letzten Jahrhunderts erfreuen durfte, beigetragen hat, geht auch aus der Hochschätzung Sandmeiers durch J. J. Wehrli, den Pionier von Hofwil und Kreuzlingen hervor. Die von Seminaristen betreuten Versuchsfelder («Wenn der Landmann nicht wiegt, nicht mißt und nicht rechnet, so geht er zugrunde») zeitigten Ergebnisse, die Sandmeier in einer Schrift und in Artikeln, die weit über den Aargau hinaus Beachtung fanden, auswertete. Sandmeier hat viel zur Einführung des Anbaus der Runkelrüben und des Futtermaises beigetragen. Die im Seminar eifrig gepflegte Zucht der Seidenraupe dagegen hat sich nicht durchsetzen können.

Was Sandmeier, ein Mann von schwächerer Konstitution, in den nur sieben Jahren seines Wirkens in Wettingen, die ihm vergönnt waren, geleistet hat, ist erstaunlich. Er war Lehrer für Naturkunde und Landwirtschaft am Seminar, Hauptlehrer (Sprache, Religion und Naturkunde) an der Übungsschule, Leiter des großen Gutsbetriebes, Aktuar der aargauischen landwirtschaftlichen Gesellschaft und Redaktor der von ihr herausgegebenen Zeitschrift *Mitteilungen über Haus-, Land- und Forstwirtschaft für die Schweiz*. Außerdem verfaßte er ein wissenschaftlich gründlich unterbautes *Lehrbuch der gesamten Landwirtschaft*, das erste in der deutschen Schweiz erschienene, sowie ein zweibändiges *Lehrbuch der Naturkunde*, das dem Lehrer nicht nur den nötigen Stoff in Physik, Chemie und Biologie ver-

mittelt, sondern ihm auch immer wieder eingehende methodische Hinweise für die unterrichtliche Gestaltung gibt. Seine Ratschläge verdienen noch heute Beachtung: «Der Lehrer Sorge vor allem für eine unmittelbar sinnliche Anschauung ... Man suche so viel möglich den Schüler selbst zu bethätigen und bei ihm ein bleibendes Interesse zu weiterem Streben oder Forschen zu begründen ... Der Unterricht stehe so viel möglich in Verbindung mit dem ganzen Anschauungsleben und Wirkungskreis des Schülers.»

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Methodisch-praktische Anleitung zur Ertheilung eines geist- und gemüthbildenden Unterrichts der Naturkunde in Volksschulen*, 760 Seiten, Baden 1848. 2. Auflage: *Lehrbuch der Naturkunde, methodisch behandelt für die verschiedenen Stufen der Volksschule*, 2 Bände, 860 Seiten, Aarau 1850/51. – *Eine volkswirtschaftliche Frage: Ist es möglich, daß der Volkswohlstand in unserm Lande von Seite der Landwirtschaft erhöht, und dadurch der überhandnehmenden Armuth Einhalt gethan werden kann?* 42 Seiten, Aarau 1851. – *Gemeinfaßlich-rationelle Landwirthschaftslehre*, 385 Seiten, Aarau 1853. – Zahlreiche Artikel in *Mitteilungen über Haus-, Land- und Forstwirtschaft für die Schweiz*, Aarau, Jahrgänge 1850 bis 1854.

LITERATUR: AUGUSTIN KELLER, *Lebensbild, im Programm des Lehrerseminars Wettingen 1854*. – J. KELLER, *Das Aargauische Lehrerseminar*, Baden 1897. – BAUMANN, *Biographische Notiz, in Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1855*, S. 259. – *Seerosen* (Seengen), 1888, S. 28; *Seetaler* vom 22. Januar 1949. Max Oettli 717

**Sandmeyer, Traugott**, Ehrendoktor der Universität Ruperto-Carola in Heidelberg und der ETH in Zürich. \*15. September 1854 im Seminar Wettingen, †9. April 1922 in Zollikon/Zürich, Sohn des Melchior Sandmeyer, Seminarlehrer in Wettingen. 1888–1918 Chemiker in der Firma J. R. Geigy AG in Basel, berühmt durch die nach ihm benannte Sandmeyer-Reaktion, Erfinder origineller Synthesen zur Herstellung von organischen Zwischenprodukten und von Anilinfarbstoffen; be-

kannt durch seine geniale Indigosynthese und das Isatin.

Traugott Sandmeyer ist der vollkommene Autodidakt. Er lernt das Handwerk eines Feinmechanikers in Zürich und kommt dadurch in Kontakt mit Viktor Meyer, Chemieprofessor am Eidgenössischen Polytechnikum, der die außerordentlichen Fähigkeiten Sandmeyers erkennt. Die Stelle eines Vorlesungsassistenten wird eigens für ihn geschaffen. Als solcher entdeckt er mit Viktor Meyer das Thiophen, den Begleitstoff des Benzols. 1884 folgt die Entdeckung der neuen chemischen Reaktion, die fortan seinen Namen tragen wird. Es ist die Methode zum Ersatz der Amidogruppe durch Chlor, Brom, die Cyan- und die Nitrogruppe.

In der Firma Geigy entwickelt Sandmeyer eine äußerst fruchtbare Forscher- und Erfindertätigkeit mit gegen 70 deutschen Patenten. Mit seinen Erfindungen hat er wesentlich zur Entfaltung der Industrie der Teerfarbstoffe in Basel und in der Welt beigetragen und recht eigentlich ihre Entwicklung zur Großindustrie mitbegründet. Bekannt sind seine originellen Aldehydsynthesen. Von den klassischen Anilinfarbstoffen sind zahlreiche mit seinem Namen verbunden.

LITERATUR: Traugott Sandmeyers *Forschungen und Erfindungen*, von HANS HAGENBACH, in *Helvetica Chimica Acta VI* (1923) 134. – Dr. CONZETTI, T. Sandmeyer †, Nachruf in *Chemikerzeitung*, Cöthen 1922, Nr. 73, S. 549. – *Unsere Arbeit und wir*, Werkzeitung der J.R. Geigy AG, Heft Nr. 3 (1947): Dr. Traugott Sandmeyer zum Gedächtnis. – Dr. H. MEYER, Traugott Sandmeyer (1854–1922), in *Vierteljahresschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich* 67 (1922) 413. – H. E. FIERZ-DAVID, T. Sandmeyer †, in *Journal of the Society of Chemical Industry* 41 (1922) 187–98.

Max Fischer 718

**Sauerländer, Carl August**, von Aarau, \* 10. Dezember 1806, † 27. Oktober 1868. Verleger, Buchdrucker. Schulung im Institut Fellenberg in Hofwil. Mit siebzehn

Jahren Bezug der Universität Basel, ein Jahr in Genf. Dann Bezug der Universität Berlin, wo er Philosophie und Geschichte studierte (bei Hegel, Schleiermacher, Böckh, Raumer u. a.). Abberufung von der akademischen Laufbahn, weil der ältere Bruder nicht ins Geschäft des Vaters eintreten will. Übernimmt 1837 mit seinem jüngeren Bruder Fritz Sauerländer (\* 25. Oktober 1808, † 8. März 1858) Buchdruckerei und Sortiment und 1845 auch den Verlag. Die Firma Sauerländer stand damals auf der Höhe ihres Schaffens. Sortiment und Verlag, Druckerei mit Zeitung sowie die von 1823 bis 1848 betriebene Papiermühle in Küttigen boten ein reiches Wirkungsfeld.

Gemeinderat und Großrat geworden, interessierte sich Carl Sauerländer ganz besonders für das Schulwesen (Bezirksschulrat, Kantonsschulrat, Direktionsmitglied der Höheren Töchterschule). Mitgründer des Schweizerischen Buchhändler-Vereins, den er auch zeitweise präsidierte. Er macht als Quartiermeister 1832 und 1833 die Interventionszüge in die Kantone Basel und Schwyz mit.

LITERATUR: EMIL ZSCHOKKE, *Zur Erinnerung an Carl Sauerländer, Buchdrucker von Aarau*, im *Jahresbericht des Schweizerischen Buchhändlervereins für das Vereinsjahr 1899/1900*.

Remigius Sauerländer 719

**Sauerländer, Heinrich Remigius**, \* 13. Dezember 1776 in Frankfurt am Main † 2. Juni 1847 in Aarau. Verleger, Buchdrucker, Papierfabrikant und Buchhändler. Lehre als Buchdrucker und Buchhändler in Frankfurt. Aus einer Familie stammend, in der die Buchdruckerkunst seit mehreren Generationen geübt wurde, kam er um 1800 herum nach Basel und wurde 1802 Teilhaber der Buchhandlung Samuel Flick. Im Juli 1803 eröffnete Flick in Aarau eine Filiale seiner Buchhandlung, einen Zeitschriftenverlag und eine Buchdruckerei, denen hauptsächlich Sauerländer vorstand. Auf den 1. August 1807 trennte er sich von Flick und übernahm

das Aarauer Geschäft. Sein Verlag gewann durch verschiedene Zeitschriften, wie unter anderem Pestalozzis *Wochenschrift für Menschenbildung*, Fellenbergs *Landwirtschaftliche Blätter von Hofwil*, durch die von Heinrich Zschokke redigierten Zeitschriften, wie den *Schweizer-Boten*, die *Erheiterungen*, die *Stunden der Andacht* und andere und hauptsächlich durch die von 1814 bis 1821 erscheinende *Aarauer Zeitung* in kurzer Zeit fast europäische Bedeutung und Ansehen. In seinem Verlag erschienen neben der Gesamtausgabe von Zschokkes Werken auch andere bedeutende Bücher, unter andern Meyers Berichte über die Erstbesteigungen von Jungfrau und Finteraarnhorn, Schriften von Troxler, Stadlers *Versuch eines schweizerischen Idiotikons*, Lutzens *Nekrolog denkwürdiger Schweizer*, das *Geographische Handlexikon der Schweiz von 1822*, die *Alemannischen Gedichte Hebbels* von der fünften Auflage an, Fröhlichs *Fabeln* illustriert von Martin Disteli, Renggers *Reise nach Paraguay*, Usteris *Handbuch des Schweizerischen Staatsrechts*, verschiedene Schul- und Lehrbücher.

1822/23 erbaute Sauerländer eine Papiermühle in der Benkerklus bei Küttigen, die bis 1848 betrieben wurde, und 1833 bis 1838 das geräumige Geschäftshaus an der Laurenzenvorstadt, das den Verlag noch heute beherbergt. Sauerländer besaß schon 1835 eine Schnellpresse, die zweite, die in der Schweiz aufgestellt wurde. Obwohl er im politischen Leben persönlich nicht hervortrat und von öffentlichen Ämtern nur das eines Bezirksschulrates annahm, förderte er als Verleger durch seine Zeitschriften und Bücher und durch den Vertrieb des ganzen deutschsprachigen Schrifttums mittels seines Sortimentes wie wenige den geistigen Aufbau der neuen Schweiz. Er präsierte die Aargauische Gesellschaft für vaterländische Kultur und war auch eine Zeitlang Präsident des Bürgerlichen Lehrvereins.

Maßgebend hat er an der Organisation des deutschsprachigen Buchhandels mit-

gearbeitet, er war ein Vorkämpfer für die Regelung der Verlags- und Urheberrechtsfragen.

Siehe *Lebensbilder*, S. 100–3.

Robert Oehler 720

**Sauerländer, Johann Remigius**, von Aarau. \* 5. Dezember 1804, † 18. September 1844. Oberstleutnant. Besuchte die Schulen von Aarau. Aufenthalt in einer Genfer Buchhandlung zum Erlernen der französischen Sprache, Weiterbildung als Buchhändler in Frankfurt und München. Rückkehr nach Aarau und Eintritt in die Firma Sauerländer. Er war aber mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung Buchhändler geworden. Ihn interessierte das Soldatenhandwerk viel mehr. Austritt aus der Firma 1828.

1826 Brevet als Artillerie-Leutnant, Dienstleistungen im Kanton. 1834 aargauischer Artilleriehauptmann. Batteriekommandant bei den Unruhen von 1835. 1838 Brevet als Stabshauptmann im eidgenössischen Artilleriestab. Teilnahme an den eidgenössischen Artillerie-Inspektionschulen in Thun und an eidgenössischen Musterungen. Leiter der Artillerie-Instruktionen in Solothurn und Schaffhausen. Organisation der Artillerie des Kantons Tessin. 1838 Major. 1840 Entlassung aus dem eidgenössischen Artilleriestab, 1841 Brevet als Oberstleutnant, Kommandant der Artillerie 1841 beim Aufstand im Freiamt, wo durch sein Eingreifen das Gefecht zugunsten der Regierungstruppen entschieden wird. 1841 Chef des aargauischen Scharfschützen-Korps, 1842 Chef der aargauischen Artillerie. Mitglied und später Präsident der Untersuchungskommission für das Geschütz- und Wagenwerk. Berufungen durch die eidgenössischen Behörden zu wichtigen, das Artilleriewesen beschlagenden Verhandlungen und Kommissionen.

Mitglied des Großen Rates des Kreises Suhr.

Sauerländer erlag noch jung einer sich im Militärdienst gehaltenen Krankheit.

LITERATUR: *Zur Erinnerung an Johann Remigius Sauerländer, Artillerie-Oberst-Lieutenant von Aarau.* – ARNOLD KELLER, *Augustin Keller 1805–1883.* Remigius Sauerländer 721

**Sauerländer, Karl Heinrich Remigius,** von Aarau. \* 28. November 1848, † 14. Mai 1919. Verleger und Buchdrucker. Nach Absolvierung der Schulen von Aarau, Studienjahr an der Akademie Lausanne, zweijährige Lehre als Buchhandlungsgehilfe in Würzburg, von der er infolge des plötzlichen Todes des Vaters zurückgerufen wird. Da sein Schwager Guido Zschokke (\* 29. Juni 1835, † 14. April 1900) in der Firma leitend tätig war, war es Sauerländer möglich, an den Universitäten Berlin und Wien weitere Studien zu machen, die er mit einer mehrwöchigen Studienreise nach den USA (1872) abschloß, um endgültig in die Firma einzutreten.

Er übernahm den Verlag und die Buchdruckerei, die er fast fünfzig Jahre betreute. Unter seiner Leitung widmete sich der Verlag vor allem der Heimatkultur (Mundartdichtung, Volkstheater), dann der Geschichtsforschung (Publikationen von Walther Merz, J. Hunziker u. a.), der Jurisprudenz (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen).

Sauerländer war Mitglied des Schweizerischen Buchhändler-Vereins und des Schweizerischen Buchdrucker-Vereins, wo er tatkräftig mitarbeitete. Er war Mitglied des Aargauischen Handelsgerichtes, tätiges Mitglied der Kaufmännischen Gesellschaft, der Aargauischen Handelskammer und vertrat Handel und Industrie im Großen Rate von 1889 bis 1909. Von 1891 bis 1899 übertrugen ihm die USA die Funktionen eines Konsularagenten.

Sauerländer interessierte sich auch für das Schulwesen und war Mitglied einer Reihe von Kommissionen, die er teilweise präsiidierte. Als Leutnant machte er 1870 einen Teil der Grenzbesetzung mit, kommandierte später das Fricktaler Bataillon 58 und als Oberstleutnant den Landsturm des Kreises 5.

Er interessierte sich lebhaft für Kunst, war Präsident des Aargauischen Kunstvereins und bemühte sich ganz besonders um das Zustandekommen des Zschokke-Denkmal in Aarau. Jahrzehntlang betreute er das Kassieramt der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau.

Sauerländer war auch Mitgründer der Anstalt für schwachsinnige Kinder in Biberstein (1889), welche Institution ihm sehr am Herzen lag und welche er viele Jahre präsiidierte.

LITERATUR: G. ALDER, *Zum Andenken an Herrn Karl Heinrich Remigius Sauerländer-Frey in Aarau.* – ERNST ZSCHOKKE, *Remigius Sauerländer, in Aargauer Tagblatt* vom 20. Mai 1919. – *Jahresbericht des Schweizerischen Buchhändlervereins über das Vereinsjahr 1918/19.*

Remigius Sauerländer 722

**Saugy, Louis,** \* 7. Februar 1863 in Paris, † 7. März 1931 in Laufenburg, Maler und Zeichner, Sohn des Maschinenfabrikanten Louis Saugy von Rougemont VD; seine Mutter ist eine geborene Pariserin. Er kommt 1871 in das Haus seines Onkels Emanuel Scheiben nach Château-d'Oex, besucht später das Gymnasium und 1882 die Akademie in Lausanne. Als Hauslehrer und Gesellschafter eines russischen Fürsten bereist er viele Länder Europas und besucht Museen und Galerien. 1886 bis 1892 obliegt er einem regelmäßigen Studium am österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, tatkräftig unterstützt und gefördert vom russischen Botschaftsrat Fürst Gregoire Cantacuzène, dessen Tochter Saugy drei Jahre lang unterrichtet. Dieser Kunstmäzen, welcher Saugy weitere Studien in Böhmen ermöglicht, wird nach Amerika versetzt, und für Saugy beginnen schwierige Zeiten. Er findet Unterstützung durch Freunde an der Hofoper in Wien und genießt später die Gastfreundschaft des Tischlermeisters Semeria in San Remo. Im Sommer 1893 malt und zeichnet er im Auftrage des Großindustriellen Karl Scheidler auf dem Schloß Blumerode bei Breslau;

im Winter 1893 ist er Hauslehrer beim Grafen Talerici in San Remo und findet reichlich Zeit zu künstlerischen Studien an alten Häusern, Brücken und Stadtteilen. 1895 kehrt er in die Schweiz zurück und malt meist Straßeninterieurs alter Städte in Tuschmanier, die er in schweizerischen Museen sowie in Dresden, München und London ausstellt. 1900 bis 1903 wohnt er in Zürich, bis 1905 in Basel und dann wieder in Zürich. Im Selbstverlag des Künstlers, der in der Kupferstichsammlung des Polytechnikums in Zürich vertreten ist, erscheinen zahlreiche Ansichten nach seinen Tuschzeichnungen (Photogravüren). Er arbeitet oft im Auftrage Mr. John Leishmanns, des Gesandten der Vereinigten Staaten. – 1907 läßt sich Saugy in Laufenburg nieder. Es ist sein Verdienst, die Seele des alten Rheinstädtchens auf den trotzigen Felsköpfen am wildschäumenden Laufen in künstlerisch wertvollen Tuschzeichnungen und zarthauchigen Pastellbildern der Nachwelt erhalten zu haben. Mit dem Verschwinden der alten Stromlandschaft wird es auch um Saugy stiller. Trotz materieller Not kann er sich von seinen ihm verbliebenen Werken nicht mehr trennen, und der «prince des rochers du gorge du Rhin», wie der lebenswürdige alte Herr im langen Silberhaar sich gerne nennen hörte, müßte buchstäblich verhungern, fände er nicht Gastfreundschaft und Unterstützung.

Saugy war ein begnadeter Zeichner seltener Art. In liebevoller Hingabe an seine Objekte schuf er Werke von erstaunlicher Präzision in der Detailwiedergabe und von künstlerischer Geschlossenheit und Ausdruckskraft zugleich. Seine Wiedergabe von Interieurs mittelalterlicher Wohnräume und seine malerischen Zeichnungen von alten Brücken, Häusern und Stadtpartien sind zugleich wertvolle historische Dokumente. Neben der Feder war die Pastellkreide sein bevorzugtes Werkzeug. Mit seinen 300 Farbstiften verstand er, die gedämpfte Palette alter Mauern und Giebel auf verwaschenem

Fels, die Transparenz zerstiebender Wogen und den Rhythmus schäumenden Wellenspieles in Werke voll Kraft und Weichheit zu bannen.

Die meisten seiner Werke sind bei privaten Auftraggebern und Gönnern in ganz Europa zerstreut. Ein kleiner Nachlaß ist in privatem Besitz in Laufenburg. Photogravüren von seinen Stromlandschaften hängen in zahlreichen Häusern Laufenburgs.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, IV. Band, Supplement. – *Illustrierte Kunst-Revue*, 3. Jahrgang, Nr. 12. Berlin/Leipzig/Wien. – Nekrolog im *Fricktaler* 1931, Nr. 30. – Briefkopien im Besitze von CH. VUILLIEN, Laufenburg.

Fritz Stäuble 723

**Saxer, Philipp**, \* 28. April 1800 in Sarmenstorf, † 6. November 1868 in Zurzach, Chorherr des St.-Verena-Stifts in Zurzach. Die Jugend verbringt Philipp Saxer inmitten einer großen Geschwisterschar auf dem Hof Leidenberg bei Sursee, den sein Vater 1802 übernommen hat. Seine erste Schulbildung genießt der talentierte Knabe in Oberkirch, Sursee und im Kloster Muri. 1815 siedelt er zum Studium nach Luzern über. Er absolviert zum Abschluß den theologischen Kurs unter den Professoren Widmer, Salzmann und Gügler und zeichnet sich dabei durch großen Fleiß aus. Ein Staatsstipendium setzt ihn in die Lage, seine Studien in Landshut fortzusetzen. Mit der Note «vorzüglich» in Fleiß und Fortschritt schließt er dort nach zwei Jahren ab. Nachdem er in Aarau eine Wahlfähigkeitsprüfung bestanden hat, wird er 1825 als Lehrer für Deutsch, Arithmetik, Geographie, Geschichte, Zeichnen und Naturkunde an die Sekundarschule Laufenburg gewählt. Im gleichen Jahre wird er in Solothurn zum Priester geweiht und liest im Kloster zur Visitation (wo seine Tante Verena Magdalena Keller aus Sarmenstorf als Chorfrau weilt) seine erste Messe. Im allgemeinen wird seine Tätigkeit als Lehrer in Laufenburg geschätzt; jedoch wird er von einer gewissen Seite

auch heftig angefochten. Neben seiner Lehrtätigkeit ist er noch Mitglied des Bezirksschulrates und Gehilfe des Stadtpfarrers. Bei ernsten und heiteren Festanlässen erfreuen sich die Laufenburger der Früchte seiner poetischen Begabung. Äußere Unannehmlichkeiten, die Last des Schuldienstes und ein schweres Brustleiden, welches Saxer durch sein ganzes Leben begleitet, brechen plötzlich seine geistige und körperliche Jugendkraft, und er zieht sich vom Schuldienst einige Zeit auf den väterlichen Hof zurück. 1836 übernimmt er die Manuskriptkammer Küntensulz, wo ihm neben dem Amt noch Zeit bleibt zu ernsthaften Studien (Kirchenväter, Virgil, Horaz). Aber schon drei Jahre später ernennt ihn die aargauische Regierung zum Pfarrer von Wislikofen im Studenland, welcher Pfarrei auch Mellstorf und Böbikon zugeteilt sind. Er nimmt Wohnsitz in der ehemals sankt-blasianischen Propstei und betreut mit großem Fleiß seine weitläufige Gemeinde. Er erzieht sich einen jugendlichen Sängerkor, dessen Mitglieder sich verpflichten müssen, auch im alltäglichen Leben ihren Mitmenschen als Vorbild zu dienen. Alljährlich macht er mit ihnen zur Belehrung Ausflüge in die nähere Umgebung, wie z. B. 1845 nach Böbikon zur Schloßruine Grüneck (die erst vor ein paar Jahren wieder neu entdeckt wurde). Neben seiner Hingabe für Schulen, für Arme und Kranke beschäftigt er sich mit Literatur, lernt neu die französische Sprache kennen und veröffentlicht in verschiedenen Zeitschriften eigene Gedichte, jedoch stets ohne Nennung seines Namens. Nach 17jähriger segensreicher Tätigkeit wechselt er nochmals die Stelle, indem er vom Chorherrenstift Zurzach zum Pfarrer von Würenlingen erkoren wird. Ins gleiche Jahr fällt seine Wahl zum Dekan des Kapitels Regensberg. Abermals folgt ein Decennium selbstloser Hirtenarbeit. Endlich bringt die Ernennung zum Chorherrn dem neuerdings an Engbrüstigkeit leidenden Priester die verdiente Ruhe. Am 3. März 1868 zieht er in den Chorchhof St. Ursus und

Viktor in Zurzach ein. Leider sind dem unermüdlichen Schaffer nur noch wenige Monate der Ruhe gegönnt, indem er schon im November vom Tode ereilt wird. Seine dichterischen Schöpfungen wurden erst nach seinem Tode herausgegeben. Wenn sie auch in ihrem literarischen Wert meist als bescheiden bezeichnet werden müssen, so atmen sie doch einen wahrhaft frommen Geist und eine Gesinnung, die der Beachtung würdig ist.

LITERATUR: JOH. HUBER, *Leben und Gedichte des hochwürdigen Herrn Philipp Saxer, gewesenen Chorherrn zu St. Verena in Zurzach*, Aarau 1870. Walter Fischer 724

**Scartazzini, Giovanni (Gian) Andrea**, \* 30. Dezember 1837 in Bondo (Bergell), † 10. Februar 1901 in Fahrwangen, Pfarrer und Dante-Forscher. Erste Schuljahre in Bondo, Selbststudium des Französischen, erste Bekanntschaft mit dem Werk Dantes; 1856 Aufnahme ins Basler Missionshaus; 1863 bis 1865 Studium der Theologie in Basel und Bern, Abschluß in Bern; darauf Pfarrvikar in Twann; 1867 Pfarrer in Abländschen am Jaunpaß, 1869 in Melchnau BE; 1871 bis 1874 Lehrer für italienische Sprache und Literatur an der Kantonsschule Chur; 1874 kurze Zeit Leiter eines Instituts in Walzenhausen AR; 1875 bis 1884 Pfarrer in Soglio (Bergell); als seine Heimatgemeinde Bondo sich dem Waldenserbekenntnis anschließt, verläßt Scartazzini das Bergell; vom 27. April 1884 bis 10. Februar 1901 Pfarrer in Fahrwangen-Meisterschwanden.

Als Pfarrer und guter Kanzelredner nimmt G. A. Scartazzini während seines ganzen Lebens leidenschaftlichen Anteil an theologischen, sozialen und politischen Problemen der Zeit. Sein bleibendes Verdienst ist der nach Umfang und Ideengehalt bedeutende Beitrag zur Dante-Forschung. Es ist weniger dort zu suchen, wo Scartazzini eine Gesamtschau des Lebens und der Werke Dantes versucht, als vielmehr in den Büchern und Abhandlungen, die, wie die beiden Kommentare zur *Divina Commedia* (sogenannte *Commento*

*maggiore*, 1874 bis 1882; *Commento minore*, 1893, in der Überarbeitung von Vandelli noch heute einer der reichsten und zuverlässigsten), zu Dante hinführen. Dieser in seiner Art gewaltige Beitrag, zeitbedingt und zeitgebunden, hat seine Grenzen auch von der Persönlichkeit des Forschers her. Bei aller Lebendigkeit der Darstellung und Leidenschaft der Polemik geht durch die Arbeiten Scartazzinis eine verstandesmäßige Kühle. Der Zugang zu Dante als Künstler bleibt Scartazzini verschlossen; dafür hat er den Zugang zur Ideenwelt des Dichters seinen Anlagen und seiner Begabung entsprechend um so schärfer aufgezeigt. Zweifellos gehört G. A. Scartazzini zu den bedeutendsten und berühmtesten Dante-Forschern; im Pfarrhaus zu Fahrwangen, wo 1952 (28. September) eine Gedenktafel angebracht wurde, gingen um die Jahrhundertwende die größten Dante-Forscher der Zeit und mit ihnen bekannte Verleger ein und aus, mehr Deutsche als Italiener, da Scartazzini, in seiner Zweisprachigkeit zwar Mittler zwischen Süd und Nord, doch eher im Lager der deutschen Dante-Forscher steht.

**BIBLIOGRAPHIE:** *Streitblätter zum Frieden*, Biel 1866. – *Die theologisch-religiöse Krisis in der Bernischen Kirche, ein Beitrag zur Kirchen- und Ketzergeschichte des 19. Jahrhunderts*, Biel 1867. – *Der Stabioprozeß*, Zürich 1880. – *Über die soziale Frage*, Aarau 1884. – *Dante Alighieri, i suoi tempi, la sua vita, le sue opere*, Biel 1869. – *La Divina Commedia di Dante Alighieri, riveduta nel testo e commentata*, Vol. I: *L'Inferno*. Leipzig 1874; Vol. II: *Il Purgatorio*, Leipzig 1875; Vol. III: *Il Paradiso*, Leipzig 1882. – *Dante in Germania. Storia letteraria e bibliografica dantesca alemanna*, Parte I<sup>a</sup>: *Storia critica della letteratura dantesca alemanna dal sec. XIV<sup>o</sup> sino ai nostri giorni*, Milano 1881. – *Dante in Germania*, Parte II<sup>a</sup>: *Bibliografia dantesca alfabetica e sistematica*, Milano 1883. – *Dante*, I: *Vita di Dante*; II: *Opere di Dante*, Milano 1883. – *Prolegomeni della Divina Commedia*, Introduzione allo studio di Dante Alighieri e delle sue opere. Vol. IV<sup>o</sup> della Divina Commedia, riveduta nel testo, commentata, Leipzig 1890. – *Dante-Handbuch*. Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften Dante Alighieris,

Leipzig 1892. – *La Divina Commedia riveduta nel testo e commentata*, Edizione minore, Milano 1893; seit der 4. Auflage, 1903, überarbeitet von G. VANDELLI. – *Dantologia*, Vita ed opere di Dante Alighieri, 2. Auflage des Werkes *Dante*, des Jahres 1883, Milano 1894. – *Dante*, Sammlung «Geisteshelden», Berlin, 1896. – *Enciclopedia dantesca*, Dizionario critico e ragionato di quanto concerne la vita e le opere di Dante Alighieri, Vol. I<sup>o</sup>, Milano, 1896; Vol. II<sup>o</sup>, parte prima, Milano 1898; Vol. II<sup>o</sup>, parte seconda, Milano 1899. – *La Divina Commedia di Dante Alighieri, riveduta e commentata*, Vol. I<sup>o</sup>: *L'Inferno*, seconda edizione interamente rifatta ed accresciuta di una Concordanza della Divina Commedia, Leipzig 1900. – *Enciclopedia dantesca*, continuata dal prof. A. FIAMMAZZO, Vol. III<sup>o</sup>, Milano, 1905.

LITERATUR: *Der Bund*, Nr. 43/1 vom 12./13. Februar 1901. – KRAUS, *Allgemeine Zeitung 1901*, Supplementum 38. – PASSERINI, *Giornale dantesco 1901*. – HILTY, *Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft*, Band XC, Bern 1901. – A. FIAMMAZZO, in *Enciclopedia dantesca*, Band III, 1901. – *Giornale storico della letteratura italiana*, Band XXXVII, 1901. – *Curriculum vitae inedito, in tedesco, dedicato al Consiglio sinodale grigione del 16 gennaio 1884*. – F. SAUER, *Biographisches Jahrbuch*, 6. Band, 1904. – RETO ROEDEL, *Ricordando G. A. Scartazzini nel cinquantenario della sua morte*, Milano, o. D. – WALTER GERSTER, *Scartazzini als Mensch und Dante-forscher*, Fahrwangen 1952.

Walter Gerster 725

**Schaefer, Albert Hermann**, \* 19. Juni 1878, † 28. August 1934. Geboren und aufgewachsen in seiner Vaterstadt Basel, studierte er Theologie in Basel, Marburg und Greifswald. Großen Einfluß auf seine innere Entwicklung hatten die Professoren Duhm und Wernle in Basel, Herrmann in Marburg sowie seine Zugehörigkeit zur Herrnhutischen Brüdergemeinde. Von 1905 bis zu seinem Tod war er Pfarrer in Schinznach Dorf. Seine Tätigkeit war gekennzeichnet durch feines Einfühlungsvermögen in Menschen aller Art, durch eine vielseitige Begabung und Interesse für alles und durch ein natürliches, herzliches Wesen. Über sein Wirken in der Gemeinde hinaus diente er der Kirche als

Abgeordneter zu den theologischen Prüfungen, Religionslehrer am Lehrerseminar Wettingen, Redaktor des Monatsblattes für das reformierte Volk des Kantons Aargau und Dekan im Bezirk Brugg.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Moralphilosophie Auguste Comte's*, Diss. Basel 1910. – *Die Trunksucht und ihre Heilung*, S. A. aus dem *Aarg. Hausfreund*, Brugg 1910. – *General Hans Ludwig v. Erlach auf Kasteln*, Brugg 1915. – *Konfirmandenbüchlein*, Basel 1915. – *Heimatboden*. Ein Buch für das Schweizer Volk, herausgegeben zusammen mit PAUL HÖGGER, Basel 1921. – *Festspiel zur Schulhausweihe Schinznach 1923*, als Manuskript gedruckt, Brugg. – *Aus Schinznachs Schulgeschichte*, Erinnerungsblätter zum 50jährigen Bestand der Bezirksschule, Brugg 1924.

NACHRUFE: *Monatsblatt für das reformierte Volk des Kantons Aargau*, Oktober 1934, von P. HÖGGER und M. DIETSCHI. – *Kirchenblatt für die reformierte Schweiz* vom 15. November 1934, von F. DAETWYLER.

Hans Schaefer 726

**Schatzmann, Hans**, von Windisch, \* 24. Januar 1849 daselbst, † 11. Juli 1923 in Bern. Bundeskanzler. Nach Besuch der Schulen seiner engern Heimat und der Aarauer Kantonsschule (Matura 1868) und Absolvierung der Rechtsstudien an den Hochschulen von Heidelberg, München und Berlin als aargauischer Fürsprecher patentiert, führte Schatzmann in Lenzburg kurze Zeit eine Anwaltspraxis, wurde 1874 Gerichtsschreiber und 1875 Gerichtspräsident in Aarau. Dem weitem Vaterland diente er als Soldat und Offizier, zuletzt als Oberst im Justizstab, vor allem aber fast vierzig Jahre lang als hoher und höchster Beamter der Bundeskanzlei. In deren Dienst trat er 1879 als Sekretär und Bureauchef. Schon zwei Jahre später wurde er Vizekanzler und als solcher Sekretär des Ständerates, 1909 als Nachfolger des Aargauers Ringier Bundeskanzler, welches Amt er bis zum Rücktritt auf Ende 1918 bekleidete. Schatzmann war namentlich wegen seiner Verschwiegenheit, seiner Rechtlichkeit, seines ausdauernden Fleißes, seines unermüdligen Eifers und seines bewährten, ge-

sunden Menschenverstandes im Bundeshaus hochgeschätzt.

NEKROLOGE: *Der Bund und Aargauer Tagblatt* vom 12. Juli 1923. Georg Boner 727

**Schaufelbühl, Edmund**, von Zurzach, \* 13. Dezember 1831 daselbst, † 13. Dezember 1902 in Baden. Arzt, Direktor der Heilanstalt Königsfelden. Sohn des Regierungsrates Udalrich Joseph Schaufelbühl (s. d.), Bezirksschüler in Zurzach, Kantonsschüler in Aarau (Matura 1851), Student der Medizin an den Universitäten Zürich, wo ihn besonders der Physiologe Ludwig beeinflusste, Würzburg, wo Virchow und Kölliker seine bevorzugten Lehrer waren, und Wien, 1855 in Aarau als Arzt patentiert, dann zunächst in Zurzach praktizierend. Seine damals mit Fanny Meyer, der Tochter des Badener Kunstmalers Jakob Meyer-Attenhofer, geschlossene Ehe blieb kinderlos. 1862 wurde Schaufelbühl zum Kantonsspitalarzt in Königsfelden gewählt und erwarb sich in der Folge um den Ausbau der kantonalen Krankenanstalten in Königsfelden und in Aarau hervorragende Verdienste, vorerst namentlich durch den Neubau der Irrenanstalt Königsfelden. Mehrere Architekten hatten für den Bau Pläne eingereicht, die nicht befriedigten. Da trat Schaufelbühl in die Lücke. Nach einer Studienreise nach Frankreich, England und Deutschland arbeitete er 1867 die Pläne nach seinen Ideen aus, welche genehmigt und bis 1872 ausgeführt wurden. Schaufelbühl schuf in der Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden, deren erster Direktor er 1871 wurde, eine Musteranstalt, die damals im In- und Auslande anerkannt und vielfach zum Vorbild genommen wurde. Unter seiner Führung kam die Anstalt rasch zur Blüte.

Schaufelbühl, geistig vielseitig begabt, war ausgezeichnet als Arzt, Psychiater und Verwalter, ein Mann, der mit rascher Auffassung eine starke Willenskraft zur Ausführung dessen verband, was er als richtig erkannt hatte. Mit einem vor-

züglichen Gedächtnis ausgestattet, beherrschte er alle medizinischen Disziplinen und bewies sein umfassendes Wissen sowohl als Examinator bei Konkordats-examen wie seinen scharfen kritischen Geist am Krankenbette. Darum schätzten ihn seine Kollegen als trefflichen Diagnostiker und zogen ihn gern in schwierigen Krankheitsfällen bei. Er schlug verschiedene ihm angebotene Professuren aus und blieb Königsfelden treu. In den achtziger Jahren beteiligte sich Schaufelbühl auch maßgebend an den Arbeiten für den Neubau und die Organisation des Kantons-spitals in Aarau. Er wirkte während Jahren als Mitglied der Sanitätskommission, des Erziehungsrates und der Seminar-kommission, als Inspektor der Kantons-schule und als Präsident der Medizinischen Gesellschaft des Aargaus. 1888 verlieh ihm die Regierung die goldene Verdienst-medaille. 1891 zog er sich, nachdem er im November 1890 um seine Entlassung nachgesucht hatte, in den Ruhestand nach Baden zurück, auch dort sich noch mit Bauplänen für Schulhausbauten beschäftigend.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Bericht über den Neubau einer kantonalen Krankenanstalt in Aarau*, Brugg 1881. – *Ein modernes Schulhaus*. Schulhygienische Studien, Baden 1901.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Protokolle des Regierungsrates. – Nekrolog in *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft* 1903, Zürich 1904, S. II–LV (mit Verzeichnis der Vorträge).

Arthur Kielholz 728

**Schaufelbühl, Niklaus Franz Xaver**, \* 2. Januar 1758 in Zurzach, † 7. Januar 1830 daselbst, Stiftspropst des Collegiatstiftes St. Verena zu Zurzach. Bürger von Zurzach. 26. Dezember 1780 Primiz im Verenamünster. Am 2. Juni 1783 wurde dem jungen Geistlichen die Kaplanei ad s. Martyres am Verenastift und das Pfarrvikariat Baldingen übergeben. Nach siebzehnjähriger Tätigkeit übertrug ihm das Helvetische Direktorium in Bern das Stiftsdekanat und das damit verbundene

Pfarramt von Zurzach. Schon nach drei Jahren, am 26. September 1803, bestimmte ihn die Regierung des eben gegründeten Kantons Aargau zum Stiftspropst. Nach den Statuten konnte der Dekan zu einem einfachen Kanonikate, nicht aber zum Propst befördert werden, weshalb das Stiftskapitel die Wahl beanstandete. Die Einsprache zeitigte aber keinen Erfolg. Propst Schaufelbühl hatte es nicht leicht, das Schifflin des Stifts durch die schweren Zeiten der Napoleonischen Kriege und Willkürherrschaft zu steuern. Schwere Kriegssteuern, durchziehende typhusranke Soldaten und das Hungerjahr 1817 brachten großen Kummer und Leid. Aber immer wußte der energische Propst im richtigen Moment einzugreifen und Rat zu schaffen. Unter seiner Regierung beteiligte sich das Stift an der Austrocknung der Sümpfe oberhalb und unterhalb des Walensees; und er stellte Räumlichkeiten und einen Lehrer zur Verfügung, als es sich 1811 darum handelte, Lehrerbildungskurse für den Bezirk Zurzach durchzuführen. Propst Schaufelbühl war in seinem ganzen Priesterleben ein gewissenhafter Geistlicher und Seelsorger, erfüllt von einer wahren Frömmigkeit und von einer ausgesprochenen Liebe zu Volk und Vaterland. Neben ihm waren zugleich zwei leibliche Brüder verdiente Geistliche, nämlich Josef Fridolin Schaufelbühl, Chorherr in Zurzach, und Pater Joseph Schaufelbühl, Großkellner in Rheinau.

LITERATUR: J. HUBER, *Geschichte des Chorherrenstiftes Zurzach*, Klingnau 1869, S. 205 ff. – ARTHUR FREY, *Das Aargauische Lehrerseminar*, Wettingen 1946, S. 122.

Walter Fischer 729

**Schaufelbühl, Udalrich Joseph**, Dr. med., von Zurzach, Regierungsrat. \* 18. Oktober 1789 in Zurzach, † 21. Juli 1856 in Zurzach. Sohn des Dr. med. Franz Joseph Schaufelbühl (1756–1824), Großbrat, wohnhaft im Messestift «Zum Goldnen Adler» in Zurzach. Der Arztsohn genoß eine vielseitige Ausbildung und beschäf-

tigte sich auch später noch neben den medizinischen Problemen mit Weltgeschichte und Numismatik. Nach seinen Studien betrieb er mit seinem Vater im elterlichen Hause die ärztliche Praxis. Der «Goldne Adler» war damals noch eine vielbesuchte Messeherberge, in welcher neben dem Messegeschäft von der Familie Schaufelbühl eine Art Apotheke betrieben wurde. Dann war das Haus auch eine Zentrale für einen großen Freundeskreis, wo medizinische, politische, wirtschaftliche, militärische und allgemein kulturelle Probleme zur Diskussion kamen. Neben seiner zivilen Stellung war Dr. U. Schaufelbühl bereits 1815 Divisionsarzt bei der aargauischen Artilleriedivision. 1820 folgte er seinem Vater im Amte als Bezirksarzt. 1831 wählte ihn das Volk in den Großen Rat, nachdem er vorgängig dem Verfassungsrat angehört hatte. 1832 zog er als zweiter Vertreter des Marktfleckens Zurzach in den Regierungsrat des Kantons Aargau ein. Er konnte auch hier in seiner zwanzigjährigen Amtspraxis die Tradition seines Vaters fortsetzen, der sich beim Aufbau des Sanitätswesens des neu gegründeten Kantons als Sanitätsrat große Verdienste erworben hatte. 1840 bekleidete Dr. U. Schaufelbühl das höchste Amt, das der Kanton zu vergeben hat. Ein Zeitgenosse zeichnet von ihm folgendes Bild: «Landammann Schaufelbühl von Zurzach ist ein geistvoller Mann, halb Voltairianer, halb Katholik, halb konservativ, halb radikal, ein sonderbarer, aber in seinem ganzen Wesen sehr interessanter Mensch.» Von 1851 bis 1856 vertrat er seinen Heimatkanton im Nationalrat.

LITERATUR: Nachlaß SCHAUFELBÜHL, Staatsarchiv Aarau. – *Katholische Schweizerblätter* 1890, S. 497. Walter Fischer 730

**Schazmann, Jakob**, \* 17. Januar 1822 als Sohn des Gemeindeammanns von Hausen, † 21. Dezember 1896 nahe bei Tunis, besuchte im Heimatdorf die Primar-, im benachbarten Brugg die Bezirksschule, in Yverdon ein Institut und absolvierte in Windisch und Uster eine kaufmännische

Lehrzeit beim «Spinnerkönig» Oberst Heinrich Kunz. Nach sechsjähriger Anstellung in einer Genfer Seidenhandlung wirkte er ein Jahr als Bankbeamter in Marseille, schiffte sich 1848 nach Südamerika ein und gelangte 1849 mit Gottlieb Hagnauer aus Aarau als Schiffbrüchiger nach Valparaiso, wo er in der chilenischen Filiale des französischen Exporthauses Lévassieur & Anthony Teilhaber und Geschäftsführer wurde und zur Zeit der südamerikanischen Forschungsreisen Johann Jakob von Tschudis als Schweizer Konsul amtete (1857–1859). Aus der Heimat holte er die zwanzigjährige Tochter des ehemaligen Brugger Bezirksammanns, Mathilde Keller aus Hottwil, und ließ sich mit ihr am 9. Oktober 1862 von seinem Schicksalsgenossen und Amtsnachfolger Konsul Hagnauer trauen. Expeditionen in die Anden und zu den Araukarnern fanden ihren Niederschlag in Minister Tschudis Forschungsberichten; ein abermaliger Heimataufenthalt führte am 28. Oktober 1867 zur Einbürgerung in Brugg. Von seinem neuen Wohnsitz auf der Grande Boissière in Eaux-Vives GE begab er sich in vorgerücktem Alter nach dem französisch gewordenen Tunesien, wo er sich mit Meliorationen und der Einführung des Rebbaus beschäftigte, bis ihn der Tod Ende 1896 auf seinem Landgut Mornag bei Tunis ereilte. Seine namhaften natur- und kulturhistorischen Sammlungen übernahm sein Sohn Paul (siehe unten).

QUELLEN: Nekrolog in den *Brugger Neu-jahrsblättern* 1899. – Staatsarchiv Aarau, Regierungsakten 1857, 1864 und 1867. – F. MUTHMANN, *L'argenterie hispano-sud-américaine à l'époque coloniale*, Genève 1950. – J. J. v. TSCHUDI, *Reisen durch Südamerika*, Leipzig 1866/1869. Georges Gloor 731

**Schazmann, Paul Edmund**, \* 14. März 1871 auf Grande Boissière in Eaux-Vives, † 5. Juni 1946 in Presinge GE, schloß seine Schulbildung im benachbarten Genf mit der humanistischen und technischen Maturität ab, um zunächst an der Univer-

sität, später in Zürich am Polytechnikum zu studieren, wo er 1895 das Architektendiplom erwarb. Nach kunstgeschichtlichen Ergänzungsstudien, unter anderem bei Rudolf Rahn, begab er sich in die väterlichen Besitzungen nach Tunesien (siehe Artikel über Jakob Schazmann) und wurde dort Mitglied des Karthagischen Instituts. Fast fünf Monate nach dem Vater verlor er auch seine Mutter, gründete indessen anderthalb Jahre später, am 17. Oktober 1898 eine eigene Familie mit der neunundzwanzigjährigen Genferin Emmy Goudet. Während fünf Jahren widmete er sich in Genf abwechselungsweise der Kunstdenkmälerinventarisierung, der Bibliotheks- und Museumspraxis, wobei er der Stadt auch exotische Altertümer seines Vaters überließ. Von einem seiner Zürcher Lehrer wurde er hierauf 1905 ins Deutsche Archäologische Institut in Athen eingeführt, begann in dessen Auftrag gleichen Jahres mit dem Trojaforscher Wilhelm Dörpfeld Ausgrabungen bei Pergamon, in dessen Nähe er 1907 das von Strabo geschilderte Göttermutterheiligtum identifizierte, und in den beiden folgenden Jahren galten seine Untersuchungen der von Plinius erwähnten Stadt Tisna, dem durch die Telephossage bekannten Teuthrania, der Nekropole Myrina sowie der durch einen Aristotelesaufenthalt berühmten Griechenfestung Atarneus, endlich auch Pergamons osmanischen Bauten; Forschungsergebnisse brachte er hernach mit seiner hervorragenden zeichnerischen Darstellungskunst auf Tafeln in Berlin und Rom zur Schau und wurde 1913 in der Heimat Mitglied der Kommission Pro Aventico.

Die Jahreswende 1915/1916 verbrachte er mit Dr. O. L. Kramer als Delegierter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz in verschiedenen Kriegsgefangenenlagern Algeriens, wurde 1918 Mitglied der Genfer Kunst- und Geschichtsmuseumskommission sowie Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Kunstdenkmäler, weilte 1919 mit Dr. Roger Steinmetz als Rotkreuzdelegierter in den

Kriegsgefangenenlagern von Thessaloniki, Makedonien und Serbien und wurde im selben Jahr zum Ritter, 1922 zum Offizier des königlich griechischen Erlöserordens, ebenfalls 1922 von der Universität Gießen zum Ehrendoktor ernannt. 1923 veröffentlichte er Band 6 der *Altertümer von Pergamon* und ersetzte Marius Besson in der Kommission für römische Altertümer, was ihn später unter anderem zu einer Beschäftigung mit den Mosaiken von Orbe-Boscéaz veranlaßte. Den Lausanner Konferenzbeschlüssen entsprechend, wirkte er ebenfalls 1923 in der Neutralen-Kommission der Griechennot entgegen, präsierte hierauf die Bevölkerungsaustauschkommission für Kleinasien und die Thrakienkommission und erhielt 1926 die Verdienstauszeichnung zweiter Klasse des Deutschen Roten Kreuzes; im selben Jahr legte er einem internationalen Kongreß Untersuchungen vor über die Goldschmiedekunst Südamerikas, der Wahlheimat seines Vaters; 1927 bis 1929 arbeitete er wieder mit Dörpfeld in Pergamon.

Im Oktober 1929 hielt er an der Universität Lausanne seine Antrittsvorlesung als lehrbeauftragter Professor für klassische Archäologie. Nach Bougie-Villars übersiedelt, vollendete er 1932 bis 1935 Forschungen auf Kos (Tempelanlagen) und an der Istantbuler Odalar-Çamii-Moschee (Byzantiner Fresken), eröffnete im Winter 1936/1937 mit einem Kolleg über griechische Heiligtümer wiederum seine Dozententätigkeit, gab sie indessen endgültig auf, nachdem er seine Gattin 1938 am neubezogenen Wohnsitz Cogny verloren hatte. Seine letzten Publikationen behandelten die 1939 entdeckte Mark-Aurel-Büste von Avenches, 1945 die Sardonyxvase aus dem Schatz von St-Maurice.

Als Archäologiepionier stolz, ein «Römer aus Vindonissa» zu sein, weilte der Malariageschwächte am Lebensabend wiederholt in Heilbädern des Heimatkantons (*Argovia* 60, S. 87). Erfahrungen aus drei Erdteilen überzeugten ihn davon, daß auch der Aargau oft in seiner

Geschichte den fremden Kräften tüchtige einheimische hätte vorziehen können. Dem Wirken seines Schwestersohnes Minister Carl Jacob Burckhardt fühlte er sich in seiner kosmopolitischen Aufgeschlossenheit besonders verbunden. Zwei Tage nach dem Hinschied wurde Schazmann am 7. Juni 1946 auf dem Friedhof von Presinge beigesetzt.

QUELLEN: P. COLLART, *Paul Schazmann, archéologue suisse*, Lausanne 1946. – CH. SIMONETT, *Paul Schazmann*, in *Brugger Neu-jahrsblätter 1947*, S. 100 f. – O. WASER, *Paul Schazmann zum siebzigsten Geburtstag*, in *Neue Zürcher Zeitung 1941*, Nr. 396. – Aargauische Regierungsbeschlüsse vom 27. Juli 1923 und 20. Oktober 1929 (Legalisierung der eingelebten Familiennamenorthographie ohne «tz»). – Vorlesungsverzeichnisse der Universität Lausanne 1930 bis 1940.

BIBLIOGRAPHIE: PAUL-EMILE SCHAZMANN (Sohn) in COLLARTS obengenannter Biographie.  
Georges Gloor 732

**Scheller, Emil**, \* 18. Januar 1880 in Hochdorf, † 15. September 1942 in Solothurn. Kunstmaler. Das Geschlecht Scheller ist schon im ältesten Bürgerverzeichnis Lenzburgs (1441) erwähnt. Vertreter dieses Namens haben stets regen Anteil am öffentlichen Leben des Städtchens genommen. Heute sind die Scheller nur noch schwach vertreten.

Als 1884 Emils Vater starb, zog die junge Witwe mit ihren drei Kindern nach Einsiedeln. Nach einer Lehre als Lithograph in der dortigen Verlagsanstalt Benziger & Co. trat Scheller seinen Weg zur Kunst an, der ihn über Zürich nach München an die Akademie der bildenden Künste führte, wo er von 1905 bis 1911 unter den Professoren von Löfftz (Malen), Hackl (Zeichnen) und C. Marr studierte. Nach dreijährigem Aufenthalt in der Schweiz besuchte Scheller 1914 während eines Semesters die Akademie Colarossi in Paris. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges rief den gründlich geschulten Künstler zum Grenzdienst zurück.

In Solothurn fand er seine zweite Heimat. Hier schuf er seine Werke: zahlreiche

Porträts (insbesondere Kinderbildnisse) in Öl und Pastell, dann aber auch Landschaften, Stilleben, Zeichnungen, Werkgraphik, Altar- und Kirchenbilder. Von seinen Hauptwerken in öffentlichem Besitz möge das im Solothurner Rathaus hängende Bild des Komponisten Hans Huber erwähnt werden.

Im Mittelpunkt seines Schaffens stand die menschliche Persönlichkeit, deren Charakter er mit unerbittlicher Ehrlichkeit herausarbeitete.

LITERATUR: *Lenzburger Neu-jahrsblätter 1944*.  
Edward Attenhofer 733

**Scheuermann, Joh. Jakob**, von Aarau, Kupferstecher, \* 20. April 1770, † 27. Januar 1844. Johann Jakob Scheuermann wurde in Bern als Sohn des Kupferschmieds Daniel Scheuermann-Schmid von Aarburg geboren. Er erlernte sein Kunsthandwerk in Bern und übersiedelte 1796 nach Aarau, wo er ein eigenes Atelier einrichtete. Hier verheiratete er sich im Jahre 1798 mit der Bürgerstochter Magdalena Hässig und erwarb durch den Kauf eines Hauses vor dem Sankt-Laurenzen-Tor das Bürgerrecht. Von 1802 bis 1807 war er nebenberuflich als Zeichenlehrer an der Kantonsschule tätig. Als solcher entwarf er 1803 das aargauische Kantonswappen mit den drei untereinandergestellten Sternen nach einer Idee von Regierungsrat Samuel Ringier-Seelmatter, das die erste Aarauer Kadettenfahne und viele amtliche Briefschaften zierte. Seinen Ruhm als bedeutender Kupferstecher begründete er als Mitarbeiter am großen, von Joh. Rud. Meyer, Vater, herausgegebenen Atlas der Schweiz (1796 bis 1802), der vom Straßburger Geometer J. H. Weiß aufgenommen und von C. Guérin, G. Eichler und Joh. Jak. Scheuermann auf Kupfer gestochen wurde. Seine robuste Gesundheit ermöglichte es Scheuermann, mit ungeheurem Fleiß eine große Reihe von Karten und Plänen zu schaffen, die er zum Teil selber geometrisch und zeichnerisch aufnahm, so unter anderem eine Karte des Kantons Aargau in Tusch-

manier (1803, erneuert 1825) und eine Karte der Gegend von Vindonissa. Mit besonderem Geschick zeichnete und stichelte er Panoramen von beliebten Aussichtspunkten; für den Aargau von Bedeutung ist das von K. Belliger in Aarau lithographierte und herausgegebene, von Scheuermann gemeinsam mit Chr. Meichelt aufgenommene *Panorama vom Schlosse Habsburg* (1821).

Die rein künstlerische Seite pflegte Joh. Jak. Scheuermann in den Kupfern zu Almanachen, z. B. *Alpenrosen 1811 bis 1833*, und zu Reisewerken, z. B. Kellers *Wegekarten des Kantons Zürich mit Ansichten von Kirchen und Burgen*, 1828, berichtigt 1831 und 1839, und zu Kellers zweiter *Reisekarte der Schweiz*, 1833 und 1844. Im *Künstlerbuch der Stadtbibliothek Zofingen* findet sich eine Sepiazeichnung Scheuermanns: *Rettung der Zofinger Fahne im ersten Villmergerkriege*, 14. Januar 1656. Ein Gesamtverzeichnis seiner Arbeiten hat Professor A. Schumann zusammengestellt.

In den letzten Lebensjahren befahl Joh. Jak. Scheuermann eine Lähmung der Beine als Folge der sitzenden Lebensweise, so daß der bis zuletzt unermüdlich Tätige täglich zum Arbeitstisch getragen werden mußte, an welchem der Tod ihn durch einen Herzschlag überraschte.

Sein Sohn, **Jakob Emanuel**, \* 25. Juni 1807, † 13. August 1862, ist in Aarau geboren, wo er von seinem Vater zu einem geschickten Graveur herangebildet wurde. Er arbeitete längere Zeit als sein Gehilfe, machte sich aber nach des Vaters Tod selbständig, zunächst noch in Aarau, seit 1859 in Zürich. Hier arbeitete er hauptsächlich, wie schon sein Vater, für den Zeichner und Verleger Heinrich Keller, dessen Panoramen und Landkarten er mit sicher geführtem Grabstichel auf die Kupferplatten übertrug. Als wichtigste und beste Arbeiten Emanuel Scheuermanns gelten: Ein Blatt mit *Sieben Karten zur Geschichte der Schweiz von 53 v. Chr. bis 1800 n. Chr.* (1840), *Kleiner Atlas zur*

*Schweizergeschichte für Lehranstalten und Geschichtsfreunde* (1844, 10 Blätter) Hch. Keller, *Die Schweiz mit den Entfernungen in Wegstunden* (1844) und *Schul-Wandkarte der Erde* (1860–1861, 3. Auflage, 4 Blätter).

QUELLEN: A. SCHUMANN, in der *Allgemeinen Deutschen Biographie*, Band 31, Leipzig 1890, wo die ältere Literatur über J. J. SCHEUERMANN verzeichnet ist. – Danach H. TÜRLER, im *Schweizerischen Künstler-Lexikon*, Band III, Frauenfeld 1913. – NOLD HALDER, *Standesfarben, Siegel und Wappen des Kantons Aargau*, Bern 1948, S. 14–5.

Nold Halder 734

**Scheuermann, Adolf**, von Aarburg, Direktor der Zwangserziehungsanstalt, \* 12. Februar 1861, † 28. Februar 1947. Adolf Scheuermann ist in seiner Vaterstadt als einziger Sohn des Eisenhändlers Adolf Scheuermann-Baur geboren. Schon nach sechs Monaten verlor er seinen Vater und wuchs nun im Hause seines Großvaters heran. Seine Mutter, Ida, Tochter des Färbermeisters Joh. Ulrich Baur, gab ihm die gleiche sorgfältige Erziehung, die sie von ihrem Vater erhalten hatte, der als ehemaliger Schüler Pestalozzis in Yverdon ein begeisterter Anhänger von dessen pädagogischen Grundsätzen war. Nach bestandener Schulzeit in Aarburg besuchte Adolf Scheuermann die Realabteilung der Kantonsschule in Aarau und war hierauf während anderthalb Jahren in einer Eisenhandlung in Vevey tätig, um sich auf den Eintritt in das Familienunternehmen vorzubereiten. Längeren Aufhalten in Italien und England folgten Reisen nach Holland, Belgien, Luxemburg, Frankreich und Schweden, die der Erweiterung der Branchenkenntnis, der Lebensanschauung und der Bildung dienten.

Im Jahre 1892 ließ sich Adolf Scheuermann endgültig in Aarburg nieder. Schon 1893 beriefen ihn seine Mitbürger in den Gemeinderat und übertrugen ihm gleichzeitig das Amt des Stadtammanns, das er bis 1905 versah. In seine Amtszeit fällt

der wirtschaftliche Aufschwung Aarburgs, den er eifrig förderte. Ihm verdankt die Stadt die Wasser- und Elektrizitätsversorgung, die Katastervermessung und das neue Schulgebäude. Dem Schul- und Kadettenwesen widmete er seine besondere Aufmerksamkeit. Er bereicherte auch die Sammlung «Alt Aarburg», die später zu einem Heimatmuseum erweitert wurde, und befaßte sich mit der Geschichte des Städtchens, über das er verschiedene Arbeiten veröffentlichte.

Im Jahre 1905 wurde Adolf Scheurmann vom aargauischen Regierungsrat zum Direktor der Zwangserziehungsanstalt auf der Feste Aarburg berufen. Diese junge, 1893 gegründete Anstalt für Schwererziehbare bedurfte eines tüchtigen Verwaltungsmannes und Erziehers, um aus den Anfangsschwierigkeiten herauszukommen. Der neue Direktor vereinigte in seiner Person diese beiden Voraussetzungen in glücklicher Weise, war er doch ein tüchtiger Praktiker mit einer ausgesprochenen pädagogischen Begabung, die über das mütterliche Erbgut zurück direkt in der Pestalozzischen Geisteswelt wurzelte. Er wies der sogenannten Zwangserziehung neue Wege, um den jugendlichen Gestrauchelten die Rückkehr in geordnete Verhältnisse zu ermöglichen. Er paßte die Zwangserziehung dem normalen Gang des Lebens an, indem er die Jugendsträflinge zu Zöglingen machte, die einer Nacherziehung, Schulung und Berufslehre bedurften. Er ersetzte die herkömmlichen Erziehungsmethoden mit der strengen Zellenhaft, dem Schweigegebot, der körperlichen Züchtigung und dem sonntäglichen «Gänsemarsch» auf dem alten Paradeplatz der Festung durch die berufliche Ausbildung in Lehrwerkstätten, Gärtnerei und Landwirtschaft, durch Turnen, Schwimmen, Sportspiele, Wanderungen und sinnvolle Freizeitbeschäftigung. Der Elementarunterricht wurde durch gewerblichen Unterricht ergänzt, der den Zöglingen die staatliche Lehrlingsprüfung ermöglichte. Er veranlaßte eine Erweiterung der stets überfüllten Anstalt mit

zweckmäßigen Unterkunfts- und Arbeitsräumen für 70 Insassen (1916).

Die staatsbürgerliche Erziehung der jungen Burschen war ihm ein besonderes Anliegen, um in ihnen das Gefühl für die Gemeinschaft und die Liebe zur Heimat zu wecken. Die 1.-August-Feiern auf der Hochwacht der Festung und die Freilichttheateraufführungen aus den Festspielen von Adolf Frey, Schillers Wilhelm Tell usw. waren die sichtbaren Höhepunkte dieser Bemühungen. Als ehemaliger Artilleriemajor löste Adolf Scheurmann auf der Hochwacht jeweils eigenhändig die festtäglichen Salutschüsse aus sowie die obligaten Alarmschüsse bei Feuersbrünsten. Seine hohe, ehrwürdige Gestalt, sein patriarchalisches Wesen, seine natürliche Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, sein ausgesprochener Gerechtigkeitssinn und seine unerschütterliche Ruhe und Abgeklärtheit flößten Respekt und Vertrauen ein. Während seiner 27jährigen Tätigkeit gingen mehr als 1000 Zöglinge durch seine Obhut, denen er Vater, Rater und Helfer war. In den ersten Jahren unterstützte ihn seine frühverstorbene Gattin Dora geborene Welti, die im Töchterinstitut ihres Vaters in Aarburg auf die schwierige Arbeit einer Anstaltsmutter wohl vorbereitet war († 1914); in seiner zweiten Gattin fand er eine ebenso verständnisvolle Mitarbeiterin.

Adolf Scheurmann stellte seine reichen Erfahrungen auch den Fachvereinigungen zur Verfügung. Er war seit 1908 Mitglied und Kassier, seit 1932 auch Sekretär des Schweizerischen Vereins für Straf-, Gefängniswesen und Schutzaufsicht. Ferner war er Mitglied der aargauischen Schutzaufsichtskommission und Vorstandsmitglied des aargauischen Vereins für Schutzaufsicht und Entlassenenfürsorge. Jahrzehntlang gehörte er der schweizerischen Spezialkommission für Jugendstrafrechtspflege an. Er war auch Mitbegründer der Mädchenerziehungsanstalt Bellevue-Marin. Von 1932 bis 1941 redigierte er die *Verhandlungen des Schweizerischen Ver-*

eins für Straf-, Gefängniswesen und Schutzaufsicht. Zu verschiedenen Malen vertrat er die Schweiz an deutschen und internationalen Kongressen in den Sektionen für Jugendstrafrecht. Seine Verdienste belohnte die Akademie für Deutsches Recht mit der seltenen Verleihung der Ehrenmitgliedschaft, ebenso der schweizerische Fachverein. Eine Berufung an die Strafanstalt Regensdorf als Nachfolger von Direktor Curti hatte er ausgeschlagen (1920). 1932 trat Adolf Scheurmann infolge Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze von der Leitung der Anstalt Aarburg zurück. Er verbrachte seinen Lebensabend in Aarau, wo er den Freundeskreis der «Alt-Pfadfinder» mitbegründen half und sich hauptsächlich mit historischen Studien beschäftigte. Seine geistige Rüstigkeit bewahrte er bis zu seinem im 86. Lebensjahr nach kurzer Krankheit erfolgten Tode.

PUBLIKATIONEN: *Jahresberichte der Zwangserziehungsanstalt Aarburg 1905 bis 1931*, in welchen besonders der Abschnitt *Aus dem Anstaltsleben* die Aufmerksamkeit der Fachleute erregte. – Berichte über die General- und Delegiertenversammlungen des Schweizerischen Vereins für Straf-, Gefängniswesen und Schutzaufsicht, über die Tätigkeit der kantonalen Schutzaufsichtsvereine, über die Vorsteherkonferenzen der Straf-, Zwangsarbeits- und Erziehungsanstalten usw., in *Verhandlungen 1933 bis 1941*. – *Die Gefängnisstatistik*, in *Verhandlungen 1911*. – *Unsere Arbeit an der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend*, in *Verhandlungen 1929*. – *Fragen des Jugendstrafrechts*. Referat, gehalten am internationalen Strafrechts- und Gefängniskongress in Prag 1930, in *Verhandlungen 1931*. – *Aus dem Anstaltsleben*, in *Verhandlungen 1941*.

*Aarburg – zum Abschied! Ein letzter Gruß der alten Aarebrücke*, S. A. aus *Zofinger Tagblatt*, o. J. – *Vo der Flößerei z' Aarburg*. Der Flößer-Sämi, in *Der Pontonier 1939*, Nr. 4. – *Die Bourbaki in Aarburg 1871*. Aus meinen Jugenderinnerungen, in *Der Hausfreund*, Sonntagsbeilage zum *Zofinger Tagblatt* und *Zofinger Volksblatt 1941*, Nr. 7. – *Ein böser Tag für Aarburg*, eine Erinnerung in *Allgemeiner Anzeiger für den Bezirk Zofingen 1945*, Nr. 31 bis 33. – *Die Fahnengruppe im Heimatmuseum Aarburg*, Manuskript 1945. – *Aar-*

*burger Episode aus der Zeit des zweiten Freischarenzuges*, Manuskript 1945. – *Jacques Barthélémy Micheli du Crest aus Genf, bernischer Staatsgefangener auf der Festung Aarburg von 1746–1766*, Manuskript o. J. – *Micheli du Crest, le Bonivard d' Aarbourg*, in *L' Illustré*, Jahrgang 1933 Nr. 36.

QUELLEN: E. THUT, *Zum Rücktritt von Direktor Scheurmann, Aarburg*, in *Schweiz. Zeitschrift für Strafrecht 1932*. – E. DELAQUIS, do., a. a. O. – E. STEINER, do., in *Jahresbericht der Zwangserziehungsanstalt Aarburg 1932*, mit Bild. – MARGUERITE SCHEURMANN-BONJOUR, *Adolf Scheurmann von Aarburg*, Manuskript 1947. – Nekrologe: M. BRINER, in *Fachblatt für Schweizerisches Anstaltswesen 1947*, Nr. 3. – E. THUT, in *Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht 1947*. – ALPHONS WAGNER, im *Aargauer Tagblatt 1947*, Nr. 51, *Zofinger Tagblatt 1947*, Nr. 51, *Zofinger Volksblatt 1947*, Nr. 19, und *Verhandlungen 1947*. – Persönliche Erinnerungen.

Nold Halder 735

**Scheurmann, Jakob**, \* 21. Juli 1872 in Zofingen, † 4. April 1951 in Bern. Sohn Jakob Samuels (s. diesen Artikel), Zentralpräsident des Eidgenössischen Turnvereins von 1929 bis 1932. Nach einer Lehrzeit als Postbeamter kam er 1891 zur Postverwaltung nach Bern, bei deren Generaldirektion er sich im Laufe der Jahre zum Abteilungschef des Postscheckwesens emporarbeitete, an dessen Entstehung und Entwicklung er maßgeblich beteiligt war. Seine politische Tätigkeit führte ihn zur Würde eines Stadtrates von Bern.

Im Verbandswesen der Turner spielte Scheurmann vorerst im Bernischen Kantonalverband eine bedeutende Rolle, indem er bereits 1919 als Sekretär Mitglied des Kantonalvorstandes wurde, dessen Präsidium er von 1923 bis 1925 innehatte. Ins Zentralkomitee des Eidgenössischen Turnvereins wurde er 1922 gewählt, wobei er als Sekretär den Entwurf für die neuen Statuten des ETV ausarbeitete. Er beteiligte sich maßgeblich an der Verwirklichung eines Eigenheims des ETV, das 1930 in Aarau seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Der ETV würdigte seine unermüdliche Aufopferung im Dienste des Turnens mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Mein Lebenslauf*, Bern 1939 (Photokopien).

NEKROLOG: *Schweizerische Turnzeitung* vom 10. April 1951.

Willi Gautschi 736

**Scheurmann, Jakob Samuel**, \* 12. Juni 1842, † 21. November 1907, von und in Zofingen, Turnlehrer und Stadtkassier. Auferzogen im Waisenhaus Zofingen, besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt, machte in St-Aubin eine Bürolehre und versah nachher eine Stelle in Gebweiler (Elsaß). Von hier wurde er als Gemeindeganzlist nach Zofingen gewählt und am 16. Januar 1891 zum Stadtkassier befördert. Im Nebenamt wirkte er von 1875 bis zu seinem Tode als Turnlehrer an der Knabenbezirksschule Zofingen.

Als Schüler von Turnvater Johann Friedrich Senn (\* 1824, † 1878) wurde er ein begeisterter Turner und ein führender Förderer des Vereins- und Schulturnens. Während achtzehn Jahren (1873–1891) war er Oberturner des Turnvereins Zofingen, von 1875 bis 1906 Präsident des kantonalen Turnvereins. Der kantonale Turnverein ist unter seiner Leitung von 18 auf 80 Sektionen angewachsen. Von 1883 bis 1906 standen die aargauischen Vorturnerkurse unter seiner Obhut. Seit 1870 war er ein begehrter Kampfrichter an zahllosen Bezirksturnfesten der Kantone Aargau, Solothurn und Bern, an vielen Kantonalturnfesten und an allen eidgenössischen Turnfesten seit 1886. Für seine außergewöhnlichen Leistungen erhielt er die Ehrenmitgliedschaften des lokalen, kantonalen und schweizerischen Turnvereins.

Sein Wirken als Turnlehrer an der Zofinger Schule war beispielhaft. Kantonale und eidgenössische Stellen wurden auf ihn aufmerksam. Von 1875 bis 1893 amtierte er als Turninstruktor der damaligen Lehrer-Rekrutenschulen. Der Förderung des Schulturnens galt auch seine Wirksamkeit als Turnexperte bei den Turnprü-

fungen 1881 bis 1897. Er war Leiter verschiedener Lehrerturnkurse. Im Jahre 1899 betraute ihn der Bund mit der Inspektion des Schulturnens in den Kantonen Graubünden und Glarus, und als im Jahre 1905 die physischen Leistungsprüfungen bei den Rekrutierungen erstmals probeweise und dann definitiv eingeführt wurden, wirkte er als Experte.

Der «Jokeb vo Zofige», wie Scheurmann allgemein genannt wurde, vereinigte eine stille, fast schüchterne Bescheidenheit mit außerordentlicher Tüchtigkeit im Amte, eine große Liebe zur Turnersache mit Tatkraft, Können und aufgeschlossenem Streben. Er hatte Sinn für das Gesunde und Urwüchsige, er war ein grader, aufrechter Mann.

Ein Bronze-Reliefbildnis Scheurmanns, gestiftet von der aargauischen Turnerschaft und am 1. November 1909 auf dem Grabe des Verstorbenen feierlich eingeweiht, schmückt heute die Nordfassade der neuen Turnhalle. Es ehrt das Andenken eines großen Pioniers des aargauischen und schweizerischen Turnwesens und einen Menschen von seltener Hingabe und Pflichterfüllung.

LITERATUR: *Geschichte des Turnverein Zofingen*, 1902. – *Turnverein Zofingen, Denkschrift zum 75jährigen Jubiläum*, 1927. – *Hundert Jahre Turnverein Zofingen 1852–1952*. – *Jubiläumsbericht des Aargauischen Kantonal-Turnvereins 1910*.

NEKROLOGE: *Zofinger Tagblatt* vom 22., 23. und 24. November 1907.

Hans Kilchmann 737

**Schibler, Jakob**, \* 13. Mai 1829 in Walterswil (Solothurn), † 30. November 1872 in Aarau, Professor für Chemie an der Kantonsschule Aarau. Er war der Sohn einer ganz armen Weberfamilie in Walterswil. Sein reger und frischer Geist trieb ihn dazu, eine höhere Bildung zu erringen. Bei jedem Wetter, bei Sturm, Regen und Schnee, spärlich mit den nötigsten Lebensmitteln ausgerüstet, besuchte er die fast zwei Stunden entfernte Sekundarschule Schönenwerd und später die Bezirksschule in Olten. Gute Kameraden halfen

ihm zum Besuch des Gymnasiums in Solothurn, obwohl sein Vater nur einen sehr kleinen Beitrag an die Kosten geben konnte. Bald gehörte er zu den besten Schülern der Klasse und erwarb sich durch seinen unermüdlichen Fleiß und sein gesittetes Betragen so viel Zutrauen, daß angesehene Männer dem armen Knaben eine Bürgschaft von mehreren tausend Franken leisteten, mit denen er studieren konnte. Schon in Solothurn hatte er sich, durch Professor Völkel angeregt, seinem Lieblingsfache, der Chemie, zugewendet und bezog dann 1853 die Universität Göttingen, fand im berühmten Professor Wöhler einen großartigen Lehrer und ersten Vertreter der Agrikulturchemie. Dieser schätzte seinen Schweizer Studenten Schibler hoch ein, und seine Empfehlungen waren für ihn sehr vorteilhaft. Gleich nach seiner Rückkehr aus Göttingen schlug ihn der eben nach Zürich an das neugegründete Polytechnikum berufene Professor Bolley zu seinem Nachfolger als Professor für Chemie an die Kantonsschule in Aarau vor. Er wurde gewählt und wirkte siebzehn Jahre an der Schule, von 1855 bis 1872, mit bestem Erfolg. Aufopfernde Pflichttreue und liebevolle Hingebung für seine Schüler wirkten sich auf das segensvollste aus. Er wurde Konrektor der Schule und Rektor der Gewerbeschule. 1863 schrieb er ein *Lehrbuch der Agrikulturchemie* (246 Seiten), das eine Anleitung zum Experimentieren mit vielen Illustrationen enthielt.

Schibler hatte sich 1860 in Rheinfelden mit Wilhelmine Frank aus Böhmen verheiratet. Der Ehe entsprossen drei Söhne, wovon der mittlere, Johann Oskar Schibler, Fürsprecher, Gerichtspräsident und Regierungsrat im Aargau wurde (s. d.).

Ein sich langsam einstellendes tückisches Leiden zwang ihn zur Aufgabe des lieben Berufes und brachte ihn frühzeitig ins Grab. Hunderte von Schülern aus allen Teilen des Landes bewahrten dem Dahingeschiedenen eine dankbare Erinnerung für das, was er ihnen als Lehrer geboten hatte.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Im Kantonsschulprogramm: *Über Copalharz und die Produkte seiner Zersetzung durch die Wärme* (20 Seiten). *Die Erforschung der Albuminoide seit 1830* (21 Seiten). *Über Terpentingölhydrat* (3 Seiten). *Chemische Analyse eines eisenhaltigen Wassers von Döttingen* (2 Seiten).

NACHRUF: *Programm der Kantonsschule 1872/73*. – Angaben der Gemeindekanzlei Walterswil.

Adolf Hartmann 738

**Schibler, Johann Oskar**, von Walterswil SO und Aarau, Ehrenbürger von Zetzwil (1892), Regierungsrat, \* 16. September 1862, † 19. März 1932. Oskar Schibler ist in Aarau als Sohn des Professors für Chemie an der Kantonsschule, J. Schibler-Frank geboren (s. d.). Nach dem Besuch der städtischen Schulen trat er 1879 in die Kantonsschule ein, die er im Herbst 1881 verließ, um das Obere Gymnasium in Solothurn zu besuchen, wo er 1883 die Matura bestand. Der Grund dieses Schulwechsels läßt sich nur vermuten. An der Aargauischen Kantonsschule hatte er sich nämlich mit dem Klassengenossen und spätern Dichter und Dramatiker Frank Wedekind (s. d.) aus Lenzburg befreundet. Er wurde Mitglied des Senatus poeticus, eines freien Dichterbundes, der sich um Wedekind scharte, war aber nur bereit, «auf Bestellung zu dichten». Einige Verse und ein Hymnus Schiblers auf das «halb tierische, halb göttliche Zwitterwesen Mensch» haben sich im Nachlaß Wedekinds erhalten. Der genialische Betrieb dieser entfesselten Jünglinge, in welchem der «geistanregende Stoff», die bukolische Schwärmerei und die Pubertätserotik neben ernsthafteren literarischen Bemühungen eine wesentliche Rolle spielten, stürzten den innerlich andersgearteten Schibler in schwere Gewissenskonflikte, die er sich durch eine «große Konfession à la Goethe» von der Seele schreiben wollte. Auf Schibler wirkte schließlich der Selbstmord des Mitschülers Franz Oberli von Muri ernüchternd und befreiend (1881), während Wedekind auf dieses erschütternde Ereignis zunächst mit dem frivolen Bänkelsang *Sancta Simplicitas*

(1883) und später mit der ergreifenden Tragödie *Frühlingserwachen* (1891) antwortete, deren Hauptfigur, Moritz Stiefel, deutlich die Züge Oskar Schiblers trägt. Ihm widmete er auch zwei Gedichte: *An Schibler* (Sylvester 1880) und *Meinem lieben Oskar* (1883), letzteres in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen; der Plan, mit Schibler eine literarische Zeitschrift zu gründen, blieb unausgeführt. In den gesammelten Briefen Wedekinds (1924) sind keine Briefe an Schibler enthalten (die Originale befinden sich seit 1956 in der Kantonsbibliothek), doch wird er in Briefen an Adolf Vögtlin und Walter Laué erwähnt. In der Biographie von Kutscher sind mehrfach Auszüge aus Briefen von Schibler an Wedekind veröffentlicht. Die Beziehungen der beiden intimen Jugendfreunde beschränkten sich später auf gelegentliche Kartengrüße und Besuche, offenbar weil ihre innere Entwicklung und ihre Lebenswege zu sehr auseinandergegangen waren, als daß sich das Verhältnis hätte fruchtbar gestalten können. Immerhin hatte Schibler alle erreichbaren Zeitungsberichte über Wedekinds Leben und Werke sorgfältig gesammelt und mit den Briefen in seiner «Bundeslade» aus der Kantonsschulzeit (ein altes Zigarrenkistchen) aufbewahrt.

Nach bestandener Maturität in Solothurn, die ebenfalls vom aargauischen Erziehungsrat anerkannt wurde (1884), widmete sich Oskar Schibler der Jurisprudenz an den Universitäten von Freiburg, Straßburg, Leipzig und Bern, absolvierte ein Praktikum in einer Amtsschreiberei und schloß seine Ausbildung (1889) mit dem solothurnischen Gerichtsschreiber- und Fürsprecherexamen. Im gleichen Jahr wurde er Sekretär der aargauischen Justiz- und Polizeidirektion, 1892 Gerichtspräsident von Kulm, 1902 Oberrichter (1909–1911 Präsident des Handelsgerichts) und schließlich 1912 Regierungsrat (Landammann 1915/1916, 1920/1921, 1925/1926, 1929/1930). Von 1893 bis 1902 gehörte er auch dem aargauischen Großen Rat an, den er 1900/1901 präsierte. Als

Regierungsrat besorgte er von 1912 bis 1922 die Justiz- und Polizeidirektion, von 1922 bis 1932 die Direktion des Innern und war von 1912 bis 1932 gleichzeitig Sanitätsdirektor. In allen diesen Ämtern entfaltete er eine fruchtbare Tätigkeit, die von einer tiefen, ethisch fundierten sozialpolitischen Gesinnung zeugt.

Als Direktionssekretär trat Oskar Schibler, der sich schon als Student an einer politischen Kundgebung in Solothurn (1887) mit einer begeisterten liberalen Rede hervorgetan und zu den Grundsätzen eines Augustin Keller und Emil Welti bekannt hatte, der von Oberst Arnold Künzli geführten Demokratischen Partei bei und war seit der Fusion mit der liberalen Richtung (1895) Mitglied der Freisinnig-Demokratischen Partei des Kantons. Seiner Wahl zum Gerichtspräsidenten und zum Regierungsrat war ein harter politischer Wahlkampf vorausgegangen. Persönlich war er keine kämpferische Natur, und es bedurfte schon des politischen Umschwungs nach dem Ersten Weltkrieg, um ihn gelegentlich aus der selbstauferlegten Reserve herauszulocken. Er war ein gewandter Debatter, der mit beweglicher Klugheit, Takt und Konzilianz seine Anschauungen vertrat. Sein stets waches soziales Gewissen, sein mitfühlendes Herz und seine lebenswürdige Ver söhnlichkeit sicherten ihm als Richter und Regierungsmann auch die Achtung der Prozeß- und Parteigegner.

Die gesetzgeberische Arbeit Oskar Schiblers ist sehr umfangreich. Die Einführung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches (1912) erforderte von ihm den reibungslosen Übergang vom alten zum neuen Vormundschaftsrecht und die Reorganisation des Grundbuchwesens durch eine Reihe von Verordnungen. Wenig Glück hatte er allerdings mit dem Pfändungs- und Konkursgesetz (1919), dem Sonntagsruhe- und Ladenschlußgesetz (1921) und dem Krankenversicherungsgesetz (1929), die schwach verworfen wurden. Das Armengesetz kam trotz seines Einsatzes nicht vom Fleck und gelangte erst

vier Jahre nach seinem Tode zur Abstimmung (1936). Hingegen wurden mehrere von ihm vorbereitete Sozialgesetze angenommen, so das Trinkerfürsorgegesetz (1916), die Erweiterung des Kantonsspitals und die Subventionierung der Kreisspitäler (1918 und 1930), das Gesetz über den bedingten Straferlaß (1919), das Gesundheitsgesetz (1920) sowie das Viehhandelskonkordat (1923). Ein Hauptverdienst kommt ihm für den Ausbau der staatlichen Beamtenpensionskasse zu. Außerhalb der Politik und der Amtsgeschäfte spielte Oskar Schibler eine bedeutende Rolle als Präsident der Kulturgesellschaft des Bezirks Aarau und als Mitbegründer der Wynentalbahn. Er starb siebzigjährig mitten aus der Arbeit an den Folgen eines Schlaganfalls. Seine erste Frau Hedwig geborene Meister war ihm 1926 im Tode vorausgegangen; in zweiter Ehe war er verheiratet mit Dora geborene Schmitz; beide Ehen blieben kinderlos.

PUBLIKATIONEN: *Bemerkungen über die Handhabung der Ortspolizei und der polizeilichen Strafbestimmungen durch die Gemeinderäte des Kantons Aargau*, Menziken 1894. – Ein Vortrag im Kantonsschülerturnverein über FRANK WEDEKIND blieb ungedruckt; das Manuskript hat sich nicht erhalten.

QUELLEN: Akten des Staatsarchivs JA Nr. 1, 1889, Nr. 1093/713 und Protokoll des Erziehungsrates vom 3. Juni 1884. – *Abschied von Regierungsrat Oskar Schibler*. Ansprachen von Landammann F. ZAUGG, dem christkatholischen Pfarrer L. MEIER und dem freisinnigen Fraktionspräsidenten Dr. A. BOLLAG, in *Neue Aargauer Zeitung* 1932, Nr. 70. – E. ISLER, *Kremation von Regierungsrat Oskar Schibler*, in *Aargauer Tagblatt* 1932, Nr. 69. – Nekrologe: OTTO HUNZIKER, in *Neue Aargauer Zeitung* 1932, Nr. 67; E. LAUCHENAUER, in *Aargauer Tagblatt* 1932, Nr. 66.

Über das Verhältnis zu FRANK WEDEKIND siehe: ARTUR KUTSCHER, *Frank Wedekind. Sein Leben und seine Werke*, München 1922, Band I, S. 34, 37 f., 52, 66, 91–5, 100, 102, 244. – FRANK WEDEKIND, *Gesammelte Briefe*, herausgegeben von FRITZ STRICH, München 1924, Band I, S. 18, 20, 24, 27, 30, 54; Band II, S. 246. – SOPHIE HAEMMERLI-MARTI, *Franklin*

*Wedekind auf der Kantonsschule*, in *Aarauer Neujahrsblätter* 1942. – NOLD HALDER, *Frank Wedekind und der Aargau*, im 100. Semesterblatt des Altherrenverbandes *Industria Aarau* 1952, S. 5, 13.

Nold Halder 739

**Schießer, Kaspar**, \* 19. Juli 1812 auf Schwändi GL, † 3. April 1839 in Zurzach. Lehrer und vaterländischer Dichter. Schießer verlor seine Eltern früh und kam als achtjähriges Waisenkind in die Anstalt Linthkolonie. Mit 18 Jahren verließ der begabte, strebsame Kaspar seine erste Bildungs- und Erziehungsstätte. Nach einem Welschlandaufenthalt, vermutlich in Neuenburg und Lausanne, kam er als Lehrer nach Hofwil bei Münchenbuchsee; hierauf finden wir ihn zur Weiterbildung in Basel und Winterthur. 1833 Privatlehrer in Liestal und später Lehrer am Toblerschen Institut in St. Gallen. 1836 trafen wir Schießer in seiner ersten öffentlichen Anstellung an der Bezirksschule in Zurzach (deutsche Sprache, Geschichte und Geographie). Der spätere Bundesrat Welti war unter andern einer seiner begeisterten Schüler. An bildenden und gemeinnützigen Bestrebungen nahm Schießer, neben seiner Dichtkunst, lebhaften Anteil: er gehörte zu den Gründern der Harmoniegesellschaft und der Bezirksbibliothek. Die Verfassungskämpfe der dreißiger Jahre verfolgte er mit wachem Interesse.

Die Anfänge seiner dichterischen Tätigkeit fallen in eine politisch bewegte Zeit, die ihn zu zündenden Liedern anregte. Im Vorwort seines ersten Bändchens gesteht er: «Alles Große und Gute wird durch Kampf errungen. Glückliche, wer seine Leier, sein Leben diesem Kampf geweiht!» An den Auseinandersetzungen zwischen Basel und Baselland nahm er auf Seite der Landschäftler teil. So folgte er dem Rufe zu den Waffen, wie einst Theodor Körner gegen Napoleon. Als die polnischen Flüchtlinge bei uns Aufnahme fanden, schrieb Schießer begeisterte Polenlieder und trug – nach damaliger Sitte – als Sonntagskleidung den uniformierten Schnürrock mit Mantel.

Der eigentliche Kampf galt seiner Heimat, dem Kanton Glarus: «Steh auf, mein Volk, erwache!» Neben politischen Liedern schrieb der Dichter auch Natur-, Wander-, Schützen- und Liebeslieder, die zum Teil auch vertont wurden.

Schießers Vorbilder als Dichter waren vor allem Chamisso und der volkstümliche Uhland. Bei der Übersendung seines Manuskriptes mit den Balladen über den Schwabenkrieg sagte er zu Uhland:

Es waren *Deine* Lieder,  
die mir das Herz geweckt,  
die fromm und treu und bieder  
zum Streit mich aufgeschreckt.

Daß Schießer heute kaum mehr unter den Schweizer Dichtern erwähnt wird, ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß seine Gedichte allzusehr der Zeit verhaftet waren und daß er schon vor der Reifezeit mit 26 Jahren aus dem Leben scheiden mußte.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Jugendtraum und Lebenswahrheit*, St. Gallen 1834. – *Die Näfeler Freiheitsschlacht und die Näfelerfahrt*, Glarus 1836. – *Der heilige Gallus*, Balladen, Baden 1837. – *Gedichte*, Zürich 1838. – *Dichterlese für Bezirks-, Bürger- und ähnliche Schulen*, posthum erschienen in Baden 1840.

LITERATUR: ANDREAS BAUMGARTNER, *Ein vergessener Dichter*, Zürich 1904.

Edward Attenhofer 740

**Schimpf, Karl Ferdinand**, von Laufenburg, \* 12. Oktober 1806 daselbst, † 10. Januar 1868 in Basel. Regierungs- und Nationalrat. Schimpf, der Sohn wenig bemittelter Leute, war nach dem Besuch der Gemeinde- und Sekundarschule seiner Vaterstadt 1823 bis 1825 Schüler des «Lehrvereins» in Aarau, darauf Student der Rechtswissenschaft in Freiburg im Breisgau, von wo er aber wegen Krankheit und Mangel an Mitteln bald heimkehren mußte, um zunächst auf der Laufener Gerichtskanzlei, dann als Stadtschreiber tätig zu sein. Vom bekannten Aarauer Fürsprech Dr. Rudolf Feer, in dessen Büro er einige Zeit arbeitete, aufgemun-

tert und unterstützt, nahm er 1838 sein Studium an der Universität Tübingen wieder auf und beschloß es im Jahre darauf mit dem Doktorat. 1840 wurde er Fürsprech, 1841 Bezirksrichter und 1842 Gerichtspräsident von Laufenburg, 1849 Bezirksamtmannt daselbst. 1852 wählte man ihn, nachdem er seit 1842 dem Großen Rate und 1849/1851 dem Verfassungsrat angehört hatte, in die Regierung. Im Amtsjahr 1855/1856 war er Landammann. Schimpf leitete nacheinander die Direktion des Innern, die Finanz- und die Polizeidirektion. 1851 war er auch in den katholischen Kirchenrat eingetreten und von 1848 bis 1852 saß er im Nationalrat. 1854 wurde er Vizepräsident der Aargauischen Bank, 1856 Bataillonskommandant bei der Landwehr. 1859 verließ er Regierung und Kanton, um in Basel die Direktion des I. eidgenössischen Zollkreises zu übernehmen. Dort erlag er einem mehrjährigen Herzleiden. Schimpf habe sich in allen Stellungen, «durch unermüdliche Tätigkeit und Rechtlichkeit», durch «rasches, energisches Angreifen und Ausdauer» ausgezeichnet, er sei ein offener, gerader Charakter gewesen, «in seinen gesunden Tagen ein heiterer Gesellschafter mit vielem, mitunter etwas derbem Humor». Kirchenpolitisch habe er, ohne den staatlichen Rechten etwas zu vergeben, den Grundsatz der freien Kirche im freien Staate vertreten.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Protokolle und Akten der Regierung. – Nekrolog in den *Aarauer Nachrichten* vom 20. Januar 1868.

Georg Boner 741

**Schinz, Wilhelm**, von Zürich, Pfarrer in Seengen. \* 8. März 1739 im Thalhof Zürich als Sohn des Fabrikanten und Kaufmannes Hans Heinrich Schinz und der Magdalena Fäsi. † 10. Januar 1806 in Seengen. Beim Studium Verkehr mit Bodmer und Wieland. Mitwirkung bei der Gründung der Literarischen Gesellschaft 1757. 1763 als Pfarrer nach Herbishofen im Allgäu gewählt. 1764 Verheiratung

mit Anna Schultheß, Schwägerin der berühmten Bäbe Schultheß (Freundin Goethes). Von 1778 bis zu seinem Tode Pfarrer der Kirchgemeinde Seengen, einer Kollatur der Stadt Zürich. Anlage von Gemeinderodeln (heute leider nur noch zum Teil erhalten). Intensive Förderung des Schulwesens (Weiterbildung der Lehrer, Bau von Schulhäusern usw.). Unter Wilhelm Schinz wurde das Pfarrhaus Seengen zu einem Treffpunkt bekannter Persönlichkeiten und schöngeistiger Kreise von Zürich und aus dem Schloß Hallwil, wie der Bäbe Schultheß und ihrer Töchter, Joh. Caspar Lavaters, Joh. Martin Usteris, des Musikers Kayser, der Franziska Romana von Hallwil und anderer.

LITERATUR: «*Einige biographische Notizen aus dem Leben meines seligen Vaters Herrn Wilhelm Schinz, Pfarrer zu Seengen ...* Niedergeschrieben vom 4ten bis 10ten Januar 1807 von seinem Sohne Johann Heindr. Schinz.» Manuskriptbändchen von 136 Seiten im Kirchenarchiv Seengen. – R. BOSCH, *Aus der Geschichte der Kirche von Seengen*, Seengen 1922. – *Aus der Kirchengeschichte von Seengen*, im *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft* 1927. – *Franziska Romana von Hallwil* (1954).

Reinhold Bosch 742

**Schleiniger, Niklaus**, \* am 14. Oktober 1817 in Klingnau, † am 24. November 1888 in Wijnandsrade (Holland), Jesuit. Studien in Fribourg, Lehrer der Beredsamkeit in seinem Orden. Veröffentlichte eine Reihe homiletischer, wiederholt aufgelegter und im deutschen Sprachgebiet richtungweisender Lehrbücher.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Grundzüge der Beredsamkeit*, 1859. – *Kirchliches Predigtamt*, 1861. – *Bildung des jungen Predigers*, 1868. – *Muster des Predigers*, 1868. – *Heiligenfeste*, 3 Bände, 1888.

LITERATUR: L. KOCH, im *Jesuitenlexikon*, 1934, Spalte 1604.

Rudolf W. von Moos † 743

**Schleuniger, Franz Xaver**, von Klingnau, \* 17. September in Klingnau, † 19. Januar 1880 daselbst. Begründer der Holz-

industrie im untern Aaretal. Schleunigers direkte Vorfahren, einem alteingesessenen Bürgergeschlecht zugehörend, übten seit Generationen das Schreinerhandwerk aus, dem auch Franz Xaver in jüngern Jahren aus Tradition folgt. Durch eisernen Fleiß und eigenes Studium aber bildet er sich weiter und ist dann lange Jahre als Geometer tätig. In den fünfziger Jahren beginnt er zuerst in der alten Mühle, später in einer kleinen, selbst erbauten Furnierfabrik am Mühlekanal unterhalb des Städtchens, dünne Brettchen aus exotischen Edelhölzern zu schneiden. Sein Betrieb wird in einer gemeinderätlichen Statistik von 1857 erwähnt. Schon im Frühling des genannten Jahres empfiehlt Schleuniger durch Zeitungsinserate prompte und billige Lieferung seiner Furniere. Er wendet sich dabei insbesondere an die Zigarrenfabrikanten, denen er Furniere aus echtem Zedernholz offeriert. Als 1870 infolge des Deutsch-Französischen Krieges die Lieferung der Zigarrenkistchen aus Deutschland ausbleibt, kann nach einer Betriebserweiterung bald der Bedarf der Zigarrenfabrikation des Wynentals an Kistchen gedeckt werden. Anregend wirkt hierzu der persönliche Kontakt, den Schleuniger als Geniehauptmann mit dem Zigarrenfabrikanten Oberst Gautschi in Reinach erhält. Seinem erfinderischen Geiste gelingt es, selber gewisse Werkzeugmaschinen zu konstruieren, insbesondere Sägen, die, noch jahrzehntelang unübertroffen, dem eigenen Betrieb zugute kommen. In spätern Jahren gliedert Schleuniger auch die durch andere Initianten in Klingnau eingeführte Rohrmöbelindustrie seinem Unternehmen an, um es krisenfester zu machen. Das Hauptverdienst um die Festsetzung der Holzindustrie muß aber unbedingt Schleuniger zugeschrieben werden. Er besitzt in großem Maße auch das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn in seltener Einmütigkeit zum Friedensrichter wählen. Seine reiche Erfahrung und große Uneigennützigkeit, seine Wohlthätigkeit und sein friedfertiger Charakter

sichern ihm die Achtung der ganzen Bevölkerung.

LITERATUR: O. MITTLER, *Geschichte der Stadt Klingnau*, Aarau 1947, S. 346ff. – *Die Botschaft 1856, 1857*, und Nr. 9 vom 20. Januar 1880. – Aufzeichnungen des Verfassers.

Hermann J. Welti 744

**Schleuniger, Johann Nepomuk**, \* 29. Juni 1810, † 9. Oktober 1874 in Klingnau, Professor, Redaktor, Politiker. Studien an der höhern Lehranstalt Luzern und an den Universitäten München, Berlin und Paris. Bezirkslehrer in Baden, aargauischer Großrat. Die Klösteraufhebungsbeschlüsse 1841 wandeln den in liberalem Geiste gebildeten Schleuniger zum entschiedenen Gegner der radikalen Regierungspartei. Er wird Führer der katholischen Opposition und Redaktor an der *Stimme von der Limmat*. 1844 vom Kantonsschulrat seiner Lehrstelle enthoben, kämpft er vor allem mit rechtlichen Argumenten vergeblich für die Wiederherstellung der Klöster. Er wird in mehrere Presseprozesse verwickelt und verurteilt. Auf die Eingabe einer verfassungsmäßig zulässigen Petition hin, die das Klostervermögen als Besitztum des katholischen Konfessionsteils anspricht, wird er angeklagt und inhaftiert. Nach den mißglückten Freischarenzügen verlangt er den Rücktritt des Großen Rates. Ein gegen ihn angestrebter Wahlbestechungsprozeß veranlaßt ihn zur Übersiedelung nach Luzern. Dort wirkt er als Professor an der Kantonsschule, bis der Zusammenbruch des Sonderbundes den indessen gerichtlich Verurteilten zur Flucht ins Ausland zwingt. Er wird Hauslehrer in Italien und Frankreich und tritt nach seiner Rückkehr (1853) seine Kerkerstrafe in Aarburg an. Kurze Zeit darauf wird er ohne Rehabilitation begnadigt und gründet 1856 in Klingnau *Die Botschaft*. Als Führer der konservativen Katholiken und Redaktor kämpft er rastlos für die Verwirklichung demokratischer Rechte, so für die direkte Volkswahl der Bezirksbehörden und das Volksrecht des Referendums, vor allem

auch gegen die Einmischung des Staatskirchentums in die Belange des kirchlichen Lebens. 1862 erreicht er als Gegner der Judenemanzipation und Verfechter der christlichen Staatsidee die Abberufung des Großen Rates. Sein Anteil an der Entwicklung der aargauischen Volksrechte ist recht bedeutend.

Siehe *Lebensbilder*, S. 205–19.

Hermann J. Welti 745

**Schleuniger, Rosa Romana**, von Klingnau, \* 14. Dezember 1744, † 16. November 1806 im Kloster Wurmsbach SG, Äbtissin daselbst. Tochter des Stadtschreibers Johann Roman Schleuniger. Profeß im Zisterzienserinnenkloster Wurmsbach am 8. September 1763, diente dem Kloster als Lehrfrau, Schreiberin, Subpriorin und Priorin. Am 28. Juli 1788 wurde sie zur Äbtissin gewählt. Ihre Benediktion fand am 21. September statt.

Mit der Französischen Revolution begann für die Äbtissin eine lange Leidenszeit. Das Kloster mußte für Einquartierung von Truppen freigegeben werden. Mit Schmerzen verließen alle Chorfrauen und Schwestern dasselbe am 29. April 1798. Die Äbtissin floh mit ihrer Schreiberin über Weesen nach Walenstadt, Feldkirch und von dort nach Salem, wo sie von Abt Robert Schlecht väterlich aufgenommen wurde. Inzwischen wurde in Wurmsbach geraubt und geplündert, was beweglich war. Am 13. Juli kehrte Äbtissin Rosa Romana mit einigen Schwestern wieder ins Kloster zurück. Die kleine Familie lebte in beständiger Furcht, weil sie nicht wußte, was mit ihr geschehen werde, denn bis zum 5. April 1800 gab es immer noch Einquartierungen. Die Ordensfrauen wurden trotz ihrem altverbrieften Eigentum nur als Tolerierte angesehen. Trotz der schweren Zeiten gelangte Wurmsbach nach und nach wieder zu einer erträglichen Existenz. 1803 erhielt das Kloster durch den Großen Rat des Kantons Sankt Gallen seine Selbstverwaltung zurück. Äbtissin Romana hatte durch ihre Einsicht, Klugheit und

Standhaftigkeit den Fortbestand des Klosters unter schwierigsten Verhältnissen gesichert.

LITERATUR: A. MARSCHALL, *Blätter aus der Geschichte des Zisterzienserinnenklosters Wurmsbach*, Rapperswil 1928.

Agnes Wirz 746

**Schmid, Carl**, \* 9. April 1825 in Uerkheim, † 25. April 1873 in Wien. Hofopernsänger. Sein Vater wurde 1842 als Pfarrer auf den Stauffberg bei Lenzburg gewählt. Carl besuchte das Gymnasium in Aarau. Sein Pate, der Oberrichter und spätere Nationalrat Ringier in Lenzburg, war ein Jugendfreund des Vaters. Er entdeckte Carls Stimme. Ringier war selber ein trefflicher Sänger. Er begeisterte den jungen Gymnasiasten. 1846 begab dieser sich als Medizinstudent nach Tübingen. Friedrich Silcher, Liederkomponist und Leiter des Museumsangestelltenvereins, erteilte Carl unentgeltlich Gesangunterricht. In Würzburg erwarb dann Schmid 1850 das Doktordiplom. Er kehrte heim und wollte nach bestandener Staatsexamen in Lenzburg eine Praxis eröffnen. Die Prüfungskommission entdeckte bei ihm Wissenslücken und verfügte, Schmid solle noch ein Semester weiterstudieren. Gekränkt zog er nach Prag. Da trat die Wendung ein. Seine Kunst öffnete ihm die Paläste des Adels und reicher Musikfreunde. Der städtische Theaterdirektor versprach ihm ein Engagement, wenn er sich noch ein halbes Jahr gesanglich und schauspielerisch ausbilde. Es fiel Schmid schwer, sein Medizinstudium aufzugeben; doch mit Einwilligung seines Vaters unterschrieb er den Vertrag. Nun begann eine glänzende Laufbahn. Als Sarastro in der *Zauberflöte* und Orovist in der *Norma* errang er in London hinreißenden Erfolg. Verlockende Anerbietungen erhielt Schmid von Dresden, Berlin, Wien. Vorerst blieb er Prag treu; doch 1855 lockte ihn der künstlerische Ehrgeiz an die kaiserliche Hofoper in Wien. Auf seinen Gastspielreisen lernten u. a. Hamburg, Innsbruck, Amsterdam, Rotterdam, später Zürich,

Aarau, Aarburg und Lenzburg seine wunderbare Baßstimme kennen.

Nach dem Tode seiner geliebten Gattin (Fanny Stirnemann aus Aarburg) befiel den Sänger ein Herzleiden, das auch seine Stimme beeinträchtigte. Gemütsdepressionen stellten sich ein, und bald verstummte der weltberühmte Sänger für immer. Er ruht an der Seite seiner Gattin auf dem protestantischen Kirchhof außerhalb Matzleinsdorf.

LITERATUR: 64. *Neujahrsstück der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich* 1876.

Edward Attenhofer 747

**Schmid, Friedrich**, von Buchs AG, \* 7. August 1873, † 2. Februar 1927, richtete nach Besuch der Primarschule und nach Wanderjahren in den Räumlichkeiten einer alten Papiermühle an der Suhre einen Betrieb zur Herstellung von Putztextilien (Putzfäden und Putzlappen) und zur Regenerierung von schmutzigen Putztextilien ein. Der Betrieb, seit dem Tode des Gründers unter der Leitung von zweien seiner Söhne, wurde ständig erweitert und modernisiert und ist in der Lage, eine volkswirtschaftlich wertvolle Aufgabe zu erfüllen.

Fritz Schmid 748

**Schmid, Jakob**, \* 2. Juli 1862 in Suhr bei Aarau, † 4. Februar 1918 in Basel. Nach dem Besuch der Kantonsschule in Aarau und bestandener Maturität im Jahre 1882 Beginn des Chemiestudiums an der ETH in Zürich; daselbst erwarb er sich im Jahre 1885 das Diplom als Ingenieur-Chemiker mit Auszeichnung. Nach einer Assistenzzeit von zwei Jahren bei Professor Lunge und nach Erhalt des Doktordiploms von der Universität Zürich auf Grund seiner Dissertation *Studien über das Fisetin* trat Jakob Schmid in die damalige Gesellschaft für Chemische Industrie in Basel (heute Ciba AG) als Chemiker ein.

Dem Beginn seiner Tätigkeit im Jahre 1888 in der wissenschaftlichen Farbenabteilung der Gesellschaft für Chemische

Industrie schloß sich rasch eine erfolgreiche Bearbeitung chemischer Probleme an, die Anlaß gab, daß Jakob Schmid nach erst fünfjähriger Tätigkeit in die Direktion als Leiter der wissenschaftlichen Abteilung berufen wurde.

Während acht Jahren leitete er die wissenschaftlichen Arbeiten und half mit, die wertvollen Ergebnisse der Laboratorien in die Praxis einzuführen. Im Jahre 1900 übertrug man ihm die technische Gesamtleitung des Unternehmens, und im Jahre 1912 wurde er als Delegierter in den Verwaltungsrat gewählt.

Zahlreiche in den Jahren 1888 bis 1904 auf den Namen der Gesellschaft für Chemische Industrie in Basel erteilte Patente auf dem Farbstoffgebiet zeugen von den erfolgreichen Arbeiten von J. Schmid und seinen Mitarbeitern; in der Zeit um die Jahrhundertwende wurden auch für die Farbstoffsynthese wertvolle Zwischenprodukte bearbeitet und für die betriebstechnische Durchführung vorbereitet.

In den Jahren, in denen Jakob Schmid als technischer Leiter des Unternehmens und als Delegierter des Verwaltungsrates amtierte, begannen die ersten Arbeiten auf dem pharmazeutischen Gebiet; ebenso wurden auch die ersten Maßnahmen zur fabrikatorischen Tätigkeit im Auslande (Polen und Frankreich) ergriffen. Durch die Übernahme der «Basler Chemischen Fabrik» mit Werken in Kleinhüningen und Monthey (Wallis) sowie kurz vor dem Ersten Weltkrieg durch den Erwerb der Clayton Aniline Comp. in England wurde die Produktionsbasis wesentlich erweitert.

Die Zeit des Ersten Weltkrieges, in welcher die pharmazeutischen Laboratorien ausgebaut wurden, zahlreiche pharmazeutische Spezialitäten den Weg in den Verkauf fanden, eine große Zwischenproduktanlage errichtet, die Pensionskasse gegründet wurde, ferner die Ciba an der Gründung der Sodafabrik Zurzach und der Säurefabrik Schweizerhalle maßgeblich beteiligt war, sowie mehrere Reisen nach England, bedeutete für Jakob

Schmid als technischen Leiter und Delegierten des Verwaltungsrates der Gesellschaft ein übervolles Maß an Arbeit und Verantwortung.

Große Arbeitskraft, umfassendes chemisches Wissen, unbeugsame Energie, Strenge, verbunden mit ausgesprochenem Gerechtigkeitssinn, waren die Eigenschaften von Jakob Schmid. Im Kreise seiner Familie in dem mit selbstgesammelten Antiquitäten geschmückten Heim suchte er Entspannung von seiner strengen beruflichen Tätigkeit.

Unerwartet starb er an den Folgen einer Blinddarmoperation am 4. Februar 1918.

Jakob Schmid, ein aktiver Förderer der Schweizerischen Chemischen Gesellschaft und im besonderen von deren Fachzeitschrift, der *Helvetica Chimica Acta*, erhielt im Jahre 1901 das Basler Bürgerrecht. Durch die in jener Zeit unter seiner Leitung geleistete Pionierarbeit ist er am Aufbau der chemischen Industrie in der Schweiz, besonders der Gesellschaft für Chemische Industrie in Basel (jetzt Ciba AG) maßgebend beteiligt und hat damit geholfen, Vorbedingungen für eine weitere erfolgreiche Entwicklung des für unsere Volkswirtschaft so wichtigen Industriezweiges zu schaffen.

LITERATUR: E. NÖLTING, *Jakob Schmid*, in *Helvetica Chimica Acta* 1919, 39. – *Neue Schweizer Rundschau* 1941, 347. – *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft* 121, Basel 1941, Referat von Prof. Dr. F. FICHTER.

Max Schmid 749

**Schmid, Karl** (Taufname: Josef), von Wittnau, \*9. November 1795 daselbst, † 21. Februar 1867 als Abt von Maria Stein. Sohn des Schmiedemeisters Heinrich und der Maria Barbara Spenlihauser. Mit zehn Jahren kam er zu seinem Großvater mütterlicherseits nach Flüh (Sollthurn) und besuchte von dort die nach der Revolution wiedereröffnete Klosterschule der Benediktiner von Mariastein. Am 13. Juni 1813 legte er hier die Ordensgelübde ab und empfing am 6. März 1819

vom Basler Fürstbischof Franz Xaver de Neveu in dessen provisorischer Residenz Offenburg die Priesterweihe. Hernach war er als Sekretär des Abtes sowie als Archivar und Bibliothekar tätig. Als tüchtiger Musiker versah er das Amt des Kapellmeisters und war aushilfsweise in der Wallfahrts- und Pfarreiseelsorge beschäftigt. Besonderes Talent hatte er für Katechese.

1827 vertraute ihm der Abt den Posten des Großkellners (Ökonoms) an, den er 1830 mit der Stellung des Propstes und Pfarrers in Wittnau vertauschte. Seit 1316 besaß das Kloster Beinwil-Mariastein dank einer Schenkung der Grafen von Thierstein in Wittnau Grundbesitz und Zehntrechte und übte daselbst, anfänglich durch Weltpriester, seit 1702 durch die Mönche selbst, die Pfarreiseelsorge aus. In der Zeit, wo das aargauische Staatskirchentum seine höchste Macht entfaltete, zeichnete sich P. Propst Karl durch treu kirchliche Gesinnung aus. Er gehörte zu den 112 Geistlichen des Kantons, die den bedingungslosen Staatseid verweigerten. Seine prunklosen, aber theologisch gediegenen Predigten, sein leutseliges Wesen und seine Gastfreundschaft trugen dazu bei, die überwiegende Mehrheit seiner Pfarrgemeinde im kirchlichen Geiste zu erhalten. Freilich blieben ihm Anfeindungen und Verleumdungen auch in der Presse nicht erspart, doch hatte er die Genugtuung, daß ihn das Gericht freisprach und die Regierung, die ihn wegen Aufstachelung gegen die Staatsgewalt eingeklagt hatte, zu den Prozeßkosten verurteilte. Empfindlichen materiellen Schaden erlitt der Propst durch die Zehntenablösung. Seine Mußstunden benützte P. Karl, der ehemalige Archivar, ein Familienbuch herzustellen, das einen auf Jahrhunderte zurückreichenden Stammbaum sämtlicher Bürgerfamilien von Wittnau bietet, mit den genauen Angaben ihrer Geburten, Verhelichungen und Todesfälle. Der einstige Kapellmeister gründete und pflegte auch eifrig den Kirchengesang.

Am 16. Januar 1851 wurde P. Karl zum Abt von Mariastein gewählt und am 23. Februar von Bischof Salzmann unter Assistenz des Bischofs Räß von Straßburg und des Abtes Januarius Schaller von Rheinau benediziert. Eine der ersten Sorgen bereitete ihm die Regierung seines Heimatkantons, die das offensichtliche Bestreben hatte, möglichst alle Kollaturrechte an sich zu ziehen und die geistlichen Stifte bei der Besetzung von Pfarrpfründen auszuschalten. Sie verweigerte daher dem von Abt Karl ernannten Pfarrprovisor P. Fintan ab Hirth von Säckingen die Anerkennung und zwang ihn unter Androhung von Polizeigewalt, innert bestimmter Frist die Pfarrei zu verlassen. Das auf 60000 bis 70000 Franken geschätzte Klostergut wurde enteignet. Abt Karl konnte nichts tun als gegen diesen Gewaltakt Protest einlegen. Schlimmeres bereitete sich indes im Kanton Solothurn vor. Die Novizensperre hatte den Konvent auf fünfzehn Kapitulare reduziert, die die Arbeit in Wallfahrt, Schule und Pfarreien nicht mehr allein bewältigen konnten. 1853 erfolgte eine peinlich genaue Inventarisierung des Klostervermögens durch den Staat und die Verpflichtung, eine Extrasteuer von 7000 bis 9000 Franken zu leisten. Damit war die eigentliche Aufhebung des Klosters in die Wege geleitet. Abt Karl verwaltete selbst die Waldungen und übte sich noch gelegentlich wie in Wittnau, wo er das Jagdpatent gelöst hatte, in der Schießkunst.

Die Hebung der Schule blieb ihm auch unter erschwerten Verhältnissen Herzensanliegen. Er erteilte in eigener Person den Gymnasiasten den Religionsunterricht.

Ebenso bekümmert war er für die Beobachtung der monastischen Disziplin und für die würdige Gestaltung des liturgischen Gottesdienstes. Seine gewissenhafte Amtsführung und sein versöhnliches Wesen, das er mit der Wahrung der Grundsätze vereinte, nötigte auch der Kantonsregierung Hochschätzung ab und

trug ihm die besondere Freundschaft des Bischofs Eugenius Lachat ein. Abt Karl starb 1867 nach kurzer Krankheit.

LITERATUR: R. HENGGELER, *Profeßbücher der Benediktinerabteien Disentis, Beinwil-Mariastein* usw., Zug 1955, S. 171 f. und 237.

Basilius Niederberger 750

**Schmid, Karl Josef Franz Mathäus von**, von Altdorf und Böttstein, \* 15. September 1827 in Böttstein, † 12. Dezember 1889 in Baden. Schloßherr zu Böttstein, Nationalrat, Verteidiger katholischer Rechte während des Kulturkampfes. Auf dem väterlichen Schloßgute zu Böttstein, das die aus Altdorf stammende Familie 1674 erworben, erhält der junge von Schmid eine sorgfältige Erziehung. Er begibt sich nach Besuch des Jesuitenkollegiums in Fribourg 1846 auf die Universität Löwen, später nach Freiburg im Breisgau, um Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren. Nach dem Tode seines Vaters, des 1841 wegen angeblicher Volksaufwiegelung gefangengesetzten und schwer geschädigten Großrats Josef von Schmid, übernimmt er 1854 das Schloß. 1862 wird er Bezirksrichter und Mitglied des Großen Rates; 1863 erfolgt seine Wahl zum Ständerat, 1864 zum Nationalrat, dem er mit Unterbruch von 1875 bis 1878 bis zu seinem Tode angehört. 1880 wird er Ersatzmann des Bundesgerichts und amtet 1884/85 als Vizepräsident des aargauischen Verfassungsrates.

Mit großer Entschiedenheit und vielem Geschick vertritt von Schmid in den Ratsälen, aber auch in der Presse – er ist Mitarbeiter der *Botschaft* –, die Grundsätze der katholischen Minderheit und wehrt sich als ihr Führer gegen die Amtsentsetzung des Bischofs Lachat und um die Erhaltung der beiden Frauenklöster Hermetschwil und Gnadenthal und des Stiftes Zurzach. Durch seine sachlichen Voten, jede persönliche Polemik vermeidend, erwirbt er sich im Rat auch bei den Gegnern die gebührende Achtung. Mit Rat

und Tat betätigt er sich an gemeinnützigen und humanitären Bestrebungen und wohlthätigen Werken. Seine Menschenfreundlichkeit, sein rechtschaffenes, offenes und liebenswürdiges Wesen kennzeichnen seinen vornehmen Charakter.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Das Jahrbuch der Pfarrkirche Bürglen*, in *Geschichtsfreund*, Band 20.

LITERATUR: Nekrologe in der *Botschaft*, Nr. 150, vom 17. Dezember und Nr. 151 vom 19. Dezember 1889, dieser übernommen von der *Schweizerischen Kirchen-Zeitung*, Nr. 51 vom 21. Dezember 1889. – HBL. – BRANDSTETTER, *Repertorium*, S. 208. – HAAG, *Erinnerungen und Notizen* (Propst HUBER), Klingnau 1929, S. 125, 153, 225. – *150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen*.

Hermann J. Welti 751

**Schmid von Böttstein, P. Leodegar** (Alfons Joh. Franz), \* 25. Oktober 1748 in Altdorf, † 18. Februar 1825 in Muri, Mönch daselbst. Sohn des Franz Josef, Hauptmann, bischöflicher Rat und Obervogt zu Klingnau. (Brüder: Josef M. 1750 bis 1819, ist 1799 am Aufstand der Urner beteiligt, im September 1802 Kommandant von Baden gegen die Insurgenten im Surbtal; Karl Josef 1752 bis 1830, letzter Gerichtsherr zu Böttstein; Johann Martin 1756 bis 1829 Obervogt zu Klingnau; P. Martin, Benediktinermönch in St. Blasien.)

P. Leodegar legte am 26. April 1767 in Muri die Profeß ab, wurde am 20. Dezember 1772 in Luzern zum Priester geweiht, war dann Lehrer an der Klosterschule. 1773 wurde er Stiftsarchivar, 1776/1777 Professor der Philosophie und Theologie, 1785 Sekretär des Abtes, 1789 Apostolischer Notar. Im März 1798 übernahm er das Amt des Kapitelssekretärs. Als solcher trat er unerschrocken gegen die ungerechtfertigten Gewaltmaßnahmen des staatlichen Kommissärs Hartmann für die Rechte der Abtei Muri ein, wurde mit drei anderen Obnern verhaftet. Freigelassen wegen erwiesener Unschuld, wurde er im Januar mit fünf anderen Konventualen nach Deutschland deportiert. Dort

widmete er sich, wie in Muri, archivalischen Forschungen und verfaßte eine Reihe lokalgeschichtlich wertvoller Arbeiten. 1802 Rückkehr nach Muri, 1810 bis 1821 wieder Kapitelssekretär, daneben Zeremoniar und bis 1814 Frühmesser in Boswil. Von 1821 an schwer leidend an Asthma und schwerhörig.

P. Leodegar war ein außerordentlich regsamer Geist, ein fleißiger Mönch, mit cholericem Temperament. Seine Vorliebe galt der Orts-, Kloster- und Ordensgeschichte, pflegte eifrigen Briefverkehr mit Geschichtsschreibern wie besonders mit General Fidel v. Zurlauben, P. Mauritius Hohenbaum van der Meer, Rheinau, N. Fr. v. Mülinen, Bern, usw. Bei aller Liebe zum Alten war er zeitaufgeschlossen und trat mit seiner Meinung immer frei hervor.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *S. Blasien, ein Haus der Heiligkeit, der Weisheit und der Ehre*, Kanzelrede bei der Einweihung der neuen Abteikirche S. Blasien, St. Gallen 1784. – Übersetzung aus dem Französischen: *Maria Clotilde von Bourbon, Gemahlin Carl Emanuels IV. von Sardinien*, Luzern 1810, Augsburg 1819. – Handschriften, soweit sie den Kanton Aargau betreffen: *Versuch einer Geschichte von Aristau in den Freyen Ämtern*, 1782 (vom Verfasser dem Berner Schultheißen NIK. FRIEDR. v. MÜLINEN verehrt). – *Anecdota maxime Zurlaubiana ad Historiam Murensis facientia...* conscripta 1783. – *Dissertatio de annis vitae et mortis Radebotonis Habsb. et Ittae Lothar. Monrii Murens. fundatorum*, scripta 1782. – *Allgemeine Bemerkungen über die Wahl einer Äbtissin*. – *Nachricht von Amtsfahnen zu Mury*, 1795. – *Deportationsgeschichte von Muri 1799* (mit 5 Beilagen). – *Lebensbeschreibung des Fürstbistes Gerold II. Meyer*, ca. 1820. – *Lebensbeschreibung einiger frommer Männer von Muri, welche seit der von Abt Jodok dort eingeführten Reformation im dasigen Gotteshaus gelebt*, ohne Datum. – *Läuteordnung und Zeremonien für Laienbrüder in Muri*, mit historischen Noten, ohne Datum. – *Tagebuch in Form einer Klosterchronik* (3 Teile). – Dazu umfangreiche Korrespondenz (z. B. Zurlaubiana in Aarau, Staatsarchiv Aarau, Abteilung Muri, Stiftsarchiv Einsiedeln, Abteilung Rheinau, Nuntiaturarchiv Rom, Helvetisches Zentralarchiv Bern usw.).

LITERATUR: THEOD. v. LIEBENAU, in *Festgabe zur Eröffnung des Historischen Museums von Uri*, 1906, mit Verzeichnis (unvollständig) seiner Schriften. – *Scriptores Ordinis S. Benedicti in Imperio Austriaco-Hungarico*, Vindobonae 1881. – HALLER, *Biblioth. IV*, Nr. 136, 989 a. – E. FR. v. MÜLINEN, *Prodromus 119*. – P. RUP. AMSCHWAND, *Abt Adalbert Regli*, 1956.

Adelhelm Rast 752

**Schmidlin, Joh. Bapt.**, von Rheinfelden, \* 27. September 1806, † 6. März 1862 in Möhlin. Pfarrer, Geologe. Sohn des Sattlers Jakob Schmidlin von Arlesheim, in Rheinfelden eingebürgert, und der Ursula Kümmerlin von Rheinfelden. Untere und mittlere Schulen in Rheinfelden und Solothurn. Theologiestudium in Freiburg im Breisgau, Hauslehrer und Hauskaplan in der Familie des Geologen Amanz Greßly in der Glashütte Laufen, dann Kapitelsvikar in Laufenburg und Pfarrer in Gansingen, seit 1856 in Möhlin. Aus eigener Veranlagung, besonders aber durch die freundschaftlichen Beziehungen zu den Geologen Greßly und Desor entwickelte er seine Nebenbeschäftigung mit der Geologie bis zu beachtlicher Wissenschaftlichkeit. In dem interessanten Tale von Gansingen begann Schmidlin seine paläontologische Sammlung anzulegen, die er dann der Bezirksschule seiner Vaterstadt Rheinfelden schenkte. Ein erratischer Block ist sein Grabmal auf dem Kirchhofe zu Möhlin.

QUELLEN UND LITERATUR: C. DISLER, *Amanz Greßly u. seine Beziehungen zu Joh. Bapt. Schmidlin*, in *Rheinfelder Neujaahrsblätter 1946*. – *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1867*. – HBL. – L. ROLLIER, *Lettres d'Amanz Greßly*, in *Actes de la Société d'Emulation*, 2<sup>e</sup> série, vol. XVI.

Anton Senti 753

**Schmidt, Carl**, \* 23. Juni 1862 in Brugg, † 21. Juni 1923 in Basel. Dr. phil. und Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität Basel. Er war als Sohn eines deutschen Flüchtlings von 1848 in Brugg aufgewachsen, besuchte die dortigen Schulen und nachher das Gymnasium

der Kantonsschule von Aarau. Der starke Einfluß von Professor Mühlberg veranlaßte auch ihn zum Studium der Geologie an den Universitäten Genf und Straßburg, wo er die Doktorprüfung bestand mit einer Dissertation über einige Porphyre der Zentralschweiz. Von 1886 bis 1889 war er Assistent bei Professor G. Steinmann am Geologischen Institut in Freiburg im Breisgau. 1888 habilitierte er sich am Geologischen Institut der Universität Basel, wurde 1890 als außerordentlicher und schon 1891 als ordentlicher Professor gewählt; 32 Jahre hat er dieses Amt bekleidet. Diese Zeitspanne bedeutet für ihn ein ununterbrochenes, unermüdeliches, ja oft ein hastiges Schaffen. Neben seinen Vorlesungen hat er in den Sammlungen des Basler Museums, in zahlreichen Kommissionen, als Rektor der Universität Basel 1906, als Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft Basel, besonders auch als Forscher viel und treu gearbeitet. Die Fäden seiner Wirksamkeit spannten sich weit über die Landesgrenzen hinaus in andere Länder. Er hat an den internationalen Geologenkongressen von Washington 1891, Petersburg 1894, Paris 1900, Stockholm 1910 und Brüssel 1922 teilgenommen. Er gehörte zu den Pionieren der Erdölgeologie, war 1899 in Sumatra, Borneo und Java und 1903 nochmals in Borneo tätig. Damit erschloß er zahlreichen Schweizer Geologen ein Neuland in der Erdölgeologie.

Neben seinen Vorlesungen hat er zahlreiche Studien gemacht als geologischer Experte bei Tunnel-, Kraftwerk- und Bahnbauten und seine Beobachtungen auch im Unterricht verwendet. In wissenschaftlicher Hinsicht arbeitete er an zahlreichen Orten, und das Verzeichnis seiner Publikationen weist über 120 Titel auf. Sein Institut in Basel stand vielen Schulen und Interessenten offen. Professor C. Schmidt war nach dem Urteil seines Nachfolgers, Professor A. Buxtorf, ein Mann, der in erster Linie stand, als es sich darum handelte, der schweizerischen geologischen Wissenschaft universelle Aner-

kennung zu verschaffen. Mit der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft stand er immer in Verbindung. Er hat nicht nur die Schulen des Aargaus durchlaufen, sondern wiederholt Vorträge gehalten, Exkursionen geleitet und zur Verwirklichung des Museums in Aarau beigetragen.

NACHRUF: Professor BUXTORT, *Carl Schmidt*, in den *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft* 1923.

Adolf Hartmann 754

**Schmidt, Jakob Gustav**, von Aarau, \* 29. Juni 1831, † 25. November 1901 daselbst. Aarauer Lokalhistoriker, Sohn des Nadlers Johann Daniel Schmidt. Gustav Schmidt betätigte sich als Kaufmann zu Lichtensteig im Toggenburg, dann in seiner Vaterstadt Aarau und widmete sich nebenbei eifrig lokalhistorischer Arbeit. Aus Chroniken, Urkunden, Ratsprotokollen und anderen Quellen stellte er, für die ältere Zeit mit wenig Kritik, eine bis 1820 reichende, streng chronologisch angeordnete *Chronik der Stadt Aarau* (Aarau 1881, anonym erschienen) zusammen und veröffentlichte 1889 *Beiträge zur Geschichte des Kadettenkorps von Aarau*; er befaßte sich auch mit der Geschichte der Stadtkirche (vgl. *Bericht des Gemeinderates Aarau betreffend den Orgelbau und die Kirchenrestauration*, 1891).

Schmidt, selbst tüchtiger Sänger, Klavier- und Orgelspieler, war ein Förderer des städtischen Musiklebens. Dem Cäcilienverein gehörte er seit der Gründung (1850) an und stand ihm in den siebziger Jahren zeitweise als Präsident vor. Im letzten Lebensjahrzehnt präsierte er das zur Veranstaltung von Orgelkonzerten bestellte Orgel-Komitee. Aus Schmidts Ehe mit einer Tochter Professor Gottlieb Hagnauers entsproß Stadtammann und Regierungsrat Max (Maximilian Alfred) Schmidt (s. d.).

LITERATUR: W. MERZ, *Wappenbuch der Stadt Aarau*, Aarau 1917, S. 241. – Nekrologe in: *Aargauer Nachrichten* und *Aargauer Tagblatt* vom 26. November 1901.

Georg Boner 755

**Schmidt, Joseph Karl**, Dr. phil., Lehrer der Naturwissenschaften in Hofwil (Fellenberg) und auf Schloß Lenzburg (Lippe); vorzüglicher Botaniker. \* 6. April 1793 zu Bernstadt in der Oberlausitz (Sachsen) † 2. Dezember 1850 als Konservator am Herbarium Shuttleworth in Bern. Studierte vermutlich in Dresden Naturwissenschaften, unter Bevorzugung der Botanik, war eine Zeitlang Lehrer der Naturgeschichte zu Tiefurt (bei Weimar), kam dann zu Fellenberg nach Hofwil, wobei er unter anderm einen Lehrplan für den Unterricht in der Naturgeschichte ausarbeitete, nach welchem während mehrerer Jahre unterrichtet wurde, folgte einem Rufe Christian Lippes an die Erziehungsanstalt auf Schloß Lenzburg. Hier lebte und wirkte er (wie angenommen werden kann) von 1830 bis 1840. Zu Anfang der vierziger Jahre zog Schmidt nach Bern, um dort bei dem schottischen Privatgelehrten Robert James Shuttleworth dessen Sammlungen (vorab botanische) als Konservator zu betreuen. Als solcher legte er für seinen Auftraggeber eine bedeutende Sammlung von Kieselalgen an.

Schmidt ist der Schöpfer der ersten *Aargauer Flora*. Die Arbeit an diesem Werk fällt in die Zeit des Lenzburger Aufenthaltes. Seine Sammlertätigkeit ist eine erstaunliche, die vielen Notizen, die er machte, eine höchst beachtenswerte Leistung. Zahlreiche Exkursionen, fast im ganzen Kanton, führte er mit großer Energie durch, ebenso seine von kritischem Geiste geleiteten Beobachtungen. Er besaß ein umfangreiches Wissen und war durchaus selbständig im Urteil. Mit Eugen Zschokke in Aarau, Pfarrer Müller in Olsberg und Apotheker Minnich in Baden, alle drei sehr gute Pflanzenkenner, stand er in persönlichem oder brieflichem Verkehr.

Ein handgeschriebenes, umfangreiches *Verzeichnis der wildwachsenden Pflanzen, welche im Canton Argau und angrenzenden Gebieten gesammelt wurden*, trägt als Entstehungszeit das Jahr 1830. Schmidt arbeitete nach genauem Plane, unter Zu-

grundelegung des De Candolleschen Pflanzensystems. In dieses Verzeichnis wurden fortlaufend alle Funde und kritische Bemerkungen eingetragen. Sogar eine Abklärung in den sehr schwierigen Pflanzengattungen der Habichtskräuter, Brombeeren, Rosen und Minzen wurde versucht. Die Schwestern Luise und Elise Hünenwadel, Töchter des Großrichters und Majors Hünenwadel, begleiteten ihn oft auf seinen botanischen Ausflügen oder trugen ihm neue Pflanzen zu.

Die Ergebnisse wurden schließlich nach jahrelangem, eifrigem Bemühen überarbeitet und etwa 1840 in einer Reinschrift niedergelegt, die den Titel trägt *Flora des Canton's Aargau*. Sie war gleich von Anfang an zum Druck berechnet. Darin sind 1051 aargauische wildlebende Pflanzen in 454 Gattungen untergebracht. Godet führt in seiner *Flore du Jura* Schmidt des öftern an. Er hat von demselben viele Standortsangaben übernommen. Auch Hermann Lüscher, der Verfasser der letzterschienenen Aargauer Flora (1918), schätzte die Arbeit von Schmidt sehr hoch ein.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Zusammen mit Professor KUNZE, Direktor des botanischen Gartens zu Leipzig: *Deutschlands Schwämme in getrockneten Exemplaren*, Leipzig 1816, 8 Lieferungen, 200 Nummern enthaltend, und *Mykologische Hefte*, Leipzig 1817 (2 Hefte).

LITERATUR: Kleine Notiz von Prof. Dr. P. STEINMANN im *Aargauer Tagblatt* vom 16. Februar 1916. Einige zerstreute Angaben in: Dr. G. W. BISCHOFF, *Lehrbuch der Botanik*, III. Band, erster Teil, 1840, und Dr. J. LEUNIS, *Synopsis der Pflanzenkunde*, III. Band, Ausgabe 1885. Das übrige sind Manuskripte im Besitze der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft.

Mathias Hefti-Gysi 756

**Schmidt, Max**, von Aarau, \* 6. April 1862 in Aarau, † 14. Oktober 1951 daselbst, Fürsprech, Stadtammann von Aarau und Regierungsrat. Er entstammte einer alten Aarauer Familie, die Geistliche, Ärzte und Handwerker hervorgebracht hatte, besuchte das Progymna-

sium und anschließend das Gymnasium der Kantonsschule, mit der er auch später sich dauernd verbunden fühlte.

Nach der Maturität 1882 studierte er sechs Semester Jurisprudenz an den Universitäten Heidelberg, München, Leipzig und Straßburg. Was ihm an Theater- und Opernaufführungen im Auslande geboten wurde, blieb sein dauernder Besitz. 1886 Staatsexamen als Fürsprecher, anschließend Direktionssekretär der Justiz, 1889 bis 1890 Gerichtspräsident in Aarau. Als im Kampf zwischen Liberalen und Radikalen letztere siegten, wurde Max Schmidt als einer der ihrigen zum Stadtammann gewählt. Dem jungen Stadtoberhaupt stellten sich wichtige Aufgaben baulicher Art: Renovation der Stadtkirche, Bau des Zelglischulhauses, Einführung der Elektrizität. Als Mitte der neunziger Jahre die Cholera drohte, regte er die Erstellung einer durchgreifenden Schwemmkanalisation an. Anschließend folgte die Hochdruckwasserversorgung, die eine erhebliche Ausdehnung des städtischen Baugebietes ermöglichte. Städtebaulich besonders dankbar für ihn war die Erstellung der neuen Kantonsschule und des Gewerbemuseums. Er erließ ferner eine neue städtische Finanzordnung, die heute noch in Geltung steht. In den Jahren 1891 bis 1907 gehörte er auch dem Großen Rate an.

Ende 1906 wurde Max Schmid in den aargauischen Regierungsrat gewählt und übernahm die Direktion der Justiz, Polizei und Sanität. Die wichtigste Aufgabe stellte sich hier in der Einführung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches, wofür er das kantonale Einführungsgesetz und die Notariatsverordnung schrieb. Im Sanitätswesen wurde die Frage der Absonderungshäuser so gelöst, daß für die Bezirksspitäler und die Kantonale Krankenanstalt je ein solches Haus erstellt wurde.

Von 1912 bis 1923 stand er der Finanzdirektion vor. Das mit viel Mühe ausgearbeitete Steuergesetz wurde in der Volksabstimmung abgelehnt, das Erbsteuergesetz dagegen angenommen. Von großem Interesse war für ihn die Verwertung der

neuentdeckten Salzlager in Zurzach, die zur Gründung der Schweizerischen Sodafabrik Anlaß gaben. Wegen der außerordentlichen Verhältnisse während und nach dem Ersten Weltkrieg war das Gleichgewicht der kantonalen Finanzen arg gestört. Er führte die heute noch gültige Finanzverordnung ein, und es war ihm schließlich doch möglich, beim Departementswechsel dem Amtsnachfolger ein ausgeglichenes Budget zu hinterlassen. Für sechs Jahre übernahm er noch die Baudirektion. In erster Linie galt es hier, die Straßen für den Autoverkehr instandzustellen. Gleichzeitig erfolgte der Neubau der Brücken von Mellingen und Baden.

Im Mittelpunkt seines Interesses stand jedoch der Ausbau der Wasserkräfte im Dienste der Elektrizitätsgewinnung. Pionierarbeit auf diesem Gebiete leistete er schon in den ersten Jahren seines Stadtammannamtes. Im Juli 1893 wurden die Aarauer des ersten elektrischen Lichtes teilhaftig. 1893 bis 1907 war er Präsident der neugegründeten Elektrizitätskommission der Stadt. Unter seiner Leitung wurde in den folgenden Jahren die Elektrizitätsgewinnung systematisch ausgebaut. Die Aarauer Licht- und Kraftzentrale gehörte zu den ältesten schweizerischen Werken dieser Art. Als Baudirektor hatte Schmidt maßgebenden Anteil an der kantonalen Elektrizitätsentwicklung, war Förderer und Mitbegründer des Aargauischen Elektrizitätswerkes und gehörte während zwölf Jahren dessen Verwaltungsrat an. Er stellte seine Erfahrungen und Dienste auch den Nordostschweizerischen Kraftwerken und der Kraftwerk Wägital AG zur Verfügung. Zudem versah er während fünfzehn Jahren das Amt eines Staatskommissärs für das Kraftwerk Ryburg-Schwörstadt. Nach seinem Rücktritt aus der Regierung, der altershalber nach Ablauf der Amtsdauer, 1929, erfolgte, übernahm er das Präsidium der Aktiengesellschaft der Aarewerke, die zum Zwecke des Baues der Kraftwerke Klingnau und Wildegg gegründet worden war.

So zählt er mit Recht zu den Pionieren der schweizerischen Elektrizitätswirtschaft. Als Politiker war er fortschrittlich gesinnt und vertrat den Freisinn von 1848. Auch seine politischen Gegner schätzten ihn, weil er ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die militärische Laufbahn brachte ihn in jungen Jahren in den Generalstab. Während des Ersten Weltkrieges war er als Oberstleutnant dem Territorialkommando zugeteilt.

Gründliches allgemeines und juristisches Wissen, verbunden mit Schlagfertigkeit, Intelligenz und außerordentlicher Rednergabe führten Max Schmidt zu Erfolg. Trotzdem blieben ihm die Sorgen und Verdrießlichkeiten eines im öffentlichen Dienste Tätigen nicht erspart. Um so mehr fand er in den musikalischen Vereinen Entspannung. Dank seiner ausgezeichneten Tenorstimme und der Beherrschung mehrerer Instrumente spielte er im kulturellen Leben seiner Stadt eine hervorragende Rolle, vor allem durch Mitwirkung in Konzerten, Opernaufführungen und Gesangfesten. Geselligkeit, Güte und Humor ließen ihn als glänzenden Gesellschaftler erscheinen. Das größte und reinste Glück fand er in seiner Familie, obgleich der Tod naher Angehöriger schweres Leid über ihn brachte. Am Schluß seiner knappen autobiographischen Notizen blickt er in Dankbarkeit auf sein reiches Leben zurück.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Schweizerisches Zivilgesetzbuch*, Taschenausgabe, mit aargauischem Einführungsgesetz, herausgegeben von MAX SCHMIDT, Aarau 1912. – *Die Entstehung der Aarewerke AG*, in *Wasser- und Energiewirtschaft* 1939, Nr. 11/12. – *Wie in Aarau die Elektrizität eingeführt wurde*, Manuskript im Familienbesitz. – *Aarauer Maienzugrede*, im *Freien Aargauer*, Nr. 161, vom 13. Juli 1948. – *Erinnerungen eines alten Aarauer Kantonschülers*, in *Aargauer Tagblatt*, vom 30./31. Januar und 1. Februar 1951.

LITERATUR: *Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins* 1942, Nr. 8. – *Sängerblatt*, XIII. Jahrgang, Nr. 10, April 1942. – *Aargauer Tagblatt*, Nrn. 244, 245 vom 16. und 17. Oktober 1951. – *Freier Aargauer*, Nr. 242

vom 15. Oktober 1951. – *Argovia Navicula*, Nr. 1 vom Dezember 1951. – PAUL ERISMANN, *Anno dazumal*. Ein Rückblick auf die Jahrhundertwende, Aarau 1952. – *Aargauer Tagblatt* vom 8. Januar 1929, Nr. 5. – WALTHER MERZ, *Wappenbuch der Stadt Aarau*, Aarau 1917, S. 240–1. Alfred Lüthi 757

**Schmidter, Jakob**, von Aarburg, Dr. med., \* 15. Februar 1778, † 4. April 1839. Nach Abschluß seiner Studien an den Universitäten Bern, Zürich und Jena eröffnete Dr. Schmidter im Jahre 1800 in seinem Heimatstädtchen eine Arztpraxis, die sich dank seiner außergewöhnlichen Tüchtigkeit und seines zwar bescheidenen, aber sicheren Auftretens rasch eines großen Zuspruches aus der ganzen Talschaft erfreute. Bald wurde auch die Öffentlichkeit auf die vielseitige Begabung des jungen Arztes aufmerksam. Die Regierung des Kantons Aargau ernannte ihn zum Sanitätsrat und Bezirksarzt und betraute ihn, gemeinsam mit seinem Studienfreund, Dr. Schmuziger, Aarau, mit der Neuordnung und Überwachung des Sanitätswesens. Er wurde auch Mitglied der medizinischen Prüfungskommission. Im Jahre 1811 wählte ihn seine Heimatgemeinde zum Stadtammann. Er wurde damit vor eine schwere Aufgabe gestellt, denn Aarburg befand sich damals zufolge der ständigen Einquartierungen und Requisitionen, die es schon während der Revolutionsjahre zu erdulden hatte und die ihm später, nach Verlegung des kantonalen Zeughauses und der Munitionswerkstätte auf die Festung Aarburg, neuerdings auferlegt wurden, im Zustande völliger Verarmung. Eine seiner ersten Aufgaben als Stadtammann erblickte Dr. Schmidter darin, die Gemeinde und Bevölkerung von dieser ungerechten und untragbar gewordenen Last zu befreien. Nach erfolglos gebliebenen gütlichen Versuchen, dieses Ziel zu erreichen, wurde den Truppen für ein und allemal die Anweisung von Privatquartieren kurzerhand verweigert. Die Verantwortung für diese Handlungsweise nahm Dr. Schmidter auf sich persönlich,

obwohl er sich mit seinen Ratskollegen und der ganzen Gemeinde einig wußte. Die Folgen ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Dr. Schmidter wurde vom Regierungsrat als Vorsitzender und Mitglied des Stadtrates abgesetzt erklärt und auch als Sanitätsrat und Bezirksarzt abberufen. Dem Bezirksamt wurde die sofortige Anordnung der Ersatzwahl befohlen, welche am 2. Oktober 1813 stattfand und deren Ausgang, wie zu erwarten war, die einstimmige Wiederbestätigung Dr. Schmidters zeitigte, trotzdem er sich derselben energisch widersetzte und seine Mitbürger in einer eindrucksvollen Rede zum Gehorsam ermahnt hatte, indem er zum Schluß wörtlich erklärte: «Da die Aarburger – Gott weiß warum – bei den Obern nicht aufs beste angeschrieben sind, ist es doppelt nötig, daß die Gemeinde gegenwärtig mit Ruhe und Anstand handelt und sich des Vertrauens der Regierung würdig erweist.» Empört über dieses aufrührerische Gebaren der Aarburger, ließ die Regierung am 5. Oktober 1813 unter dem Oberkommando von Oberst Schmiel die Standeskompanie ausrücken und das Städtchen besetzen. Unter dem Schutz der Bajonette traf zu gleicher Zeit der Bezirksammann ein, welcher durch Läuten der Sturmglocken die Gemeindeversammlung einberufen ließ, um die endgültige Absetzung des bisherigen und die Wahl eines neuen Stadtammanns durchzusetzen. Völlig eingeschüchtert durch diese Vorgänge schritt die Bürgerschaft erneut zur Wahl des Stadtoberhauptes, aus der diesmal der Stadtschreiber und Notar Albrecht Bohnenblust, der spätere Regierungsrat, hervorging. Als sich die Wogen jener politisch sehr bewegten Zeit etwas gelegt hatten, trat das neugewählte Stadtoberhaupt nach kaum sechsmonatiger Amtstätigkeit zurück, worauf wiederum mit heller Begeisterung Dr. Schmidter in sein früheres Amt eingesetzt wurde. Inzwischen war man sich auch höheren Orts des an Dr. Schmidter begangenen Unrechts bewußt geworden, weshalb die Regierung nicht

versäumte, ihm durch neuerliche Ernennung zum Sanitätsrat und Bezirksarzt die schuldige Satisfaktion zu erteilen. In der Folge diente Dr. Schmidter der Gemeinde und dem Kanton in verschiedenen Stellungen, so als Großrat 1815 bis 1818 und 1831 bis 1832 und als Verfassungsrat 1830/1831, noch weitere 23 Jahre, d. h. bis zu seinem im Juli 1837 aus Gesundheitsrücksichten erfolgten Ausscheiden aus Würde und Bürde. Bei diesem Anlaß verlieh ihm die Kantonsregierung die goldene Verdienstmedaille. Vor seinem am 4. April 1839 erfolgten Hinschied erlebte er noch die sehnlich erwartete Einweihung der Drahtbrücke über die Aare, um deren Zustandekommen er sich in hohem Maße verdient gemacht hatte.

NEKROLOG: *Der Schweizer-Bote* vom 6. April 1839.

Jakob Bolliger 758

**Schmiel, Johann Nepomuk von**, \* 19. April 1774 zu Leipnik in Mähren, † 29. Dezember 1850 in Aarau. Vater: Siegfried von Schmiel, Hauptmann in k.k. österreichischen Diensten, Mutter Katharina geborene Mehoffer. Besuch der öffentlichen Schule von Olmütz. 1. März 1788 Beginn der Offizierslaufbahn als Kadett im k.k. Infanterieregiment Carl Baron von Schröder. 1789 bis 1791 Teilnahme am Russisch-Türkischen Krieg: Bukowina, Moldau, Wallachei. 1792 bis 1797 Feldzüge gegen Frankreich. Sommer 1793 Beförderung zum Unterleutnant.

Eine unglückliche Liebe läßt ihn den Dienst quittieren (5. April 1797), mit seiner Vergangenheit brechen und in fremdem Land ein völlig neues Leben suchen. Hierfür erscheint ihm die Schweiz am günstigsten. Er erreicht sie am 9. August 1797 bei Schaffhausen. Über Zürich, wo man ihm wenig Hoffnung auf eine Anstellung macht, gelangt er nach Bern. Stadtschreiber Morloth beschäftigt ihn mit Korrespondenzen und Abschriften. Feste Anstellung als Hofmeister bei Frau von Erlach geborene Effinger von Wildegg, die ihn mit der Erziehung ihrer Kinder

beauftragt. In Bern erlebt Schmiel den Beginn der eigentlichen Revolutionsperiode. Persönlich bedroht ihn die Verordnung, daß alle Fremden die Schweiz zu verlassen hätten. Da schickt ihn der Vater seiner Dienstherrin nach Wildegg, damit er dort im Interesse der Familie zum Rechten sehe. Am 11. Februar 1798 reist Schmiel dorthin. In Wildegg lernt er Joh. Rud. Dolder kennen, und diese Bekanntschaft wird für sein Leben von entscheidender Bedeutung. Unter dem Eindruck der Zeitgeschehnisse und bei eifriger Lektüre geht der ehemalige österreichische Offizier und Aristokrat ins Lager der demokratischen Patrioten über. In Wildegg erlebt er auch den Einmarsch der Franzosen und den Untergang der alten Eidgenossenschaft. Eine ihm von dem in den helvetischen Senat gewählten Dolder angebotene Sekretärstelle lehnt er aber noch ab, da er vorerst noch ins Haus der von Erlach nach Bern zurückkehrt. Erst als Dolder ins Direktorium eingetreten und dieses von Luzern nach Bern übergesiedelt war, schloß er sich ihm näher an. Er besorgte zuerst dessen Korrespondenz, verfaßte dann eine Schrift über die damaligen Zustände *Ein Wort an die Schweizer* und schrieb auch für Zschokkes *Schweizer-Boten*. Nach Lösung von der Familie von Erlach nimmt er auf Dolders Vorschlag eine Stelle auf dem Bureau des Kriegsministeriums an, zuerst unter Henri Jomini als Bureauchef, später selbst als Chef. Durch Dolder wird er mit einer großen Zahl der helvetischen Staatsmänner bekannt. Am 29. März 1801 erwirbt er das Bürgerrecht von Leibstatt, in der Hoffnung, mit dem Fricktal zusammen die schweizerische Staatsangehörigkeit zu erlangen. Seine Bewerbung bei den Behörden um die Erlangung eines militärischen Grades führt am 27. Mai 1801 zur Ernennung zum helvetischen Hauptmann. Eine Reise im Herbst dieses Jahres: Berner Oberland-Grimsel-Wallis-Nufenen-Bedretto-Gotthard-Uri-Luzern – zusammen mit Dr. Fahrländer, macht ihn mit seiner neuen Umgebung bekannt. Von

mehreren 1802 sich bietenden Möglichkeiten wählt Schmiel das Angebot Fahrländers, des im Fricktal führenden Mannes, die Stelle als Bureauchef der fricktalen Verwaltungskammer zu übernehmen. Am 16. März 1802 beginnt die Organisation des neuen Kantons. Vom 22. März bis 22. April organisiert Schmiel einen großen Teil der Dorfgemeinden des Fricktals. Dann – beurlaubt – vermählt er sich am 26. April in Belp mit Regina Sonnenschein, Tochter des Stuttgarter Bildhauers Professor Valentin Sonnenschein, führt zwei Tage später seine Gattin nach Laufenburg und setzt seine organisatorische Arbeit fort. Anfangs Juni weilt er als Glied einer Fricktaler Deputation in Bern, welche den französischen Minister Verinac, den französischen General Mont- richard und Dolder um Vermittlung zwischen den Landständen und der Verwaltungskammer des Fricktals ersuchen sollte.

Ab Mitte September ist Schmiel wieder in Bern, und zwar offenbar wieder in seiner früheren Stelle im Kriegsministerium. Was sich in der Zwischenzeit im Fricktal ereignet und was ihn das Fricktal hat verlassen machen, ist nicht festzustellen; sicher kein Zerwürfnis mit Dr. Fahrländer, dem er auch später eng befreundet ist.

Mit Dolder, der inzwischen Landammann geworden, steht Schmiel in Bern in enger Verbindung. Auf Schmiels Intervention beim französischen Gesandten wird der während des Stecklikrieges verhaftete Dolder wieder freigelassen; mit ihm und der helvetischen Regierung flüchtet Schmiel vor den Aufständischen nach Lausanne. Die Vermittlung Bonapartes setzt dem Stecklikrieg und der Helvetik ein Ende. Mit der Mediationsverfassung vom 19. Februar 1803 entstand der neue Kanton Aargau, dem jetzt auch das Fricktal angehörte. An der Spitze des Kantons stand Dolder. Für Schmiel ist es gegeben, seinem Gönner dorthin zu folgen, ist er doch nun selber auch Bürger dieses Kantons. Ihm und dem Drucker Bek gewährt

die Regierung auf ihr Gesuch hin am 26. Mai das Privileg auf sechs Jahre, ein aargauisches Kantonsblatt (Amtsblatt) herauszugeben (wurde dann noch für eine zweite Periode erneuert). Am 12. Juli wird Schmiel, der gewesene helvetische Hauptmann, zum Chef der aargauischen Standeskompanie gewählt, einer vorläufig ersten Militärmacht des Kantons bis zur Organisierung der Miliz. Wahrscheinlich hat Schmiel in seiner neuen Stellung auch das *Reglement für die Disciplin und den Dienst der Aargauischen Kompagnie* (Standeskompanie) verfaßt. Im Zürcherischen «Bockenrieg» (Ende März bis anfangs Juni) führt Schmiel die aargauische Standeskompanie.

Für die Organisierung der aargauischen Miliz errichtet der Chef des Militärwesens, Ludwig May von Schöffland, Mitglied der Regierung, einen Kriegsrat als vorberatendes Organ für alle das Militär- und Kriegswesen betreffenden Belange. Schmiel wird Mitglied (12. Juli 1804), ebenso Kommandant des ersten der sechs aufzustellenden Milizbataillone (Beförderung am 10. Juni 1805). Doch bleibt er zugleich Chef der Standeskompanie. Am 14. Juni erfolgt seine Wahl zum *Chef der Militär-Instruktionsschule des Kantons*. Damit liegt in seinen Händen die Ausbildung aller Milizen des Aargaus, eine Aufgabe, für die er nach Erziehung und Vorbildung über die besten Voraussetzungen verfügt und der er 25 Jahre seines Lebens widmet. 1806 erscheint: *Unterricht über den Militärdienst. Der Miliz des Schweizerischen Freistaates gewidmet von J. N. v. Schmiel, Oberstlieutenant und Chef der Instruktionsschule der Infanterie im Canton Aargäu. I. Elementar- und Garnisonsdienst. Mit Abbildungen sämtlicher Corps aller Schweizer-Cantone. Arau und Basel in der Samuel Flickischen Buchhandlung.* – Überdies ist er auch Mitarbeiter oder Redaktor des *Neuen Militär-Archivs*, bearbeitet von einer Gesellschaft erfahrener Deutscher und Schweizer Offiziere (1803–1806). An der Schaffung der Miliz-Organisation vom 7. Dezember 1808

und der ausführenden Verordnung vom 29. März 1809 nimmt er so hervorragenden Anteil, daß er später als der Organisator der kantonalen Miliz bezeichnet wird. Seit der Erneuerung der Militärkapitulation mit Frankreich (28. März 1812) steht Schmiel auch an der Spitze der kantonalen Werbekommission. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit muß er mit Truppen die «Gansinger-Revolt» unterdrücken und den Befehlen der Regierung Nachachtung verschaffen (1813). Durch Erwerbung eines Hauses in der Laurenzenvorstadt (1805) war Schmiel Aarauer Bürger geworden. 1811 ist er an der Gründung der Loge zur Brudertreu in Arau mitbeteiligt. Aus einer Idee Heinrich Zschokkes erwuchs im gleichen Jahr die «Gesellschaft für vaterländische Kultur im Aargau»; Jahrespräsident für 1811 und 1812 wird Schmiel. Der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, d. h. deren mathematischer Abteilung, trat er 1816 bei.

Die Schlacht bei Leipzig (Oktober 1813) erschütterte Napoleons Stellung schwer, und damit brach auch in der Schweiz sein Werk, die Mediation zusammen. Vorerst veranlaßt der Vormarsch der Alliierten an den Rhein ein eidgenössisches Truppenaufgebot zum Schutze der Neutralität. In einer der drei aufgebotenen Divisionen befehligte der zum eidgenössischen Obersten ernannte (22. November 1813) Schmiel eine Brigade. Sie stand zuerst an der Grenze gegen Frankreich, wurde dann aber, als die Österreicher nahten, ins Fricktal gezogen. Die Abmachung vom 20. Dezember gab die Schweiz dem Durchmarsch fremder Truppen frei. Die Schweizer Truppen marschierten in ihre Kantone und wurden entlassen. Der Durchmarsch der fremden Truppen wurde, besonders für die Grenzkantone, zu einer schweren Belastung. Zur Bewältigung aller sich stellenden Aufgaben richtete der Aargau ein Verpflegungsamt ein. Präsident dieser Kommission wurde Oberst Schmiel. Indem er den in Basel residierenden russischen Intendan-

ten persönlich aufsuchte, erlangte Schmiel gewisse Erleichterungen für den Kanton. Infolge der zu großen Anforderungen in seiner Gesundheit erschüttert, wollte Schmiel sich später durch Rücktritt von der Verantwortung entlasten, blieb dann aber auf ein Schreiben des Kleinen Rates im Amt. Schlimmer noch als der Durchmarsch der fremden Truppen war der Anfall an Verwundeten und von zum Teil mit Seuchen behafteten Kranken, den diese Truppen aus Frankreich in den Aargau – der neben Basel am meisten betroffen war – zurückschoben, denn auch die Bevölkerung wurde von der Seuche manchen Orts dezimiert. So entschließt sich die aargauische Regierung, bei den maßgebenden alliierten Persönlichkeiten in Paris vorstellig zu werden. Die Wahl für diese Mission fiel auf Schmiel, der am 2. Mai 1814 Bevollmächtigung und Instruktion vom Kleinen Rat erhielt. Schmiels Reise nach Paris wurde voller Erfolg zuteil, nicht nur in der Verwundeten- und Krankenfrage, sondern er erreicht auch, daß für den Rückmarsch, zum Teil anders als geplant, schweizerische Kantone und vor allem der Aargau nicht mehr belastet werden. Daneben wirkte er, und dies ohne Auftrag, im Sinne der Mission Stapfers gegen die äußerst lebhaften Bemühungen Berns, wiederum Hand auf die alten Besitzungen im Aargau zu legen. Den Bestand seines Kantons zu erhalten, ist auch Schmiels Anliegen. Unter dem Eindruck eines in dieser Hinsicht beruhigenden Schreibens von Stapfer reist Schmiel in die Heimat ab. Seine Verdienste um den Kanton werden nicht vergessen. Nach Annahme der neuen Kantonsverfassung wurde er nur deshalb nicht jetzt schon in den Kleinen Rat gewählt, weil er, um wahlfähig zu sein, vorerst dem Großen Rat hätte angehören müssen. Ein Freund, der bereit ist, ihm gegebenenfalls sofort Platz zu machen, hält den Platz für Schmiel im Kleinen Rat offen; inzwischen wird Schmiel in Rheinfelden in den Großen Rat gewählt (18. März 1815). Im Rahmen des

großen Truppenaufgebotes, das die Tagsatzung im Frühjahr 1815 erließ (erneuter Feldzug der Alliierten gegen Napoleon, Notwendigkeit des Neutralitätsschutzes) erhält Schmiel das Kommando über eine Brigade, bestehend aus Truppen aus sieben Kantonen. Im Zeitpunkt, da sich der schweizerische General entschließt, aus einem defensiven Dispositiv rückwärts der Grenze zu einem aktiven Vorstoß in die Freigrafschaft überzugehen, kommt es in der Brigade Schmiel zu schweren Insubordinationen, indem sich die Truppen weigern, die Grenze zu überschreiten. Auch ein persönlicher Appell ihres Kommandanten bleibt erfolglos. Anlaß zu solchem Verhalten bot vor allem das unklare Verhältnis zwischen Tagsatzung, General und kantonaler Regierung. Schmiel wurde durch seinen Divisionskommandanten d’Affry vollkommene Entlastung zuteil. Nach seiner Rückkehr nach Aarau im August ersucht Schmiel die Regierung um einen Urlaub wegen angegriffener Gesundheit und im Herbst verfällt er in eine lebensgefährliche Krankheit, wohl mit eine Folge der bitteren Erfahrung, die er als Truppenkommandant hatte machen müssen.

So ist es für ihn eine Genugtuung, daß er vom Großen Rat zum Mitglied der Regierung gewählt wird. (19. Dezember 1815). Ihm wird das Polizeidepartement unterstellt. Dazu kommen später andere Aufgaben: Präsidium der Sanitätskommission, Präsidium des katholischen Kirchenrates, Präsidium der Bibliothekskommission usw. Seine Hauptaufgabe wird aber die Leitung des kantonalen Wehrwesens. Neues Militärgesetz vom 27. Dezember 1816, darauf gegründet neue Miliz-Organisation vom 20. August 1817 und Neuordnung der Ausbildung durch eine «Instruktionsschule» mit ständigem Personal an Offizieren und Unteroffizieren. Chef dieser Schule wird am 29. August 1817 Schmiel, dem «die Aufsicht und Leitung der gesamten Instruktion und des Dienstes am Hauptort» überbunden wird. An Stelle des früheren

Kriegsrates und der Werbekommission tritt die Militärkommission, deren Präsident in der Regel Schmiel ist. Unter Schmiels Leitung entwickelt sich das aargauische Milizwesen in mustergültiger Art, was wiederholt durch eidgenössische Inspektionen festgestellt wird. Bei seinen Untergebenen sei Schmiel beliebt gewesen; obzwar auf strenge Ordnung haltend, sei er als unparteiisch und gerecht anerkannt worden.

Auch als eidgenössischer Oberst wurde Schmiel wiederholt in Anspruch genommen, so durch seine Wahl zum Mitglied der Militär-Aufsichtsbehörde (1823). In dieser Behörde arbeitet er wesentlich an der Neugestaltung des eidgenössischen Militärreglementes mit (1826). Dann kommt auch seine Teilnahme an eidgenössischen Übungslagern und deren Leitung. Gerade seine Leitung des Lagers in Wohlen (1828) gibt Anlaß zu einer umfassenden Zeitungspolemik gegen ihn. Ein Untersuchungsbericht zuhanden der Tagssatzung bezeichnet die Anwürfe als «falsch, lügenhaft und verläumerisch». Auch private Stimmen nehmen Schmiel in Schutz. Militärisch sei das Lager von Wohlen eines der bestgeleiteten gewesen. Was ihn in den Augen der Öffentlichkeit belastet – und darin kündigt sich die Wende des Jahres 1830 an – sind sein Adel und die Nachahmung ausländischer Sitten und Gebräuche im Militärwesen, die man etwa als «unrepublikanisch» empfindet.

In den Tagen des Freiämterzuges (4. bis 6. Dezember 1830) ernannte die Regierung Schmiel zum «kommandierenden Befehlshaber» der aufgebotenen Regierungstruppen. Er provozierte bei der Regierung den Beschluß, den Truppenkommandanten zu befehlen, auf die heranrückende bewaffnete Volksmenge nicht zuerst Feuer zu geben. Nur wenn die Truppen von der letztern angegriffen werden, sollten sie den Angriff nach Kräften zurückweisen. Damit wurde aber auch der Schutz der Hauptstadt und der Regierung illusorisch. Schmiel entließ die Truppen; die Freiämter besetzten die Stadt und lösten

die Schaffung einer neuen Kantonsverfassung aus. Schmiel gehörte dem hiezu gewählten Verfassungsrat nicht an. Daß er am 6. Dezember die Regierungstruppen gegen den Freiämtersturm angeführt, hatte ihn völlig unpopulär gemacht. Dazu kam, daß eine Gruppe von Zofinger Offizieren, die unter Schmiels Kommando gestanden, der Regierung mitteilten, sie vermöchten ihrem Chef kein Zutrauen mehr entgegenzubringen.

Schmiel ersuchte in der Folge um Entlassung aus der Militärkommission und um Enthebung von allen militärischen Verrichtungen (29. Januar 1831). Dabei blieb es, auch als Amtskollegen ihn zur Zurücknahme seines Entschlusses zu bringen suchten. Gegen ihn (und einige andere) richtete sich auch ein Antrag im Verfassungsrat, geborene Ausländer in Zukunft nicht zu Staatsstellen zuzulassen. Der Antrag wurde allerdings dann nicht in dieser harten Form in die Verfassung aufgenommen.

So trat Schmiel nach fast dreißigjähriger Tätigkeit von der Leitung des aargauischen Militärwesens zurück – wie es scheint ohne Dank und Anerkennung. – Sein Vergehen hatte wohl hauptsächlich darin bestanden, daß er dem Wandel der politischen Gesinnung in den zwanziger Jahren zu wenig Rücksicht getragen und nur die ihm überbundene Aufgabe, ein tüchtiges Militärwesen zu schaffen, gesehen hat. Erst einer späteren Zeit, die über die nötige Distanz von den Geschehnissen verfügte, war es vergönnt, in gerechter Beurteilung die einzigartigen Verdienste des Mannes um unsern Kanton zu erkennen.

Die eidgenössischen militärischen Ehrenstellen behielt Schmiel bei, war auch zweimal noch Mitglied der eidgenössischen Militär-Aufsichtsbehörde. Es wurde ihm sogar die Direktion der eidgenössischen Thuner Militärschule angetragen, doch lehnte er ab.

Nach Annahme der neuen Kantonsverfassung fanden die Großratswahlen statt. Schmiel wurde in zwei Wahlkreisen

gewählt. Er nahm die Wahl für Kaiserstuhl an, wo man ihn kurz vorher unentgeltlich ins Bürgerrecht aufgenommen hatte «um ihm bey solchem Anlasse die Gesinnung ihrer aufrichtigen Hochschätzung darzulegen». Eine Wiederwahl in die Regierung erfolgte nicht. Doch wählte ihn der Große Rat zum Bezirksrichter im Bezirk Aarau und einige Tage später zum Präsidenten des Gerichts. 1832 ernannte ihn die Regierung zum Oberamtmann des Bezirks Aarau. Hinzu kamen eine Reihe von Ehrenstellen (Bibliothekkommission, Präsidium des Bezirksschulrates, Mitgliedschaft in der Kantonsschuldirektion und im katholischen Kirchenrat). Als Großrat trat Schmiel wenig hervor; auch in militärischen Fragen übte er große Zurückhaltung. Dies ist auch seine Haltung in den Verfassungskämpfen des Jahres 1840 trotz seiner starken innern Anteilnahme. Im Januar 1841 wurde die revidierte Verfassung in der Volksabstimmung angenommen. Folge davon war der Aufstand im Freiamt, der zur Klosteraufhebung führte. Schmiel war der Auffassung, es werde im neuen großen Rat für ihn, den Katholiken, kein Platz mehr sein. Doch kommt er in den Kreisen Suhr und Wölflinswil in die Wahl und wird in Mettau gewählt. In dieser Behörde gehört er weiterhin der Opposition – immerhin, entsprechend seiner «wessenbergischen» Haltung, einer gemäßigten – an. Der Fanatismus der Radikalen ist ihm ein Greuel. 1842 wählt ihn der Große Rat zu seinem Präsidenten, bei den Erneuerungswahlen 1843 wählt ihn Mettau wieder und auch Gansingen trug ihm ein Mandat an.

Während des Ersten (1844) und Zweiten Freischarenzuges (1845) suchte der Oberamtmann Schmiel in seinem Amtsbereich zum Rechten zu sehen – infolge der allgemeinen Stimmung mit wenig Erfolg. Nun, als man sich nach dem unglücklich verlaufenen zweiten um das Schicksal der in Luzern gefangen gesetzten Aargauer Freischärler zu bekümmern hatte, suchte man, um eine rasche Vermittlung mit Luzern zu erlangen, Männer, die in den Augen der

Luzerner Führer in keiner Weise durch ihre politische Stellung belastet waren. Neben Oberrichter Friedrich Hürner kam man auf Schmiel. Später wurde den beiden noch der Großratspräsident G. Jäger beigegeben. Schmiel unterzog sich der Aufgabe, trotzdem es seine politischen Gegner waren, die ihn um Hülfe angingen, und trotzdem die Aufgabe nicht leicht war. Dem nun Einundsiebzighjährigen mag es immerhin eine Genugtuung gewesen sein, sich auf diese Art rehabilitiert zu sehen. Trotzdem zeigt seine Selbstüberwindung seine menschliche Größe. Die Mitwirkung an der Vermittlungsaktion in Luzern ist Schmiels letzter Dienst an der Öffentlichkeit.

Den Sonderbundskrieg verfolgt er – abgesehen davon, daß er als Bezirksamtmann mit Amtsgeschäften belastet ist – als Zuschauer, bis zuletzt von der Hoffnung erfüllt, es werde nicht zum Waffengang kommen. Nach dem in kurzer Zeit erfochtenen Sieg fragt er skeptisch, ob die Tagsatzung ihre Aufgabe so gut zu lösen verstehen werde, wie der General die seine gelöst habe. Ebenso mißtrauisch ist er vorerst der Bundesreform gegenüber. Wie schließlich das Werk glücklich unter Dach ist, freut er sich auch daran. Viele seiner brieflichen Äußerungen aus dem stürmischen Jahrzehnt lassen erkennen, daß Schmiel grundlegende schweizerische Einrichtungen in ihrem Wesen nicht zu erfassen vermocht hat. So entschlüpfen ihm denn auch etwa Vorschläge, die am Wesentlichen unseres Staatswesens vorbeigehen. In dieser seiner Einstellung mag auch der tiefere Grund dafür liegen, daß Schmiel in entscheidenden Punkten von seinen Mitbürgern nicht verstanden und nicht akzeptiert wurde, was er dann als schmerzliche Zurücksetzung und Verkennung empfinden mußte.

Um den Alternden wurde es einsam. Die Freunde aus seiner frühesten Schweizer Zeit starben vor ihm. Krankheiten meldeten sich, doch überwand er sie. Am 29. Dezember 1850 starb er an den Folgen eines Unfalles.

LITERATUR: ERNST ZSCHOKKE, *Oberst Johann Nepomuk von Schmiel 1774–1850*, in *Taschenbuch der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau für das Jahr 1910*. – HEKTOR AMMANN, *Aus den Anfängen einer Miliz | Die Aargauer in den ersten Grenzbesetzungen*, in *Festschrift Eugen Bircher 1952*. – Nachlaß J.N. v. Schmiel in der aargauischen Kantonsbibliothek.

Rolf Zschokke 759

**Schmuziger-Dietrich, Emma**, \* 18. Juli 1866 in Lichtenstern (Württemberg), † 13. Oktober 1954 in Aarau. Aufgewachsen in einem gottesfürchtigen, altpietistischen Hause, inmitten eines großen Geschwisterkreises, nahm die Tochter schon frühe regen Anteil am Lose aller vom Leben Benachteiligten. Im Jahre 1884 erwarb sie sich im Seminar Markgröningen ihr staatliches Lehrerinnendiplom. Sie amtete zuerst an Schulen in Stuttgart und in Wilhelmsdorf, und übernahm im Jahre 1891 mit einer Schwägerin zusammen ein Töchterinstitut in Uster. Im Jahre 1894 verheiratete sie sich mit Pfarrer Louis Schmuziger von Aarau. Bis 1896 lebte sie als Pfarrfrau in Fleurier, von wo aus das Ehepaar an die Evangelische Kapellengemeinde in Aarau berufen wurde.

Als Pfarrfrau bot sich ihr ein reiches Tätigkeitsfeld. In ihrer gütigen, humorvollen und ganz von christlichem Geist durchdrungenen Art hat sie im Laufe der Jahre nicht nur in ihrer Gemeinde als aktive Mithelferin in Sonntagschule, Töchterverein und Blauem Kreuz gewirkt, sie hat weit über die Grenzen der Stadt und des Kantons hinaus eine große Arbeit für ihre Mitmenschen geleistet. Ihrer Initiative hat Aarau eine ganze Anzahl seiner Fürsorgeeinrichtungen zu verdanken. Das Martaheim, die Krippe, das evangelische Zufluchtshaus «Heimgarten», das Frauenasyl im Zelgli sind auf ihre tatkräftige Anregung hin entstanden und wurden dauernd von ihr betreut. In ihrem Hause gingen Rat- und Hilfesuchende täglich ein und aus.

Im Jahre 1910 bis 1931 verwaltete sie das Präsidium des Schweizerischen Ver-

eins zur Hebung der Sittlichkeit (heute: Schweizerischer Evangelischer Verband Frauenhilfe). Ihre ganz besondere Rednergabe hat sie jahrzehntelang in den Dienst dieses Verbandes gestellt. In Mütter- und Frauenabenden und in Vorträgen rief sie in der ganzen Schweiz die Frauen zur christlichen Verantwortung und zur tätigen Mitarbeit im Werke der evangelischen Liebestätigkeit auf. Unter ihrer Leitung hat der Verband maßgebenden Einfluß auf manche Gesetzgebung ausgeübt. Damals wurden auch das Mädchen-erziehungsheim «Obstgarten» in Rombach bei Aarau und das Frauenheim Ulmenhof bei Ottenbach gegründet. Ihre ganze Liebe galt den Kindern des erstgenannten Heimes, sie sorgte weit über die Heimzeit hinaus für die jungen Menschen.

Die schweizerischen Pfarrfrauen sammelte sie im Jahre 1928 zu einer ersten, dann jährlich stattfindenden Pfarrfrauen-tagung. Sie stand in regem Kontakt mit allen evangelischen kirchlichen Kreisen und auf ihr von gesundem Menschenverstand und von Glauben getragenes Urteil wurde gehört.

In einer Zeit, da die staatliche Fürsorge noch sehr beschränkt war, hat Frau Pfarrer Schmuziger, geleitet durch ihren unerschütterlichen Glauben, weite Frauenkreise für eine hingebende private Fürsorge gewonnen. Sie selbst hat unendlich vielen Ratsuchenden und Abgeirrten in ihrer mütterlichen Weise Hilfe, Trost und Fürsorge angedeihen lassen.

LITERATUR: *In memoriam Frau Pfarrer Schmuziger*, 1954. – Zeitschrift *Unser Blatt*.

Nina Leupold 760

**Schmuziger, Johann Heinrich**, von Aarau, \* 17. März 1776, † 9. August 1830 daselbst. Arzt. Sohn des Wundarztes Johann Jakob Schmuziger und der Veronika geborenen Hagnauer. Nachdem er die Stadtschulen besucht, wurde er zunächst in einer Lehre praktisch in das väterliche Handwerk des Chirurges eingeführt, dann an den Akademien von

Bern und Genf und der Universität Jena zum wissenschaftlich gründlich geschulten Doktor der Medizin ausgebildet und praktizierte von 1799 an in seiner Vaterstadt. Schmuziger, ein erfolgreicher praktischer und zugleich in seiner Wissenschaft sich stetig fortbildender Arzt, war im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts wohl der gesuchteste der Aarauer Ärzte und auch als edelgesinnter Mensch, als Freund seiner Kranken und ihrer Familien und namentlich als stiller Wohltäter der Armen hoch angesehen und beliebt. Mit seiner Wahl zum Mitglied des kantonalen Sanitätsrats (1803) begann seine bedeutende Tätigkeit zur Hebung des Gesundheitswesens im jungen Kanton. Er hat ein Hauptverdienst an der Einführung und geregelten Vornahme der Kuhpockenimpfung. Mit dem Namen Schmuzigers, langjährigen Mitglieds der Spitaldirektion, ist die bessere Einrichtung besonders des Irrenhauses und Spitals zu Königsfelden verknüpft. Er war der Gründer und erste Präsident der kantonalen Medizinischen Gesellschaft, auch der Gründer der Medizinischen Lesegesellschaft. Er organisierte den Hebammenunterricht und veröffentlichte ein entsprechendes Handbuch. Er setzte sich ein für strengere Prüfung der Ärzte, Wundärzte und Tierärzte und für bessere Handhabung der medizinischen Polizei. Schmuziger war auch Bezirksarzt und Militärarzt. Seiner Vaterstadt diente er fast ein Menschenalter als Spital- und Armenarzt und als Mitglied der Armenkommission. Er hatte auch für politische Fragen ein lebendiges Interesse; er gehörte zu den Männern, die dem Staate der ausgehenden Restaurationszeit kritisch gegenüberstanden und den demokratischen Umschwung, wie er dann 1830 eintrat, herbeisehnten und vorbereiteten. Den Umschwung selbst erlebte er nicht mehr. Er hatte sich in seinem vielseitigen Wirken wohl zu sehr ausgegeben und erlag noch in kräftigem Mannesalter einem Schlagfluß. Seit 1802 war er in glücklicher, aber kinderloser Ehe mit der Aarauerin Maria Hürner verheiratet gewesen.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Katechismus für die Hebammen des Kantons Aargau*, Aarau 1805. – *Das Bad Lostorf*, Aarau 1819. – *Handbuch für die Hebammen des Kantons Aargau*, Aarau 1826.

LITERATUR: *Zum Andenken an Herrn Johann Heinrich Schmuziger von Aarau* (Leichenrede), Aarau 1830. – Nekrolog in den *Verhandlungen der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften* 17, Genève 1832, S. 156–61. – *Verhandlungen der vereinigten ärztlichen Gesellschaften der Schweiz* 1830, 2. Hälfte, S. 144. – *Biographisches Lexicon hervorragender Ärzte etc.*, herausgegeben von A. HIRSCH, Band 5, S. 251. – *Allgemeine Deutsche Biographie*, Band 32, S. 54f. – W. MERZ, *Wappenbuch der Stadt Aarau*, Aarau 1917, S. 242 ff.

Georg Boner 761

**Schmuziger, Louis Reinhard**, \*28. Januar 1859 in Aarau, †19. November 1922 daselbst, Pfarrer. Er entsproß dem Hause des Seidenfabrikanten Louis Schmuziger-Zeller. Nachdem er die Aarauer Kantonschule durchlaufen, entscheidet er sich für das Predigtamt und nimmt in der Predigerschule in Basel seine Studien auf. An der freien theologischen Fakultät in Neuenburg vollendet er sie und nimmt nach Semesterschluß sofort eine Stellvertretung für den erkrankten deutschen Pfarrer im Val de Travers an. Während dieser Zeit macht er noch sein theologisches Examen und wird in die neuenburgische Staatskirche aufgenommen. Da der erkrankte Pfarrer seinen Dienst nicht mehr aufnehmen kann, wird Louis Schmuziger als Nachfolger gewählt mit Sitz in Fleurier. Die Gemeindeglieder seiner deutschsprechenden Diasporagemeinde verteilen sich auf zwölf Dörfer. In dieser Arbeit begegnet er der Not der Trunksucht. Er gründet einen Blaukreuzverein und hilft dadurch manchem Trinker. Im Jahre 1894 verlobt und verheiratet er sich mit Emma Dietrich, Tochter des Oberlehrers Dietrich von Stuttgart. Sie war Lehrerin und leitete das Töchterpensionat in Uster. In ihr findet er eine tatkräftige Gehilfin. Im April 1896 übersiedelt er nach Aarau, wo er einen Ruf an die Minoritätsgemeinde

der Evangelisch-Reformierten Landeskirche angenommen hat. Seine Predigten sind packend, volksnah und originell. Daneben widmet er viel Zeit und Kraft der Trinkerrettungsarbeit. Von Anfang an übernimmt er die Leitung des Aarauer Blaukreuzvereins und während neunzehn Jahren ist er Mitglied des schweizerischen Zentralvorstandes vom Blauen Kreuz. Auf seine Anregung kommt es zur Gründung der Trinkerheilstätte «Effingerhort» durch Fräulein Juliette von Effinger auf Schloß Wildenstein. Pfarrer Schmuziger wird Präsident des Verwaltungsrates der Stiftung. Mit seinem Einzug in Aarau wird er auch in den Vorstand der Rettungsanstalt Kasteln berufen, die eine Gründung seines Vaters ist. Ferner präsidiert er die Eichenberger-Stiftung Beinwil am See und wirkt als Komiteemitglied in der Schweizerischen Zelt- und Traktatmission und im Bethelwerk in Zürich mit. Im Juni 1921 zeigen sich ernsthafte Herzstörungen. Am Sonntag, den 19. November 1922, hält er noch anlässlich des kantonalen Frauenbibeltages vom Blauen Kreuz eine eindruckliche Predigt. Während des Schlußgesanges wird er vom Tod ereilt und vom Werkplatz dieses Lebens abgerufen. Louis Schmuziger ist mit seinem urwüchsigen Wesen und seiner Herzengüte vielen Menschen zum Segen geworden.

LITERATUR: ALFRED ZELLER, *Ein köstlicher Lebenstag.*

Johannes Buck 762

**Schneider, Fridolin**, \* 26. September 1823 in Herznach, † 3. Januar 1899 in Aarau, von Herznach, Oberrichter. Sohn des Fridolin und der Margaretha geborene Deiß, verehelicht mit Amalie Mösch. Nach der Matur an einer auswärtigen Lehranstalt oblag er in Innsbruck und Wien dem Rechtsstudium, versah zwischenhinein Hauslehrerstellen, erwarb 1851 das aargauische Fürsprecherpatent und betätigte sich dann in den Bezirken Rheinfelden und Zurzach als Anwalt, während er in Laufenburg Mitglied und bald Vize-

präsident des Bezirksgerichts war. 1856 übernahm er die Gerichtsschreiberstelle am Bezirksgericht Aarau, wurde nach zwei Jahren dessen Präsident und versah von 1860 bis 1864 das Amt des Obergerichtsschreibers. Von 1864 bis 1899 gehörte er dem Obergericht und lange Jahre auch dem Kriminal- und dem Schwurgericht an. Durch gute Leitung des Schwurgerichts und humane Rechtsprechung in Kriminalsachen entkräftigten er und seine langjährigen Kollegen Sam. Wildi und Joh. Rohr die um 1860 gegen das Schwurgericht erhobenen Einwände derart, daß anlässlich der Verfassungsrevision von 1885 die Grundlagen des Strafprozesses, insbesondere bezüglich des Schwurgerichtes, nicht geändert wurden. Auf dem Gebiete des Zivilrechts war er einer der ersten Vertreter der unserm Volke angestammten germanischen Rechtsbegriffe; deutsches Privatrecht und Rechtsgeschichte waren denn auch seine Prüfungsfächer in den Fürsprecherexamen. Im Nationalrat, dessen Mitglied er von 1866 bis 1869 war, beteiligte er sich fast nur an der Behandlung juristischer und nationalökonomischer Fragen.

Außer durch die mit wissenschaftlicher Gründlichkeit in den verschiedenen Gerichtsbeamten geleistete Arbeit hat er sich die Öffentlichkeit zu Dank verpflichtet durch die Sammlung grundsätzlicher Entscheidungen des aargauischen Obergerichts aus dem Gebiete des Zivilrechts und des Zivilprozesses. Die ebenfalls sehr verdienstliche Bearbeitung des aargauischen bürgerlichen Gesetzbuches, die Dr. A. Hirzel mit vielen Erläuterungen und Anführung wichtiger Entscheidungen im Jahre 1867 herausgegeben hatte, enthielt nämlich nicht wenige Entschiede aus der Zeit vor der Inkraftsetzung der einzelnen Teile des aargauischen bürgerlichen Gesetzbuches (1848, 1850, 1852, 1856) und war daher zum Teil veraltet. Einen ersten Band, die Jahre 1854 bis 1871 umfassend, gab Fridolin Schneider 1872 heraus, und die Entscheidungen

bis zum Jahre 1897 hat er so vorbereitet, daß sie sein Amtskollege Dr. G. A. Ursprung als zweiten Band im Jahre 1901 herausgeben konnte. Mit dieser 1123 Nummern enthaltenden Sammlung, die sich auf die Protokolle des Obergerichts und dessen Rechenschaftsberichte stützt und an die Ordnung des Gesetzbuches anlehnt, hat er nicht nur den Anwälten und weitem an der Lösung von Rechtsfragen Beteiligten wie Verwaltungsbeamten und Privaten einen großen Dienst geleistet, sondern auch eine stetige Rechtsprechung erleichtert und gefördert. Daneben berichtete er in den Jahren 1878 bis 1898 in der *Zeitschrift des bernischen Juristenvereins* regelmäßig über die Rechtsprechung des aargauischen Obergerichts. 1885 hielt er am schweizerischen Juristentag in Aarau einen Vortrag über die Anwendung der allgemeinen Bestimmungen des Obligationenrechts auf die dem kantonalen Recht vorbehaltenen Verträge, insbesondere die Immobilienverträge.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Entscheidungen des aargauischen Obergerichts auf dem Gebiete des Civilrechts aus den Jahren 1854–1871 und 1872–1897*, 2 Bände, Aarau 1872 und 1901. – *Über die Anwendung der allgemeinen Bestimmungen des Obligationenrechts auf die dem kantonalen Recht vorbehaltenen Verträge, insbesondere die Immobilienverträge*, in *Zeitschrift für schweizerisches Recht*, neue Folge, 473–528.

LITERATUR: *Aargauer Tagblatt* vom 4. Januar 1899. – *Zeitschrift des bernischen Juristenvereins* 34, 450 (Nachruf von Dr. G. KELLER) und 8, 95. – Vorworte zu den beiden Bänden vorgenannter Sammlung.

August Meier 763

**Schneider, Gustav Arsène**, \* 7. September 1866 in Paris, † 15. April 1940 in Aarau. Fürsprech und Notar. Bürger von Zürich, seit 1893 auch von Aarau, Sohn des Johann und der Eugénie Suzanne Bellier, verheiratet 1892 mit Emma Richner, besuchte, nachdem er früh seine Eltern verloren hatte, in Aarau die städtische und die Kantonsschule, studierte die Rechtswissenschaft in München, Berlin und Heidelberg, wo er 1889 doktorierte. Im glei-

chen Jahr als aargauischer Fürsprech und Notar patentiert, eröffnete er in Aarau ein Advokaturbüro.

Schon mit 26 Jahren wurde er zum Mitglied des Obergerichts gewählt, kehrte jedoch nach vier Jahren zur freien Anwaltstätigkeit zurück. Von 1901 bis zu seinem Tode amtierte er als Ersatzmann des Obergerichts. 1901 bis 1921 gehörte er als Mitglied der Radikal-Demokratischen Partei dem Großen Rate an, leitete mehrere seiner wichtigen Kommissionen und hatte 1908 dessen Vorsitz inne. Viele Jahre war er Verwaltungsratspräsident der Aarau-Schöftland-Bahn, des städtischen Lehrerpensionsvereins, leitete auch die kantonale Rekurskommission für die eidgenössische Krisenabgabe und wirkte in mehreren wirtschaftlichen Unternehmungen mit.

Dank gründlicher Rechtskenntnisse und guter Redner- und Darstellungsgabe genoß er als Rechtsberater und Prozeßführer allgemeines Ansehen und großes Vertrauen, besonders auch in Handels- und Industriekreisen. Sein praktischer Sinn ließ ihn bald die Notwendigkeit erkennen, die in Gesetzessammlungen über mehrere Jahrzehnte verstreuten meist benötigten Gesetze in eine handliche Form zu bringen. Deshalb gab er 1893/1894 die gebräuchlichen Gesetze für den Kanton Aargau in einer zweibändigen Taschenausgabe heraus; sie enthielt alle für den Praktiker bedeutsamen Gesetze und erfreute sich rasch großer Beliebtheit. Neben dem Text der damals geltenden aargauischen und einiger Bundesgesetze gab sie auch die durch manche spätern kantonalen und eidgenössischen Erlasse zivilrechtlicher Natur, insbesondere des seit 1883 geltenden eidgenössischen Obligationenrechtes, eingetretenen Änderungen wieder und enthielt außerdem viele Verweisungen auf einschlägige Gesetzesbestimmungen und zahlreiche Zitate aus den Jahresberichten des Obergerichts und aus der Sammlung obergerichtlicher Entscheidungen aus den Jahren 1854 bis 1871 von Fridolin Schneider. – Auf das In-

krafttreten des schweizerischen Zivilgesetzbuches ersetzte er diese Taschenausgabe durch das *Aargauische Rechtsbuch*, das nun in einem Band auf 1714 Seiten die wichtigsten eidgenössischen und aargauischen Gesetze und Verordnungen enthielt, wiederum mit zahlreichen knappen Verweisungen und trefflichen Zitaten aus der aargauischen und eidgenössischen Rechtsprechung versehen. Auch dieses Rechtsbuch entsprach einem großen Bedürfnis; es erreichte 1925 die vierte Auflage und wuchs wegen der vielen nachgeführten Verweisungen auf neuere Gerichtsentseide auf zwei Bände mit zusammen 1882 Seiten an. – Ebenso verdienstlich war die Herausgabe des gleich fleißig und zuverlässig bearbeiteten zweibändigen Rechtsbuches der Schweiz im Jahre 1927, das 1938 die vierte Auflage erlebte. Dazu erschien als Ergänzungsband 1937 die ebenso gestaltete Herausgabe des revidierten Obligationenrechts.

Gustav Schneider war aber keineswegs nur Jurist. Offenbar als Erbteil seiner französischen Mutter war ihm vornehme Geselligkeit und Vorliebe für romanische Kultur und Wesensart eigen. Dank großer musikalischer Begabung, die er am Klavier, als Sänger und gelegentlich auch auf der Theaterbühne offenbarte, nahm er gern und willkommen am gesellschaftlichen Leben teil.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Taschenausgabe der gebräuchlichsten Gesetze für den Kanton Aargau*, 2 Bände, Aarau 1893/1894. – *Aargauisches Rechtsbuch mit besonderer Berücksichtigung des schweizerischen Zivilrechts*, 1. Auflage, Aarau 1912; 4. Auflage, 2 Bände, Zürich 1925. – *Rechtsbuch der Schweiz*, 2 Bände, Zürich 1927; 4. Auflage, Zürich 1938. – *Das revidierte schweizerische Obligationenrecht*, Ergänzungsband zum *Rechtsbuch der Schweiz*, Zürich 1937. – *Das Bauhandwerkerpfandrecht*, Vortrag, Aarau 1917.

LITERATUR: *Aargauer Tagblatt* vom 17. April 1940. – *Neue Aargauer Zeitung* vom 18. April 1940. – *Industria*, Organ und Semesterchronik der Alt-Industria, Nr. 77 vom Oktober 1940.

August Meier 764

**Schröter, Karl Joh. Friedrich**, von Rheinfelden, \*18. Januar 1826 in Rheinfelden, †27. Dezember 1886 daselbst. Pfarrer und Historiker, gehört einer anfangs des 18. Jahrhunderts vom Schwarzwald her in Rheinfelden eingebürgerten Familie an. Sohn des Amtsstatthalters Fridolin Schröter (1796–1861), besuchte er die Schulen in Rheinfelden und die Kantonsschule in Aarau. Starke Anregungen durch Rochholz und Bronner. Studium der Theologie in Freiburg im Breisgau und Tübingen. Von Aarau her eng befreundet mit Emil Welti, Jakob Frey und J. Hunziker. Aargauisches Staatsexamen für Theologie, gefördert von Bischof Salzmann und Propst Vögelin in Rheinfelden, wird er Kaplan, Lehrer und Rektor in Rheinfelden 1849, Stadtpfarrer und Chorherr zu St. Martin 1856. Schröter leitet die 1872 in Rheinfelden einsetzende christkatholische Bewegung und wird Mitglied der National- und Kantonsynode. Karl Schröter wird linientreue Kirchenpolitik unter Einhaltung christlicher Toleranz nachgerühmt.

Besondere Verdienste erwarb sich Schröter in Schulwesen und Jugenderziehung. Er wirkte als Lehrer und Mitglied der Schulbehörden von Gemeinde und Bezirk Rheinfelden, als Inspektor der Kantonsschule seit 1858, in der Aufsichtskommission der Pestalozzi-Stiftung Olsberg, 1860 bis 1868, als Erziehungsrat seit 1863. In den Dienst der Erziehung stellte Karl Schröter auch die sorgfältig ausgewählten Schüleraufführungen und die historischen Umzüge in Rheinfelden.

Karl Schröter arbeitete sich gründlich in die Landes- und Stadtgeschichte ein. Er gehört zu den Gründern der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau und redigierte bis 1871 zusammen mit Rochholz die *Argovia* und das *Taschenbuch*, wo er mehrere Studien veröffentlichte. Bis zu seinem Tode gehörte er dem Gesellschaftsvorstande an. Die Theologische Fakultät der Universität Bern ernannte ihn am Gründungsfeste der Hochschule 1884 zum Ehrendoktor. Die strenge

Amtstätigkeit ließ ihm zu wenig Zeit zur Verarbeitung des gesammelten Materials für eine Stadtgeschichte und eine Geschichte des Fricktals.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Urkunden und Regesten von Gnadenthal*, 1861. *Die Pfarrei Stauffberg-Lenzburg*, 1862. *Das verschwundene Dorf Höflingen*. Alle in der *Argovia*. – *Die Belagerung von Rheinfelden 1634*, im *Taschenbuch 1860*. – *Kaiser Ferdinand I. in Rheinfelden im Jahre 1563*. Skizzen zur Geschichte der Stadt und der Schulen von Rheinfelden in den *Schulberichten*. – Im aargauischen Staatsarchiv die Urkundensammlung Schröter.

LITERATUR: FR. A. STOCKER, *Carl Schröter*, in *Vom Jura zum Schwarzwald 1887*.

Anton Senti 765

**Schuh, Heinrich**, \* 18. September 1873 in Interlaken, † 5. Mai 1955 in Küsnacht (Zürich), Ingenieur, Bürger von Iseltwald, väterlicherseits süddeutscher Abstammung. Schulen in Interlaken, Gymnasium in Burgdorf, Besuch des Technikums Winterthur. Lehrjahre in Oerlikon, Basel und Berlin-Schöneberg. 1900 Chef der Apparateabteilung der Elektrizitätsgesellschaft Alioth in Münchenstein. 1902 Eintritt als Teilhaber in die Fabrik Elektrischer Apparate Sprecher, Fretz & Cie. in Aarau, seit 1903 Sprecher & Schuh, eine Spezialfabrik für die Herstellung von Schaltgeräten für Hoch- und Niederspannung und von Schaltanlagen, die er zunächst neben Carl Sprecher als technischer Leiter, von 1914 bis 1918 als einziger Direktor führt.

Schuh war ein Ingenieur von großer technischer Begabung und ausgeprägtem Formensinn, mit viel künstlerischem Verständnis. Er erkannte, daß der Schalter nicht ein Anhängsel der elektrischen Maschine oder Anlage ist, sondern ein lebenswichtiger Teil der großen und kleinen Anlagen für Hoch- und Niederspannung, von dessen sicherem Funktionieren die Betriebssicherheit und Verwendbarkeit der Anlagen ebenso sehr abhängt wie von den Eigenschaften der Maschinen und anderer Stromverbraucher. Früh erkannte er auch die Bedeutung der Serienfabrika-

tion im industriellen Betrieb, er lebte die Entwicklung vom Handwerk zur Industrie bewußt und aktiv mit. Sein frühzeitiger Rücktritt aus dem elektrotechnischen Gebiet bedeutete für die Firma Sprecher & Schuh, die sich seither zu einem Unternehmen von hohem Ansehen entwickelt hat, und für die schweizerische Elektrotechnik einen schweren Verlust.

1896 verehelicht sich Schuh mit Frida Kern, von Berlingen TG, mit der er während 58 Jahren verbunden bleibt († 1954). Enge freundschaftliche Bande bestehen mit dem nachmaligen Bundesrat Karl Scheurer. Starke künstlerische Interessen, vorübergehende Beteiligung an Unternehmungen auf dem Gebiete der Photographie und Optik.

Hans Suter 766

**Schuler, Johann Melchior**, \* 20. März 1779 in Mollis GL, † 30. April 1859 in Erlinsbach AG, Pfarrer und Geschichtsschreiber. Elementarunterricht beim Vater, Fridolin Schuler (1726–1796), der Diakon und öffentlicher Schullehrer in Mollis ist und daneben noch privat Lateinunterricht erteilt. Ausbildung zum Geistlichen am Collegium Humanitatis in Schaffhausen von 1796 bis 1798. Ohne Studium an einer Universität am 18. Juni 1798 ins Schaffhauser Ministerium auf Grund seiner ausgezeichneten schriftlichen Arbeiten aufgenommen. Vom mündlichen Examen ist er dispensiert, weil er in dieser Zeit als Feldprediger der Glarner am Gefecht gegen die Franzosen bei Wollerau teilnimmt. Pfarrer in Siblingen 1799 bis 1805, Filzbach-Obstalden 1805 bis 1814, Mönthal 1815 bis 1817, Bözberg 1817 bis 1827, Erlinsbach 1827 bis 1859.

Gleich nach Abschluß seiner Studien verehelicht sich Schuler mit Franziska Hurter (1774–1844), der Tochter eines Schaffhauser Buchdruckers (Bruder des später zum katholischen Glauben übertretenden Antistes Friedrich Hurter). Da die Ehe nicht mit Kindern gesegnet ist, widmet sich Schuler zeitlebens mehr seinen «Kindern des Geistes», wie er in einem Briefe einem Studienfreund gesteht.

Schon in seiner ersten Pfarrei, in Siblingen im Klettgau, beweist der zwanzigjährige Schuler seine unerschrockene Kämpfernatur, indem er sich gegen hohe Offiziere tapfer für seine Gemeinde einsetzt, die unter den Durchzügen französischer und österreichischer Truppen sehr zu leiden hat. Bereits hier ist er ein eifriger Vertreter der neuen Schulordnung, wie sie die helvetischen Behörden überall einzurichten versuchen. Er besucht mit gleichgesinnten Kollegen Pestalozzi in Münchenbuchsee, kann sich aber für dessen Methode nicht in allen Teilen erwärmen. Bis zu seinem Tode wird Schuler immer eine von Pestalozzi abweichende, viel weiter gehende individuelle Lehrmethode befürworten.

In der ausgedehnten Kirchengemeinde Filzbach-Obstalden auf Kerenzen ob dem Walensee kann Schuler nun seine Kräfte voll einsetzen für Reformen im Schul- und Armenwesen. Hier, in seinem Heimatkanton, kämpft er mannhaft für seine neuen Ideen, was ihm viel Arbeit und Befriedigung, aber fast noch mehr Anfeindung einbringt. Hier entstehen auch seine ersten Publikationen, zum Teil Kampfschriften für seine Arbeit im öffentlichen Dienste, zum Teil historische Arbeiten auf weitere Sicht. In seinem ersten gedruckten Werk, *Das Andenken Zwinglis*, finden wir bereits alle Themen der Lebensarbeit Schulers angedeutet: Historische Arbeiten, Zwingli-Edition, Schulreform, soziale Arbeiten. Dieses erste Werklein bringt ihn auch in Kontakt mit dem Zürcher Professor der Theologie und spätem Verleger aller seiner Schriften, mit Dr. Johannes Schultheß. Durch diesen tritt Schuler nun auch in einen weitem Kreis schweizerischer Gesinnungsfreunde. Er wird Mitglied der Schweizerischen Gesellschaft der Erziehung, der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, Ehrenmitglied der Zürcherischen Hilfsgesellschaft und später auch Sekretär der Helvetischen Gesellschaft. Schuler bleibt aber nicht bei der Theorie stehen, sondern führt seine Ideen zunächst im engern Kreis

seiner Gemeinde praktisch durch. Ein Höhepunkt seines Wirkens ist das Schulmeister-Seminarium auf Kerenzen 1812, das ihn als Initiant, Leiter und Lehrer in allen Fächern drei Monate lang fast Tag und Nacht beansprucht.

Seine schonungslose Kritik an den Ursachen der Armennot und an der schlechten Schulmeisterbildung verschaffen ihm so viele offene und heimliche Gegner in der Gemeinde und im Kanton, daß er am 30. Oktober 1814 sein Amt als Pfarrer von Kerenzen niederlegt.

Diese Antwort darf er seinen Gegnern um so eher geben, als er bereits eine neue Stelle in Aussicht hat. 1815 wird er als Lehrer für Deutsch, Geschichte und Geographie an die Provisorey-Schule in Brugg und gleichzeitig als Pfarrer in Mönthal gewählt. Dieses beschwerliche Doppelamt versieht er mit so großem Eifer, daß ihm bereits 1816 die Gemeinde Mönthal das Bürgerrecht schenkt, und durch Einkauf wird er auch Bürger des Kantons Aargau. Als Mitglied der Brugger Bezirksgesellschaft für vaterländische Kultur verfaßt er in dieser Zeit eine Anzahl Erzählungen aus der Aargauer Geschichte, nachdem er vom Regierungsrat die Bewilligung zur Benutzung der aargauischen Archive erhalten hat.

Die Beschwerlichkeiten des ständigen Weges nach Mönthal veranlassen Schuler, sich 1817 um die Pfarrei Bözberg zu bewerben, die er auch gegen aussichtsreiche Mitbewerber erhält. Auch hier ist er wieder eifrig tätig auf seinen Lieblingsgebieten der Schule und des sozialen Fortschrittes. Stets eher ein Gegner der Industrialisierung, will er der Landwirtschaft helfen durch Gründung einer Fruchtanstalt für billigen Samen.

Da neben seiner pfarramtlichen Tätigkeit seine schriftstellerischen Arbeiten ihn immer mehr beanspruchen, wünscht er in die Nähe von Aarau zu kommen, wo sich die Archive und die Kantonsbibliothek befinden. Dieser Wunsch geht ihm 1827 in Erfüllung durch die Wahl nach Erlinsbach.

Diese letzte Pfarrei entspricht nun ganz seinen Wünschen, denn sie läßt ihm genug Muße für seine historischen Arbeiten. Ja, Schuler scheint seinen Arbeiten am Schreibtisch mehr Bedeutung beizulegen als seinen Pastoralfunktionen, wird er doch wegen Vernachlässigung seiner Amtspflichten sogar in der Presse angegriffen. Aber nicht nur als Schriftsteller ist Schuler in seinen letzten Lebensjahrzehnten sehr eifrig tätig, sondern er nimmt auch bis 1835 regen Anteil am öffentlichen Leben als Mitglied verschiedener Behörden, so des Kantonsschulrates und der Kantonsschuldirektion. Professor R. Rauchenstein und der Dichter-Pfarrer A.E. Fröhlich gehören zu seinem engsten Freundeskreise. Fröhlich setzt allerdings seinem Freund in der Schlüsselerzählung, *Ein ungläubiger Pfarrer*, ein nicht besonders schmeichelhaftes Denkmal.

Die besten Früchte seines emsigen Schaffens in Erlinsbach sind ohne Zweifel Schulers Schweizergeschichte in sieben Bänden und die erste vollständige Ausgabe der Werke Zwinglis. Dieses letzte Werk beginnt er 1828 zusammen mit seinem ältesten Freund, mit Johannes Schultheß. Schuler leistet wohl die Hauptarbeit der Edition, wie die umfanglichen Manuskripte in der aargauischen Kantonsbibliothek bezeugen.

Schuler ist ein echter Vertreter der Aufklärung und des Rationalismus. Er geht an keinem Problem seiner Zeit ohne Teilnahme vorbei und zieht sich erst im hohen Alter etwas zurück, als er sich von der stürmischen Entwicklung um die Mitte des 19. Jahrhunderts in manchem überholt sieht.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Das Andenken Zwinglis*, Synodalpredigt, Glarus 1807. – *Über das alte und neue Gesangbuch*, Predigt, Zürich 1808. – *Die Thaten und Sitten der alten Eidgenossen*, Zürich 1809, 2. Ausgabe 1831. – *Die unglaubliche Größe des Elends im Schooße unseres Vaterlandes*, Beiblatt HIRZELS zum ersten Band des *Gemeinnützigen Schweizers*, Zürich 1813. – *Die Linth-Thäler*, Zürich 1814. – *Prüfung unserer Freiheit*. Rede an das Volk des Freistaats Glarus, Glarus 1814. – *Huld-*

*reich Zwingli*. Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes, Zürich 1818, 2. Auflage 1819. – *Gleichnis von dem verlorenen Sohne im Glarner Dialekt*, in F. J. STALDERS *Schweizerische Dialektologie*, S. 300–2, Aarau 1819. – *Neujahrsblätter der Brugger Bezirks-gesellschaft für vaterländische Cultur: Beschreibung der Schicksale und Umwandlungen des Klosters Königsfelden*, Aarau 1819. – *Aargau's Geschichte unter den Deutschen Kaisern und Burgundischen Königen von Karl dem Großen bis auf Rudolf von Habsburg*, Aarau 1825. – *Geschichte der Häuser Lenzburg und Habsburg bis auf Kaiser Rudolf I.*, Aarau 1826. – *Aargaus Kirchen- und Sittengeschichte bis auf Rudolf von Habsburg*, 1. Teil; Aarau 1827, 2. Teil: Aarau 1828. – *Geschichte des Klosters Muri*, Aarau 1829. – *Vertheidigung der Reformations-feyer und der Schweizerischen Reformations-geschichte*, Leipzig/Zürich 1820. – *Ermunterung zur Hilfe für das leidende Griechenland*. Auszug aus einer Rede in der Gesellschaft für Vaterländische Kultur in Schinznach, gehalten den 25. Herbstmonat 1822. – *Die Schrift-lehre von dem Glauben, der Liebe und der Hoff-nung für die Schuljugend*, Zürich 1824, 3 Auflagen. – *Leben des Dekan Hummel*, in *Helvetia*, herausgegeben von Dekan VOCK, 1826. – In *Neue theologische Annalen und Nachrichten: Rezensionen, Ein Ehrendenkmal Biblianders*, 1827; *Adam Christen von Überlingen*, 1830; *Briefe von Gilg Tschudi an Josias Simmler*, 1830. – *Über Kirchenverfassung, mit Bemerkungen über Vereinigung der Kirche und des Staats zur Erreichung ihres gemeinschaftlichen Zweckes*, Vortrag, Aarau 1832. – *Verteidigung der aargauischen Kantonsschule*, in der Beilage zum *Schulboten*, Aarau 1832. – *Darstellung des gesammten Schulwesens im Kanton Aargau*, darin 1. Teil: *Darstellung des gesammten Primarschulwesens im Schuljahr 1831–1832*, Aarau 1834. – *Geschichte des Landes Glarus*, Zürich 1836. – *Geschichte und Beschreibung des Landes Glarus*. Auszug für die Jugend, Zürich 1837. – *Lesebuch für Schweizerkinder von 10–14 Jahren zum Schul- und Hausgebrauch*, Zürich 1837. – *Der menschliche Körper*. Bruchstücke für ein oberes Lesebuch, in *Schweizerische Schulblätter* 1840. – *Lebensbeschreibungen der Barbara von Roll von Solothurn und der Regula Thomann von Zürich*, in den *Alpenrosen* 1837. – *Die Thaten und Sitten der Eidgenossen*, erzählt für die vaterländische Jugend in Schule und Haus, 7 Bände in 8 Theilen, Zürich 1838 bis 1856. – *Huldreich Zwinglis Werke*. Erste vollständige Ausgabe.

8 Bände in 10 Bänden und Supplementorum fasciculus. Zusammen mit JOHANNES SCHULTHESS, Zürich 1828 bis 1861.

LITERATUR: Nekrologe in: *Neue Glarner Zeitung*, *Schweizer-Boten*, *Neue Zürcher Zeitung* vom 7. bis 10. Mai 1859. – A. E. FRÖHLICH, *Der ungläubige Pfarrer*, Zürich 1862. Rezension darüber im *Kirchenblatt für die reformierte Schweiz* 1862, Nr. 22. – G. HEER, in *Geschichte der schweizerischen Volksschule*, Band II, Zürich 1881. – G. VON WYSS, in *Allgemeine Deutsche Biographie*, Band 32, S. 677ff., Leipzig 1891. – G. HEER, *Johann Melchior Schuler, ein Schul- und Sozialreformer aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts*, Glarus 1892. – FRIDOLIN SCHULER, *Erinnerungen eines Siebenzigjährigen*, S. 1f., 21f., Frauenfeld 1903. – J. WINTELER, *Aus dem Leben von Pfarrer J.M. Schuler*, in *Neue Glarner Zeitung*, Nr. 145 vom 24. Juni 1944. – H. WEHRLI, *Johann Melchior Schuler. Sein Wirken im glarnerischen Schul- und Armenwesen 1805–1814*, Diss. Zürich 1950.

Hans Wehrli 767

**Schultheß, Edmund Julius**, von Brugg, Mühletal und Zürich, \* 2. März 1868 in Villnachern, † 22. April 1944 in Bern, am 17. Juli 1912 zum Bundesrat gewählt und bis zu seinem Rücktritt am 15. April 1935 Vorsteher des eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements.

Edmund Schultheß, Sohn eines gebürtigen Zürchers und einer Deutschen, hatte trotz seiner Abstammung alte Beziehungen zum Aargau. Sein Vater, Edmund Schultheß (1826–1906), war Landwirt und Gutsbesitzer auf dem Aarhof oder Burgacker (Villnachern), die Mutter, Brigitta Cornelia Marth, stammte aus Hanau und kam 1851 im Alter von 23 Jahren als Gattin des Gutsherrn in die Schweiz. Doch gehen die Verbindungen mit dem Aargau zurück auf die Großeltern, war doch der Großvater, Hans Jakob Schultheß (1795 bis 1851), zunächst Vikar in Schöffland, von 1824 bis 1843 Pfarrer in Kirchleerau und von da bis zu seinem Tode in Schinznach, die Großmutter, geborene Charlotte Meyer, die Tochter eines Färbereibesitzers aus Aarau. Der Urgroßvater war der hochgebildete und urbane Theologe Hans

Georg Schultheß-Goßweiler, Sproß des uralten und vornehmen Rats- und Gerichtsherrengeschlechts der Stadt und Republik Zürich. Hans Georg Schultheß stand mit Klopstock, Kleist, Gellert, Gleim, Bodmer und Breitingen in Verbindung. Er war der letzte reiche Schultheß seiner Linie und verlor beim Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft sein Vermögen.

Edmund Schultheß wuchs auf dem Aarhof auf; das große klassizistische Herrenhaus, das in den 1830er Jahren als Dépendance des Bades Schinznach erbaut wurde, ist nun dem Aarestau zum Opfer gefallen und verschwunden. Der Vater hatte den großen Hof, den er noch arrondierte, 1850 gekauft. Er hatte die Bezirksschule Zofingen, die Kantonsschule Aarau und die Universität Gießen absolviert und sich an der landwirtschaftlichen Schule von Hohenheim zum Landwirt ausbilden lassen. Da schon sein Vater Aargauer Bürger geworden war, fühlte er sich als Aargauer; er unterhielt keine Beziehungen mehr zu seinen Zürcher Standesgenossen, verbrachte aber seinen Lebensabend in Zürich bei seinem ältesten Sohn Wilhelm Edmund (1855–1917), der als Arzt, Universitätsprofessor, Orthopäde und Mitbegründer der Anstalt Balgrist hochgeschätzt war. Der Vater war ein dem öffentlichen Leben abgewandter, religiöser Mann, die Mutter eine stille, zurückhaltende Frau, die sich vornehmlich der Erziehung ihrer vier Kinder widmete: dem eben genannten Wilhelm Edmund, Cornelia (\* 1852), die 1876 den Oberingenieur der Rhätischen Bahn, Peter Saluz, heiratete, Wilhelm Edmund Karl (\* 1862), später Direktor der Birsigtalbahn und Adjunkt des Betriebschefs der Bundesbahnen, und Edmund Julius.

Als Edmund Schultheß zur Schule ging, hatten die ältesten Geschwister das Elternhaus schon verlassen. Er besuchte die Dorfschule von Villnachern, hernach die Bezirksschule Brugg und dann die Kantonsschule Aarau. Ein Schuljahr, vor der Bezirksschule, verbrachte er in Schinznach.

nach. Es ist bezeugt, daß er schon als Schüler eine starke Anziehung auf seine Kameraden ausübte durch seine Lebhaftigkeit, rasche Auffassungsgabe und sein spontanes Mitteilungsbedürfnis. Zu allen Zeiten seines Lebens war Schultheß von der Ungeduld und Rastlosigkeit des Menschen besessen, der rascher als die andern das Wesentliche erfaßt und bei auftretenden Schwierigkeiten sofort Lösungen sucht. Sein juristisches Studium absolvierte er in Straßburg, München, Leipzig, Bern und Paris, wo er seine Gattin fand in der Französin Margaretha Disqué von St-Quentin. Nach sechs Semestern bestand Schultheß bereits sein Anwaltsexamen, und mit 23 Jahren eröffnete er eine Praxis in Brugg. 1894 konnte er seine Braut heimführen; der Ehe entstammte ein einziges Kind, die mit einem Portugiesen verheiratete Nelly Marguerite Jeanne.

Von allem Anfang an hatte Schultheß so Beziehungen zur Landwirtschaft; gleichzeitig aber wies ihn der Lebensweg weit über die engere Heimat hinaus und gab seiner Persönlichkeit einen kosmopolitischen Zug. Da ihn die Anwaltspraxis rasch mit der aufblühenden Industrie und Finanz zusammenführte und er 1900 Rechtsberater und Revisor, 1904 sogar vorübergehend für die Dauer eines halben Jahres Direktor der Brown Boveri & Cie. in Baden wurde, empfing der Sohn des Gutsheerrn auf dem Aarhof schon in jungen Jahren entscheidende Impulse von der Wirtschaft her. In den letzten sechs Jahren seines Lebens gehörte er dann dem Verwaltungsrat der Brown Boveri & Cie. an. Er war nie Oberst gewesen wie seine Landsleute Emil Welti, Arnold Künzli, seine Freunde und Weggenossen Gottfried, Emil und Alfred Keller; das spätromantische Bildungsideal eines Welti war ihm fremd. In der Praxis als Anwalt und Rechtsberater und noch mehr in der Politik galt ihm nur die praktische Lösung, nicht die Lehre oder der Grundsatz. Und er mußte sie jeweils rasch verwirklichen, wie er ja auch mit 23 Jahren Anwalt, mit

25 Großrat, mit 29 Großratspräsident und mit 37 Ständerat wurde. Obwohl er noch mit den Politikern des 19. Jahrhunderts in Verbindung und Auseinandersetzung gestanden hatte, stellte Schultheß einen ganz neuartigen Typus dar, der von den anscheinend unbegrenzten Möglichkeiten der modernen Industrie und Energiewirtschaft, des tragbaren Kompromisses und der schnellen Entschlüsse bestimmt war. Von diesen Eigenschaften sollte er im Ersten Weltkrieg noch reichlich Gebrauch machen können!

Nach einer kurzen praktischen Tätigkeit auf dem Anwaltsbüro des Aarauer Nationalrats Erwin Kurz, der 1887 bis 1888 den Nationalrat präsiert hatte, stürzte sich Edmund Schultheß bereits im Sommer 1891 in den Wahlkampf, fiel aber als Großrat durch. Zwei Jahre später kam er bei einer Nachwahl in den Rat. Er hatte sich zur «Linken» geschlagen und damit in Gegensatz gestellt zu Emil Isler; der demokratische Flügel, dem sich Schultheß verschrieb, war ein Ausläufer der großen Bewegung der sechziger Jahre in der Ostschweiz. Schultheß verdankte seine Wahl nicht der liberal gesinnten Stadtbürgerschaft von Brugg, sondern den angrenzenden Dörfern, die den Sohn vom Aarhof kannten. Er stand in enger Verbindung mit dem Freiämter Heinrich Abt, der 1887 der erste Rektor der neugegründeten aargauischen landwirtschaftlichen Winterschule geworden war. 1894 kam auch Ernst Laur, der drei Jahre später der erste Bauernsekretär wurde, nach Brugg. Die beiden Agronomen wurden gewissermaßen die agrarpolitischen Lehrmeister des jungen Fürsprechs. Es erregte weiterhin Aufsehen, als Schultheß ein Jahr nach seinem Eintritt in den Großen Rat die Regierung über die Tätigkeit ihrer Mitglieder in Verwaltungsräten interpellierte. Im darauffolgenden Jahr präsierte er bereits die Kommission für das neue Steuergesetz. Als sich die Liberalen und Demokraten 1895 wieder zusammenschlossen, mußte Isler seine Führerstellung mit dem jungen Brugger Anwalt teilen. Das

Steuergesetz wurde indessen 1901 vom Volke verworfen. Überraschend wurde er Großratspräsident, als der damalige Vizepräsident nicht mehr wiedergewählt wurde. 1898 leitete eine Motion Schultheß die Umwandlung der von Isler präsidierten Aargauischen Bank in die Kantonalbank ein; in seiner «Bankrede» vertrat er die Idee, die Staatsbank habe sich nicht ausschließlich von Geschäftsrücksichten leiten zu lassen, vielmehr das Interesse des Kreditwesens und des Verkehrs in den Vordergrund zu stellen. Aber das neue Bankgesetz wurde 1900 verworfen; zum zweitenmal erfuhr Schultheß die Klippen der Volksbefragung.

1905 wurde er gegen den Brugger Stadtammann und populären Arzt Dr. Hans Siegrist im «Sonnenberg» in Brugg, der sein Großratskollege war und 1911 Nationalrat wurde, zum Ständerat gewählt. Er war eben der Versuchung entgangen, in die Industrie hinüber zu wechseln und fand nun in einem weiteren eidgenössischen Wirkungskreis den Ersatz. Zur gleichen Zeit ging die Führung der Partei an ihn über.

Am freisinnig-demokratischen Parteitag vom 27. November 1910 hielt Schultheß das Hauptreferat über den Gotthard-Vertrag, an dessen Gutheißung durch die Räte er dann noch als Bundesrat beteiligt war: «Kühl und nüchtern» habe die Bundesversammlung den Staatsvertrag zu prüfen, erklärte Schultheß. «Alles in allem genommen, ziehe ich, wenn ich auch nicht verkenne, daß der Vertrag das Maximum dessen zugestanden hat, was annehmbar ist, den neuen Staatsvertrag der Unsicherheit, wie sie durch die Verwerfung entstehen würde, vor.» Er verstand es auch in der Bundesversammlung, als Referent für den Gotthard- und den Simplonvertrag, komplizierte rechtliche und verkehrswirtschaftliche Fragen sachkundig und klar darzustellen. Als Präsident der Aargauischen Hypothekenbank und mit seinen Beziehungen zur Elektroindustrie erwarb er sich hohes Ansehen als Wirtschaftsfachmann.

Edmund Schultheß wurde am 17. Juli 1912 zum Bundesrat gewählt. Am 10. Juli war Bundesrat Dr. med. Adolf Deucher in seinem 82. Lebensjahr im Amte gestorben, das er drei Jahrzehnte innegehabt hatte, und drei Tage später verschied der Waadtländer Marc-Emile Ruchet. Die Vereinigte Bundesversammlung hatte eine Doppelwahl zu treffen. Der Deutschschweizer Sitz führte in der radikal-demokratischen Fraktion zu einer Auseinandersetzung. Die Bündner kämpften für Felix Ludwig Calonder, der dann ein Jahr später den verstorbenen Neuenburger Louis Perrier ersetzte. Daneben stand eine Kandidatur des Schaffhausers Carl Spahn zur Diskussion, der dann zum Präsidenten des Nationalrates (1912–1913) gewählt wurde. Im ersten Wahlgang der Fraktion erzielte Schultheß 41, Calonder 27 Stimmen, im zweiten Wahlgang erhielt Schultheß 46, Calonder 25 Stimmen. Spahn erreichte 21 und 22 Stimmen. Im dritten und entscheidenden Wahlgang vereinigte Schultheß 53 Stimmen auf sich, Calonder 41. In der Vereinigten Bundesversammlung erhielt Schultheß bei einem absoluten Mehr von 89 im ersten Wahlgang 128 Stimmen. Franz von Ernst meldete im *Vaterland*, von den 45 Katholisch-Konservativen hätten rund 40 für Schultheß gestimmt, der schon als Ständerat dank des Zuzugs der katholischen Volkspartei des Aargaus gewählt worden sei. Er sei damit für seine loyale Einstellung in konfessionellen Angelegenheiten belohnt worden. Dagegen hätte eine Kandidatur Häberlin Schultheß gefährlich werden können. Damals lehnte aber Nationalrat Häberlin von allem Anfang an entschieden ab. Schultheß übernahm sofort das verwaiste Departement für Handel, Industrie und Landwirtschaft; manche glaubten, er werde die Finanzen übernehmen. In allen Wiederwahlen, mit Ausnahme jener des Krisenjahres 1922, als Schultheß 136 von 180 gültigen Stimmen erhielt, stand er zumeist in der vorderen Linie: 1919 161 (von 190 gültigen Stimmen), 1925 155 (186), 1928 184 (215), womit er an die Spitze gelangte, 1931

172 (186). Er gilt als der Schöpfer des modernen Volkswirtschaftsdepartements, dem freilich die Handelsabteilung erst im Juni 1917 angegliedert wurde, als Bundesrat Hoffmann zurückgetreten war und der Bundesrat zudem beschloß, die Leitung des Politischen Departements sei dem Bundespräsidenten zu übertragen. Dazu kam es im Präsidialjahr von Schultheß 1917 nicht, «da ein Wechsel im Volkswirtschaftsdepartement für sechs Monate nicht opportun erschien» (*VIII. Neutralitätsbericht*). Damals wurde übrigens die Delegation für die auswärtigen Angelegenheiten bestellt, der Schultheß noch oft angehören sollte. Sie brachte ihn später in ein besonders enges und freundschaftliches Verhältnis zu Motta. Das Bundesgesetz über die Organisation der Bundesverwaltung, das dem neuen Volkswirtschaftsdepartement zugrunde lag, ist vom 26. März 1914 datiert. Zur Lösung der entscheidenden Frage, ob die Schweiz hinsichtlich der Landesversorgung die nötigen Vorkehrungen für den Fall eines europäischen oder gar Weltkriegs getroffen hatte, trug es nichts bei. Die historische Leistung von Schultheß im Ersten Weltkrieg muß im Hinblick auf die Tatsache gewürdigt werden, daß die kriegswirtschaftlichen Vorbereitungen in einem geradezu erschreckenden Maße fehlten. Freilich rechneten auch verantwortliche Staatsmänner der Großmächte nicht mehr mit der Möglichkeit eines Konflikts von universeller Ausdehnung.

Nur eine Persönlichkeit von der Dynamik, Lust an der Verantwortung und Macht und der Wendigkeit von Schultheß konnte die zermürbende Aufgabe der Kriegsjahre meistern. Von heute auf morgen befand sich die Versorgung mit Rohstoffen und Lebensmitteln in einer äußerst prekären Lage. Mit einer großen Konferenz vom 3. August 1914, an der die Kantone und Wirtschaftsverbände vertreten waren, eröffnete Schultheß als Vorsteher des Volkswirtschaftsdepartements eine unübersehbare Reihe von kriegsbedingten Verhandlungen, Konferenzen, Bespre-

chungen und über Nacht zu ergreifenden Maßnahmen; indessen erfolgte die organisatorische Zusammenfassung der industriellen Kriegswirtschaft erst im Sommer 1918, und das Ernährungsamt wurde sogar erst im September des letzten Kriegsjahres geschaffen. Eine unheilvolle Zersplitterung der Kompetenzen der verschiedenen Departemente erschwerte die Aufgabe der Kriegsvorsorge ungemein. Die Getreideversorgung war in einer dramatischen Notlage, befanden sich doch große schweizerische Vorräte 1914 im kriegführenden Ausland. Ausfuhrverbote, diplomatische Verhandlungen, Maßnahmen gegen Hamsterei und Wucher, Preislimitierungen, Förderung der inländischen Produktion, schließlich Rationierungsmaßnahmen, der Aufbau kriegswirtschaftlicher und halbstaatlicher Organisationen wie der vieldiskutierten Société Suisse de Surveillance (SSS), die Betrauung der Verbände mit staatlichen Aufgaben folgten sich ununterbrochen.

Der Schultheß zur Verfügung stehende Apparat war weder personell ausreichend dotiert noch materiell gerüstet; er mußte auf Persönlichkeiten und Institutionen der privaten Sphäre greifen und leitete damit eine Wirtschaftspolitik ein, die in wesentlichen Teilen nie mehr rückgängig gemacht werden konnte. Nur ein Mann mit scharfem Verstande, kühner Entschlußfähigkeit und einem ausgeprägten Sinn für praktische Möglichkeiten, dem das Lebensrecht der Nation über das Formelle ging, konnte den ungeheuren Druck dieser Jahre und den Ansturm der immer rasch zu bewältigenden Aufgaben aushalten. Zu alledem kam im Sommer 1917, als Schultheß Bundespräsident war, die schwere politische Krise hinzu, die zum vorzeitigen Rücktritt von Bundesrat Hoffmann führte.

Es gehörte zu den Eigenheiten des Departementschefs, mit scharfem Blick für Persönlichkeiten Mitarbeiter heranzuziehen, die nicht aus dem Beamtenkörper hervorgegangen waren, und ihnen große Aufgaben zu übertragen. Der 29jährige

spätere Minister Walter Stucki wurde Generalsekretär des Departements und ein halbes Dutzend Jahre später Direktor der Handelsabteilung, Karl Hermann Rüfenacht, später Gesandter in Berlin, mit der Leitung des Bundesamtes für Sozialversicherung betraut, Hans Pfister Direktor des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit; alle drei waren bernische Anwälte. Josef Käppeli leitete die Abteilung für Landwirtschaft und später das Kriegsernährungsamt. Wo Schultheß Beamtenaufstiegsmöglichkeiten gewährte wie etwa dem späteren langjährigen Generalsekretär Eugène Péquignot, verstand er es, ihre Verantwortungsfreudigkeit mächtig anzuspornen. In dieser Reihe der Chefbeamten, die unter Schultheß tätig waren, muß auch der spätere Bundesrat Ernst Wetter genannt werden.

Mancher Wesenszug des eidgenössischen Politikers ging Schultheß vollständig ab; er war nicht Offizier, nicht aus der Gemeinde, dieser Urzelle der schweizerischen Demokratie, aufgestiegen, Schützen- und Sängervereine waren ihm so fremd wie das Kartenspiel, dem seine späteren Kollegen etwa im Bahnhofbuffet Bern oblagen. Seine sonore Stimme und seine unbeirrbar sichere Beherrschung des Stoffes sicherten ihm aber im Parlament zu allen Zeiten Gehör. Er trat vorurteilslos an die Menschen aller Schichten heran und war der erste Bundesrat, der Gewerkschaftsführer wie Konrad Ilg genau so ernst nahm wie maßgebliche Industrielle und Großbankleiter.

Den Kriegsjahren folgten Krisenjahre, der kurzen wirtschaftlichen Erholung der Zwischenkriegszeit die schwere Wirtschaftskrise, auf deren Höhepunkt er am 30. November 1934 die historische Aarauer Rede über Lebensfragen schweizerischer Wirtschaftspolitik hielt. Die Kriseninitiative der Linken hatte weit über 300 000 Unterschriften auf sich vereinigt, die Zahl der Arbeitslosen war sechsstellig, die Lage, wie er sie vor der Kaufmännischen Gesellschaft Aarau darlegte, überaus ernst, die Staatshilfe, die er selber

jahrelang in bedeutendem Ausmaß befürwortet und praktiziert hatte, ungenügend. Da erhob er ungestüm den Ruf nach Anschluß der Schweiz an die Weltwirtschaft, bezeichnete den Export als die Schlüsselposition und verlangte durchgreifende Maßnahmen der Anpassung der Löhne und Preise, Senkung der Produktionskosten, einen zwanzigprozentigen Preisabbau, Beseitigung der Einfuhrbeschränkungen und Zollerhöhungen und Vollmachten für den Bundesrat, die wenige Tage später beschlossen wurden. Er bedauerte, daß dieses Programm, das in der Folge als Deflationsprogramm in bäuerlichen und Arbeitnehmerkreisen, aber auch in einem Teil des Gewerbes und der Inlandwirtschaft, bekämpft wurde, nicht ohne Staatsintervention durchgeführt werden könne. Ob diese Rede nicht zu spät kam, ob sie nicht zu brüsk wirkte, ob Schultheß selber im Bundesstaat des Proporzparlaments und mit seinen nun fast 67 Jahren noch die Kräfte hatte, die entscheidenden Impulse selber zu geben, mag im Hinblick auf die Tatsache, daß er viereinhalb Monate später zurücktrat, bezweifelt werden; der persönliche Mut ist ihm auch von den schärfsten Gegnern nicht abgestritten worden.

In diesem Zeitpunkt gehörte Jean-Marie Musy bereits nicht mehr dem Bundesrat an, in dem er fast anderthalb Jahrzehnte lang der Kollege und mehr und mehr der Gegenspieler von Schultheß gewesen war. Obwohl die Aarauer Rede ein Wirtschaftsprogramm enthüllte, das Musys eigenen Ideen durchaus nicht fremd war, nahm die persönliche Spannung zwischen beiden Bundesräten zeitweise unerträgliche Formen an. Sie erreichte ihren Höhepunkt, als die Alters- und Hinterbliebenenversicherung am 6. Dezember 1931 verworfen wurde, und nahm ihren Anfang im Jahre 1926, als die andere große Vorlage des Departements Schultheß, das Getreidemonopol, knapp Ablehnung fand. Für beide Vorlagen hatte sich Schultheß persönlich mit ganzer Leidenschaft eingesetzt. Und in beiden Volks-

abstimmungen nährte Musy die Gegnerschaft. In beiden Fällen auch erlebte Schultheß bittere Enttäuschungen; es war ihm ernst mit der für die damalige Zeit sozialpolitisch kühnen, aber offenbar noch nicht reifen Altersversicherung, die in einem Teil der Linken als «Bettelsuppe» abgelehnt, von weiten bürgerlichen Kreisen als Staatssozialismus bekämpft wurde.

In den Jahren 1917, 1921, 1928 und ein letztes Mal 1933 war Schultheß Bundespräsident. Als Mitglied der Delegation für Auswärtiges und als langjähriger Kollege von Motta hatte er einen beträchtlichen Einfluß auf die Gestaltung der auswärtigen Beziehungen; er stand dem Völkerbund zum mindestens am Anfang sehr positiv gegenüber. 1923 weilte er an der Wirtschaftskonferenz in Genua, 1927 in Genf. Am 26. Februar 1937 wurde die Öffentlichkeit von der Mitteilung überrascht, der frühere schweizerische Bundespräsident Edmund Schultheß habe die Gelegenheit eines Aufenthaltes in Berlin benützt, um dem deutschen Reichskanzler Adolf Hitler einen Besuch abzustatten. Natürlich war dieser Besuch mit dem Bundesrat vereinbart worden; das Ergebnis bestand in einer Mitteilung, wonach Hitler die immerwährende Neutralität der Schweiz als selbstverständlich betrachte und Deutschland sie stets respektieren werde. Der Besuch muß aus der damaligen Zeit heraus gewürdigt werden; schließlich warben anderthalb Jahre später die Staatsmänner des Westens in Godesberg und München um die Gunst des Mächtigen. Es steht aber fest, daß Schultheß der als Folge der deutschen Aufrüstung vollzogenen wirtschaftlichen Belebung und Überwindung der Massenarbeitslosigkeit und dem Willen zur Macht Hitlers seine Bewunderung zollte. Als internationaler Unterhändler wäre Schultheß mit seiner Methode der ununterbrochenen Suche nach dem tragbaren Kompromiß und der Mittellösung zu geschmeidig gewesen. In den letzten Lebensjahren gab er seiner Ansicht, die Sache der Alliierten sei hoffnungslos verloren, im Privatgespräch

unverhohlen Ausdruck; nach dem Fall von Singapore war in seinen Augen das Britische Weltreich endgültig erledigt. Der Zweite Weltkrieg «lohnte sich gewissermaßen nicht» in den Augen dieses kühlen Rechners, der ideologischen Gesichtspunkten ohnehin nie Geschmack abgewinnen konnte.

Am 1. März 1935 trat das Bankengesetz in Kraft. Schultheß übernahm nach seinem Rücktritt das Präsidium der neu geschaffenen Bankenkommission, die sofort in einer Reihe von Fällen an der Bankensanierung mitzuwirken hatte. Schultheß hielt in Weiterführung seiner in Aarau 1934 entwickelten Ideen eine Frankensabwertung für unumgänglich und setzte sich wiederholt beim Bundesrat für die 1936 vollzogene Maßnahme ein, zu der er in einem befürwortenden Gutachten Stellung nahm. Mit dieser nebenamtlichen Stellung kam er als Verwaltungsrat bedeutender Unternehmungen erneut in direkten Kontakt mit der Wirtschaft.

Trotzdem ihm beim Rücktritt und noch mehr 1938 bei seinem 70. Geburtstag ungewöhnliche Ehrungen bereitet wurden und er weiterhin ein bedeutendes Pflichtpensum zu erfüllen hatte, fühlte er sich bei Kriegsausbruch 1939 übergangen. Im Winter 1939/1940 schwanden die Kräfte seines Nachfolgers Hermann Obrecht zusehends. Er wartete sozusagen darauf, in irgendeiner Weise als Koordinationsorgan der neuen Kriegswirtschaft berufen zu werden. Diese war aber gewissermaßen aus der Einsicht in die Fehler und Unzulänglichkeiten des Systems der raschen Improvisationen von 1914 bis 1918 geplant und aufgebaut worden; die Tendenz ging dahin, die Lehren des Ersten Weltkriegs zu beherzigen. Es wäre schwierig gewesen, den langjährigen Departementschef irgendwie wieder einzusetzen, denn die letzte Verantwortung lag ja doch beim Bundesrat. Die Verschlechterung des Gehörs und nicht zu übersehende Alterserscheinungen hatten Schultheß zudem im persönlichen Umgang eigensinniger und gereizter werden lassen. Er hatte in

zunehmendem Maß den Eindruck, auf die Seite geschoben zu werden. Seine geliebten Enkelkinder weilten im fernen Portugal; von dort kehrte er schließlich todkrank zurück, als er der Familie seiner Tochter einen letzten Besuch abgestattet hatte. Der gerechten Würdigung seiner kraftvollen Persönlichkeit tat eine gewisse Verbitterung, die seine letzten Lebensjahre umgab, Abbruch.

Die Rückschau auf die ungeheure Leistung des Departementschefs des Ersten Weltkriegs ist getrübt durch den Umstand, daß der Generalstreik zum Ausdruck der schweren Enttäuschung weiter Volkskreise über den Preisdruck wurde, neben dem sich Kriegsgewinne und Wucher, Schleichhandel und Hamsterei ausbreiten konnten. Die These, der Generalstreik sei von ausländischen Agenten inszeniert worden, ist nicht länger haltbar. Die nicht minder an seinen Kräften zehrende Bekämpfung der beiden Wirtschaftskrisen, deren erste durch die Zolltarifrevisionen nicht behoben werden konnte, ist in einer Zeit, da Arbeitsbeschaffungspolitik und Kriegs- und Krisenvorsorge einem nicht unwesentlichen Teil des Gedankenguts der von Schultheß bekämpften Kriseninitiative zum Durchbruch verhalfen, vom allzu vereinfachenden Vorwurf beschattet, daß Schultheß die Ausrichtung von Arbeitslosenentschädigungen und Krisenhilfen und schließlich die «Deflation» als die einzigen Interventionsmittel des Staates praktiziert habe. Der der Großindustrie nahestehende Anwalt wurde so zum Staatsinterventionisten gestempelt; der politische Realist, der die Zwangsläufigkeit der großen Koalition nach der ersten Proporzwahl und der Zusammenarbeit mit den Arbeitnehmerorganisationen erkannte, wurde von der Volksabstimmung über die Altersversicherung 1931 stark getroffen und im Kampf um die Kriseninitiative politisch stark isoliert; seine enge Verbindung mit der Landwirtschaft – in der Aarauer Rede bezeichnete sich Schultheß als «loyalen Vermittler» zwischen den verschiedenen Interessengrup-

pen – bestand persönlich in der jahrzehntelangen Freundschaft und Zusammenarbeit mit Ernst Laur fort, wurde jedoch beeinträchtigt, als sich namentlich die jungbäuerlichen Kreise auf die Seite der Kriseninitiative schlugen. Durch seine glückliche Ehe mit einer hochgesinnten Französin hatte er von jeher ein inneres Verhältnis zum westlichen Nachbarland, dessen unglückliche Politik in der Zwischenkriegszeit und am Anfang des Zweiten Weltkriegs ihn aber schwer enttäuschte. Bei dem starken Anteil des Bundesrates an der Rechtsschöpfung, neben der Verwaltung, wird das Urteil der Geschichte auch vom Umstand belastet, daß zwei Vorlagen, für die sich Schultheß rückhaltlos einsetzte, das Getreidemonopol und die erste Altersversicherung, verworfen wurden. Gänzlich undoktrinär, war Schultheß dem Vorwurf ausgesetzt, in seiner politischen Praxis der klaren Grundsätze zu entbehren. Anerkannt und oft bewundert, war Schultheß doch nie volkstümlich; er suchte die Volkstümlichkeit nie und hatte auch nicht jene etwa Emil Welti eigenen Bildungsideale und musischen Neigungen. Mancher schweizerische Wesenszug ging ihm ab, die Liebe zu den heimatlichen Bergen und zum Wandern, zur Milizarmee, zu den Volksfesten, zum urwüchsigen Volkswitz und zu den gemüthhaften Eigenschaften des Volkes.

Er war ein Tatmensch von starkem Willen, scharfem Intellekt, ausgesprochen rational; jedem kulturkämpferischen Einschlag stand er fremd gegenüber. Wirtschafts- und Sozialpolitik war ihm vorab eine Angelegenheit der vernünftigen und rationellen Organisation; Tradition und Historismus empfand er mehr als Hemmnisse denn als positive Kräfte. Die Kollegen, die mit ihm im Bundesrat wirkten, von Ludwig Forrer und Eduard Müller bis zu Philipp Etter, umspannen zeitlich mehr als sechs Jahrzehnte unseres Bundesstaates, in dessen Magistratenreihe Edmund Schultheß seinen Rang als starke Persönlichkeit behauptet.

QUELLEN: HANS SCHULTHESS, *Die Familie Schultheß von Zürich*, Zürich 1908. – *Der neue Gotthard-Vertrag*, Referat von Ständerat SCHULTHESS, Brugg 1910. – J. KÄPPELI und M. RIESEN, *Die Lebensmittelversorgung der Schweiz unter dem Einfluß des Weltkriegs von 1914 bis 1922*, Bern 1925. – *Festgabe für Bundesrat Dr. h. c. Edmund Schultheß*, Zürich 1938 (insbesondere LAUCHENAUER, PÉQUIGNOT, STUCKI und andere). – Tagespresse zur Wahl Juli 1912, zum 70. Geburtstag März 1938, Rücktritt April 1935, Tod April 1944. – *Stenographisches Bulletin der Bundesversammlung, Geschäftsberichte des Bundesrates, Bundesblatt*, insbesondere sogenannte Neutralitätsberichte (Vollmachtenberichte).

Hermann Böschenstein 768

**Schultheß, Louis (Ludwig Gottlieb Franz)**, Dr. jur., \* 7. Dezember 1873 in Lenzburg, † 17. Dezember 1956 in Muri. Schriftsteller und Journalist. Vier Jahre nach der Geburt des Knaben Louis starb der Vater, und die Familie zog in ihre Heimatstadt Brugg, wo der aufgeweckte und begabte Junge die Gemeinde- und die Bezirksschule durchlief, um 1890 bis 1894 die Kantonsschule in Aarau zu besuchen. Darauf studierte Louis Schultheß Jurisprudenz an den Universitäten Bern, Heidelberg, München, Berlin und Leipzig, wo er doktorierte. Gerne sprach Schultheß von seinen Studienjahren, von den Vorlesungen bei Treitschke in Berlin oder von seinem verehrten Staatsrechtslehrer Professor Eugen Huber in Bern. Dieser übte bestimmten Einfluß auf den jungen Studenten aus. Seine Ideale wurden die des jungen Juristen. Nach Beendigung seiner Studien wurde Schultheß Substitut an der Bezirksanwaltschaft Zürich, dann bei der aargauischen Staatsanwaltschaft. Von 1905 bis 1909 war er Gerichtspräsident in Brugg und von 1909 bis 1912 Staatschreiber des Kantons Aargau. Sein unabhängiger, unruhiger Geist ließ ihn aber nie lange die Fesseln eines Amtes tragen. Vor dem Ersten Weltkrieg schon zog es ihn hinaus aus der Enge der Heimat in die Zentren der Weltpolitik. Er besuchte England und Amerika, das sein Lieblingsland wurde, und das er, seiner freien Institu-

tionen wegen, etwas idealistisch betrachtete. Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten erleichterten ihm den Zugang in den USA, vor allem in Washington, zu den Quellen der hohen Politik jener Zeit. Darüber berichtete er als Journalist und Korrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung*. Seine scharfe Feder und sein freies Wort führten sogar zu diplomatischen Interventionen. 1918 kehrte Schultheß in die Schweiz zurück, wo er in Brugg als Privatier seinen steten Aufenthalt nahm. Dieser aber wurde immer wieder unterbrochen durch Reisen im In- und Ausland. Auch sein geliebtes Amerika besuchte er wieder. An Geschichte, Politik und Literatur stets reges Interesse bekundend – er besaß selber eine poetische Ader –, war er auch eifriges Mitglied der Vindonissa-Gesellschaft. Die Weite des Imperium Romanum entsprach seinem Geiste. Gerne erkannte er sich als «Weltvagabund». Er war ein anregender Gesellschafter. Louis Schultheß hat seine Eindrücke aus Amerika in zwei Bändchen niedergelegt. Das erste erschien 1920 und trägt den Titel *Durch den amerikanischen Kontinent*. Das zweite heißt: *Jenseits und diesseits des Ozeans. Reisebilder und politische Persönlichkeiten*, 1926.

NEKROLOGE: Dr. Louis Schultheß, Brugg †, von BD. (L. BADER), im *Brugger Tagblatt* vom 21. Dezember 1956. – Dr. Louis Schultheß, Brugg †, von -a-, im *Aargauer Tagblatt* vom 21. Dezember 1956. – *Gesellschaft Pro Vindonissa, Jahresbericht 1956/57*, S. 79: Dr. Louis Schultheß, von R. LAUR-BELART. – Dr. Louis Schultheß, 1873–1956, von V. FRICKER, in *Brugger Neujahrsblätter 1958*.

Viktor Fricker 769

**Schumann, Albert**, \* 4. Februar 1835 in Gotha, † 24. Februar 1897 in Aarau, Bezirkslehrer und Bibliothekar in Zofingen, Professor der Geschichte und Geographie an der Kantonsschule in Aarau, studierte in Jena, Bonn und Göttingen Geschichte und Germanistik, befreundete sich in Bonn mit dem aus Schaffhausen stam-

menden Ernst Götzinger, dem spätern Professor am Gymnasium St. Gallen und Herausgeber der Schriften Vadians. 1859 wurde Schumann vorerst wissenschaftlicher Privatsekretär des berühmten Historikers Johann Martin Lappenberg in Hamburg, bewarb sich dann vergeblich um eine Stelle an der Göttinger Bibliothek, die durch allerhöchste Protektion einem untauglichen, bald im Irrenhause landenden Manne zugesprochen wurde. Darüber verärgert, verließ Schumann Deutschland und ließ sich 1860 an die Bezirksschule Zofingen für Deutsch und Geschichte wählen mit der Verpflichtung, an Festtagen in der Kirche die Evangelien zu lesen, da seine Stelle aus der alten Provisorei hervorgegangen war.

Hier wirkte er 22 Jahre und betreute daneben seit 1867 bis zu seinem Tode die Stadtbibliothek. Er war der geborene Bibliothekar, der zudem unablässig an seiner Weiterbildung arbeitete. Die Freizeit gehörte ganz historischen Studien und der Stadtbibliothek, die er trotz bescheidenster Mittel auf dem Gebiete der deutschen Literatur zu einzigartiger Vollständigkeit zu bringen verstand. In bibliographischen Dingen waren ihm wenige in der Schweiz ebenbürtig. Er besaß eine erstaunliche Bücher- und Literaturkenntnis. Es entging ihm kein Buch von Bedeutung und kein Antiquariatskatalog, wobei er sich nicht bloß mit der Kenntnis der Titel begnügte, sondern auch wohl wußte, was darin stand. Nicht weniger als 26 wohlfundierte Artikel schrieb er für das *Deutsche Biographische Lexikon*. Er war ein sehr geschätzter Mitarbeiter von *Goedeckes Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur* und befaßte sich besonders mit den kleinen Schriftstellern, von denen die Nachwelt oft nur durch ihn genauere Kenntnis erhalten hat. Sein Lieblingsgebiet waren Geschichte und Literatur des Aargaus. Er plante ein größeres Werk über *Die aargauischen Schriftsteller, aus den Quellen dargestellt*, von dem 1888 die erste Lieferung erschien. In der bemerkenswerten Vorrede weist er schon

darauf hin, daß der Aargau als kleines Staatsgebiet mit rund 200 000 Einwohnern nicht arm an hervorragenden Schriftstellern gewesen sei, und zählt unter den bekannten Namen auch den aus Baden gebürtigen Thomas Erastus, den bedeutenden Kirchenpolitiker und Mediziner des 16. Jahrhunderts, den Antipoden des Theophrastus Paracelsus auf, der erst in neuester Zeit eine eingehende Darstellung erfahren hat. Von bleibendem Werte sind Schumanns alljährlich von 1888 bis 1895 in der *Argovia* veröffentlichten Übersichten über das aargauische Schrifttum. Für den Historiker bilden die geradezu auf Vollständigkeit zielenden, bis gegen 500 Nummern zählenden Zusammenstellungen eine eigentliche Fundgrube. Besondere Sorgfalt verlegte er dabei auch auf das damals noch unglaublich stark in Haupt- und Nebenblättchen aufgesplitterte Zeitungswesen. Schade, daß diese Berichte später nicht mehr fortgesetzt wurden. Schumann redigierte auch die kurzlebige Wochenschrift *Aus dem Wiggerthale*. 1882 wurde er an die Kantonschule als Professor der Geschichte und Geographie gewählt. Er trat zehn Jahre später von der Stelle zurück, als das damals mit der Schule verbundene Progymnasium aufgehoben wurde. Bis zu seinem Tode widmete er sich unermüdlich literarischen Aufgaben und der Stadtbibliothek Zofingen. Der äußerst bescheidene Gelehrte, der zu Auskunft und Mitarbeit stets unbegrenzt hilfsbereit war, hat sich um die Erforschung des aargauischen Schrifttums sehr verdient gemacht.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Außer den oben erwähnten Schriften vergleiche man die Zusammenstellung der Separata im Zettelkatalog der Kantonsbibliothek Aarau. Dasselbst auch ein Konvolut handschriftlichen Materials aus seiner Studentenzeit und Arbeiten über Dichter, Gelehrte und über BEETHOVEN, über die Disputation mit den Wiedertäufern in Zofingen 1532 und seine Rede am Jugendfeste in Zofingen 1863; ferner eine 3 Mappen umfassende Sammlung bio-bibliographischer Materialien.

SCHRIFTTUM: Nachruf von ADOLF FREY im *Deutschen Biographischen Jahrbuch*, Band II. – B(ÄBLER), im *Programm der Aargauischen Kantonsschule für das Jahr 1896/97*. – *Schulblatt für Aargau, Baselland und Solothurn* 1897, Nr. 6.

Otto Mittler 770

**Schwarz, Samuel**, von Mülligen, Brugg, Villigen und Remigen. \* 5. März 1814 in Mülligen, † 11. März 1868 in Rombach/Küttigen. Aargauischer Regierungsrat, eidgenössischer Oberst, Ständerat, Nationalrat. Abstammung von der schon um 1400 im Kirchspiel Leuggern ansässigen Familie Schwarz (Jahrzeitbücher Klingnau), die sich 1625 in Villigen, später in Mülligen eingebürgert hat. Sein Vater betrieb dort die alte Mühle an der Reuß, war Mitglied des Großen Rates (1828 bis 1852) und bekleidete in der aargauischen Miliz den Grad eines Obersten.

Samuel Schwarz durchlief die Bezirksschule in Lenzburg, die Kantonsschule in Aarau und bezog zum Studium der Rechtswissenschaften die Universitäten Zürich und Heidelberg sowie die Akademie in Lausanne, bestand 1839 das aargauische Staatsexamen als Fürsprecher und praktizierte dann als Anwalt in Brugg, wo er sich mit Marie Froelich verehelichte. 1842 ordnete ihn der Wahlkreis Windisch in den Großen Rat ab, dem er gleichzeitig mit seinem Vater bis 1852 angehörte. Dort machte er sich bald durch seine klaren und gediegenen Voten bemerkbar. Als Oberst Frey-Herosé 1848 in den neuen schweizerischen Bundesrat berufen wurde, wählte der Große Rat Schwarz in den aargauischen Regierungsrat, wo er von seinem Vorgänger die Militärdirektion und das Präsidium der Militärkommission übernahm. Hierzu war er durch seine bisherige militärische Laufbahn besonders geeignet (1842 I. Unterleutnant im eidgenössischen Generalstab, 1844 Oberleutnant, 1846 Stabshauptmann, 1848 Major der Infanterie). Das Militärwesen unterstand damals noch zur Hauptsache den Kantonen, so daß Schwarz ein bedeutendes Arbeitsfeld vor sich hatte. Auch auf anderen Gebieten entfaltete er

eine vielseitige Wirksamkeit, so als Mitglied des Verfassungsrates von 1849 bis 1852, für eine bessere Organisation der Gerichte, eine neue Prozeßordnung, ein verbessertes Forstgesetz, für das Brandversicherungswesen, eine freiere Gestaltung des Stimmrechtes. Auf all diesen Gebieten wirkte er stets in fortschrittlichem Sinne und suchte auch die Gegensätze zu überbrücken, welche die religiösen und politischen Spannungen der Freischarenzüge und des Sonderbundkrieges gebracht hatten.

In der Biographie über seinen Vater, Augustin Keller, schreibt der ehemalige Chef der Generalstabsabteilung, Oberst Arnold Keller: «In der aargauischen Regierung waren Welti, Keller und Schwarz die tonangebenden Männer, die ihre Kollegen geistig um Haupteshöhe überragten.» Tatsächlich lag die Hauptwirksamkeit von Samuel Schwarz auf militärischem Gebiet, und zwar als kantonaler Militärdirektor und eidgenössischer Truppenführer. 1855 war seine Ernennung zum eidgenössischen Obersten erfolgt. Den eidgenössischen Obersten oblag damals die Aufgabe der heutigen Heereseinheitskommandanten, d. h. die Führung von Truppen verschiedener Waffen und Kantone. Es gab damals in unserer Armee noch keine festen Brigade- und Divisionsverbände. Diese wurden bei Truppenzusammenzügen und Grenzbesetzungen *ad hoc* zusammengestellt. Anlässlich der Grenzbesetzung 1856 gegen Preußen kommandierte Oberst Schwarz die 24. Brigade, 1859 eine Manöverbrigade, 1860 als Parteikommandant eine Division, und 1865 war er im Truppenzusammenzug bei Winterthur Oberkommandierender. Daneben amtete er als Inspektor des II., später des IV. Infanteriekreises und der eidgenössischen Scharfschützen und seit 1866 als Kommandant der Zentralschulen in Thun. Als 1866 im Krieg zwischen Preußen und Österreich eine Grenzbesetzung in Frage kam, war Schwarz vom Bundesrat als General in Aussicht genommen. Der rasche Ablauf der Ereig-

nisse machte dann ein größeres Truppenaufgebot unnötig.

Bei den unzulänglichen Verhältnissen, wie sie damals bei unserer Armee vorlagen, mußte sich die Tätigkeit der militärischen Führer auch auf das politische Gebiet erstrecken. Es galt, in den eidgenössischen Räten das Verständnis für eine längere und einheitlichere Ausbildung, vermehrte Kredite für Ausrüstung, Bewaffnung und die Landesbefestigung zu wecken. Hierfür hat sich Schwarz jeweils mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt. Als kantonaler Militärdirektor lag ihm auch besonders die militärische Erziehung der Jugend am Herzen. Mit seinen Kollegen Keller und Welti erblickte er im Kadettenunterricht eine wichtige Vorbereitung für den Militärdienst. Den Kantonsschülern, in denen er die zukünftigen Offiziere unserer Armee sah, hielt er regelmäßig Vorträge über militärische Fragen.

1852 in den Ständerat abgeordnet, den er bereits 1855 präsidierte, gehörte Samuel Schwarz zahlreichen Kommissionen an. Als Präsident der ständigen Militärkommission nahm er in allen militärischen Fragen eine autoritative Stellung ein. Auch hier ging sein Sinn auf das Praktische und Zweckmäßige; Abschaffung des Paradedrilles und Vereinfachung des Exerzierreglementes, um damit vermehrte Zeit für die Felddienstausbildung zu gewinnen. In seinem Bericht vom 24. Juli 1853 setzte er sich überzeugend für einen Ausbau der bisherigen Befestigungsanlagen an der Luziensteig, von St-Maurice und Bellinzona ein, dies im Hinblick auf die Spannungen zwischen Österreich und Italien. Besonders bemühte er sich um die Gründung des Eidgenössischen Polytechnikums und die Angliederung eines besonderen Lehrstuhles für Militärwissenschaft, wobei es wie im Militärwesen föderalistischen Argwohn zu überwinden galt.

Infolge seiner vermehrten Beanspruchung als Truppenführer ersuchte er 1857 schriftlich den Großen Rat von seiner Wiederwahl als Ständerat abzusehen. Er

wurde hierauf vom nachmaligen Bundesrat Emil Welti abgelöst. Im Regierungsrat, dem er 1851, 1854/55, 1860/61 und 1864/65 als Landammann vorstand, wirkte er zeitweise auch als Baudirektor. Dieses Ressort stellte, bedingt durch die damalige Entwicklung des Eisenbahnwesens, große Anforderungen an seinen Inhaber. Mitte der sechziger Jahre beschäftigte die Frage eines Ost-, West- oder Zentralalpen-Durchstiches in hohem Maße Volk und Behörden. Gemeinsam mit Genie-Oberstleutnant H. Siegfried, dem Schöpfer der Siegfried-Karte und späteren Chef der Generalstabsabteilung, veröffentlichte Oberst Schwarz 1865 die Schrift *Die Gotthardbahn in militärischer Beziehung*. In dieser Broschüre behandelten die beiden Autoren die Gesamtkonzeption unserer Landesverteidigung. Sie gelangten zum Schluß, daß ihr Schwerpunkt im Reußtal liege, mit dem Zentralpunkt am Gotthard, dem Zentrum aller größeren Haupttäler der Schweiz. Daher könne keine andere Verbindung derjenigen über den Gotthard gleichgestellt werden.

Im Oktober 1866 wurde Schwarz im 2. aargauischen Wahlkreis mit hoher Stimmenzahl zum Nationalrat gewählt. Dabei scheint der Wunsch des Volkes, einen Mann von hohem militärischem Ansehen in diesen Rat abzuordnen, durchschlagend gewesen zu sein. Unter Hinweis auf die gespannte internationale Lage schrieb der *Schweizer-Bote* in seiner Wahlempfehlung: «Darum portieren wir den Mann, der in der Kriegsgefahr des letzten Sommers eventuell als General in Aussicht genommen war.» Augustin Keller, der ebenfalls gewählt worden war, verzichtete, da nur ein Mitglied des Regierungsrates dieser Behörde angehören durfte, zugunsten seines Kollegen. Im Nationalrat hatte Schwarz vorerst als Kommissionspräsident die Vorlage über die Bekleidung und Ausrüstung des Bundesheeres zu vertreten. Diese sollte unseren Wehrmännern zugunsten ihrer Beweglichkeit eine leichtere und einfachere Uniformie-

rung bringen. Wie schon seinerzeit im Ständerat bei seinem Eintreten für ein einfacheres Exerzierreglement und feldmäßige Formationen kam Schwarz mit seinen welschen Kollegen in Konflikt, die unbedingt an den schweren Epauletten und unförmigen Tschakos festhalten wollten. Nach Annahme der Vorlage im Parlament wurde in der Waadt das Referendum dagegen ergriffen, gegen diesen «barbarisme», wie der *Nouvelliste vaudois* schrieb. Es kam aber nicht zustande, obgleich der Kanton Waadt allein über 20000 Unterschriften aufgebracht hatte.

Samuel Schwarz gehörte nur noch anderthalb Jahre dem Nationalrat an. Nach kurzem Unwohlsein erlag er mitten in seiner Tätigkeit am 11. März 1868, erst 54 Jahre alt, einer Lungenentzündung.

Oberst Arnold Keller schreibt in der Biographie über seinen Vater hierüber: «Schwarz war neben Keller der bedeutendste Mann in der Regierung, und sein Tod war für das eidgenössische Militärwesen, angesichts der dringend nötigen Neugestaltung desselben, ein noch schwererer Schlag als für den Kanton. Erst vor wenigen Jahren hatte er sich an der Straße von Aarau nach Küttigen ein freundliches Landhaus gekauft. Von dort bewegte sich drei Tage später der Leichenzug, welcher durch die aus allen Gauen des Schweizerlandes herbeigeeilten Offiziere ein glänzendes und ergreifendes Gepräge erhielt, nach dem auf aussichtsreicher Höhe gelegenen Kirchberg.

SCHRIFTTUM: HBL. – OTTO HUNZIKER, *Landammann Oberst Samuel Schwarz*, im *Taschenbuch der Argovia* 1921. – GOTTFRIED HEER, *Der schweizerische Ständerat 1848 bis 1908*. – HANS KAESLIN, *Das Denkmal für Oberst Samuel Schwarz auf dem Kirchberg*, in *Aarauer Neujaarsblätter* 1946. – E. ZSCHOKKE, *Geschichte des Kantons Aargau*. – Ders., *Geschichte des Kadettenkorps der aargauischen Kantonsschule*. – Ders., *Die Schweiz. Offiziersgesellschaft 1833/1933*. – Ders. *Zur Jahrhundertfeier der aargauischen Offiziers-Gesellschaft*, in *Allgemeine Militär-Zeitschrift*, Mai 1934. – ROLF ZSCHOKKE, *150 Jahre Aarauer Kadetten*. – H. Dietschi, *Das Kadettenkorps Olten 1835/*

*1911*. – ARNOLD KELLER, *Augustin Keller. – 150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen*.

NEKROLOGE: März 1868, in sämtlichen aargauischen Blättern und dem Großteil der damaligen Schweizer Presse.

Rudolf Schwarz 771

**Schweizer, Theodor**, von Bottenwil, \* 1. Februar 1893 in Küngoldingen, † 10. Februar 1956 in Olten. Schulbildung in Olten. 1909 bis 1912 Färber, 1913/14 Heizer und Maschinist, 1916 bis 1918 Maschinenschlosser, 1918 bis 1922 Telephenausläufer, 1922 bis 1945 Postangestellter, seit 1945 Verwaltungsgehilfe auf der Telephondirektion Olten. 1920 Heirat mit Helene Walter aus Ebnet. – Seltene Naturverbundenheit und außergewöhnliche Beobachtungsgabe zeichnen ihn schon früh aus. Er widmet sich seit 1914 in seiner Freizeit mit großem Erfolg urgeschichtlichen Forschungen. Entdeckung und zum Teil Ausgrabung von über 40 steinzeitlichen Siedlungsplätzen in der Umgebung von Olten, wozu noch außer-kantonale Grabungen kommen. 1916 bis 1919 Dickenbännli bei Olten, 1919 Hard bei Olten, 1921/22 Mühleloch bei Olten, 1922 Sähhöhle oben bei Olten (mit L. Reverdin von Genf), 1925 bis 1931 Rame-len bei Egerkingen, 1928 Grabhügel Tä-gertli bei Schupfart AG (mit A. Matter von Baden), 1929/30 Köppli bei Winznau, 1930 Grabhügel Tegerhard bei Wettingen, 1934 Grabhügel bei Reinach AG, 1938 technische Leitung der Pfahlbauaus-grabung bei Baldegg LU unter Dr. E. Vogt, 1939 ff. «Unter der Fluh», Balm bei Grünsberg, 1950/51 Kastelhöhle im Kalt-brunnertal, 1953 Portifluch bei Nunningen, ferner Erdburg in den Moosgräben bei Breitenbach, 1955 Hintere Burg bei Burg-ätschi. – Mitglied der Kommission der städtischen Museen in Olten und der So-lothurner Altertümerkommission. 1938 wird ihm der ur- und frühgeschichtliche Teil der von Professor Tatarinoff († 1938) begründeten Prähistorisch-Archäologi-schen Statistik des Kantons Solothurn an-vertraut. Am 13. September 1953 wird

der verdiente Forscher anlässlich des 100jährigen Bestehens des Historischen Vereins des Kantons Solothurn zum Ehrenmitglied ernannt.

PUBLIKATIONEN: *Fundbericht zu der Ausgrabung des Hallstattgrabhügels auf dem Sonnenberg*, im *Jahresbericht 1934 der Historischen Vereinigung Wynental*, S. 60 ff. – *Urgeschichtliche Funde in Olten und Umgebung*, Olten 1937. – *Die Bedeutung unserer steinzeitlichen Refugien*, in *Oltner Neujaarsblätter 1943*, S. 11 ff. – *Der große «Kastel» bei Lostorf*, in *Festschrift Dr. Hugo Dietschi*, Olten 1949, S. 1 ff. – Ausgrabungs- und Fundberichte in den *Jahrbüchern für Solothurnische Geschichte 1939–1955*. – Vollständiges Publikationsverzeichnis in der Biographie, von M. FEY.

LITERATUR: MARTIN FEY, † *Theodor Schweizer*, im *Jahrbuch für Solothurnische Geschichte 1956*. – Nachruf von Prof. Dr. R. LAUR in der *Ur-Schweiz 1956*, Nr. 1/2.

Reinhold Bosch 772

**Schwere, Siegfried**, \* 24. März 1864 in Etwil bei Leuggern, † 3. September 1936 in Aarau. Dr. phil., Lehrer für Naturwissenschaften an Lehrerinnenseminar und Töchterinstitut Aarau. Er war der Sohn eines Kleinbauern in Etwil und besuchte die Schulen von Leuggern und dann die Klosterschule von Einsiedeln, um Lehrer zu werden. Mit zwanzig Jahren trat er in die dritte Klasse der Gewerbeschule der Kantonsschule Aarau ein. Nach bestandener Maturität studierte er drei Semester in München und eines in Zürich Mathematik und Naturwissenschaften und bestand 1887 das Bezirkslehrerexamen im Kanton Aargau. Da keine Lehrstelle frei war, setzte er seine Studien in Zürich fort und doktorierte. Er unterrichtete in Kaiserstuhl, Fahrwangen, Baden und wurde 1897 an das kantonale Lehrerinnenseminar als Lehrer für Naturwissenschaften und Geographie gewählt. Er hat hier trotz seiner schwächlichen Gesundheit mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit 32 Jahre lang unterrichtet. Jede Gelegenheit benutzte er zur Weiterbildung, besuchte Ferienkurse und schaffte aus kleinen Anfängen eine reiche Lehrmittelsammlung. Sein Unterricht war getragen von einer

nie erlahmenden Freude an der Natur, ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit. Die Botanik, die ihm Stoff für die Dissertation geboten hatte, blieb sein Lieblingsfach. Er kannte sehr viele Pflanzen, und die Exkursionen mit ihm waren immer ein Genuß. Es gelang ihm, Ehrfurcht vor der Natur und das Verständnis für Naturschutz in den jungen Menschen zu wecken. Er war ein eifriges Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft. Nach seinem Rücktritt vom Lehramt schuf er im Heimatmuseum ein Typen- und Aargauer Herbarium in 63 Fächern mit 1320 Pflanzen und schenkte es dem Museum. Mehrere wissenschaftliche Arbeiten hat er in den *Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft* und der *Schweizerischen Botanischen Gesellschaft* publiziert.

Alle, die Schwere kannten, schätzten seinen Fleiß, seine Hingabe an den Unterricht am Seminar und sein gütiges, auf richtiges Wesen.

NACHRUF: Heft XX der *Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft* mit einer Liste von 14 Publikationen, von A. HARTMANN. Adolf Hartmann 773

**Seiler, Ernst**, \* am 6. Juli 1914, in Hägglingen, Großrat und Notar, † am 5. September 1953 in Bremgarten. Ernst Seiler wurde als der älteste Sohn einer siebenköpfigen, seit Jahren in Hägglingen ansässigen (in Fischbach-Göslikon heimatberechtigten) Bauernfamilie geboren. Nach dem Besuch der Gemeindeschule in Hägglingen wurde Ernst Seiler Ausläufer bei Brown, Boveri & Cie. in Baden. Nachher trat er in Wohlen in eine kaufmännische Lehre ein. Während dieser Zeit erlitt er einen schweren Unfall; er wurde von einem Auto angefahren und dabei so stark verletzt, daß sein linker Arm dauernd unbrauchbar wurde. Der ausbezahlte Versicherungsbetrag ermöglichte ihm den Besuch einer Privatschule und das Studium an der Universität Zürich und an der Sorbonne in Paris. Nachher bestand er das Notariatsexamen. In Bremgarten eröffnete er ein Notariats-

bureau und war bald einer der gesuchtesten und erfolgreichsten Notare des Freiamtes.

Ernst Seiler hat sich frühzeitig um politische Fragen bekümmert. Als 19jähriger wurde er Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Im Jahre 1937 wurde er in den Großen Rat gewählt. Trotz seiner Jugend gab er klare und wohlüberlegte Voten ab. Seine Tätigkeit im Großen Rat und in den Kommissionen wurde sehr geschätzt. Die Laufbahn Ernst Seilers im öffentlichen Leben wurde durch eine heimtückische Krankheit und seinen frühen Tod am 5. September 1953 jäh abgeschlossen. Ernst Seiler war ein lebenswürdiger und hochintelligenter Mensch. Mit ihm ist ein hoffnungsvoller Vertreter der Sozialdemokratischen Partei des Freiamtes vorzeitig gestorben.

Arthur Schmid 774

**Senn, Johannes**, von Liestal, Maler, \* 17. September 1780, † 28. Mai 1861. Johannes Senn, Sohn eines Spenglers in Liestal, bildete sich in Basel zum Maler und Kupferstecher aus, hielt sich eine Zeitlang in Dänemark auf und wurde 1832 als Zeichenlehrer an die Bezirksschule Zofingen gewählt. Diese Stelle bekleidete er bis 1851. Er ließ sich hierauf in seiner Vaterstadt Liestal nieder und blieb von 1854 bis zu seinem Tode eines unheilbaren Leidens wegen im dortigen Kantonsspital. Er beschäftigte sich bis zuletzt mit Genre- und Landschaftsmalerei; vor allem war er ein Meister der Aquarelltechnik. Von ihm stammt ein hübsches koloriertes Erinnerungsbild an das Aargauische Kadettenfest in Zofingen (1839), das sich im zweiten Band des *Zofinger Künstlerbuchs* befindet.

QUELLEN: A. SCHUMANN, *Katalog des Zofinger Künstlerbuchs*, 1876. – *Chronik der Zofinger Bezirksschule*. Nold Halder 775

**Siebenmann, Friedrich**, von Aarau, \* 22. Mai 1852 in Uerkheim, † 4. April 1928 in Basel. Otologe. Sohn des einer seit dem 16. Jahrhundert in Aarau eingebür-

gerten Familie entstammenden Uerkheimer (späteren Safenwiler) Pfarrers Friedrich Siebenmann († 1895). Da auch die außerordentlich begabte Mutter (Hermine Eckenstein) väterlicher- und mütterlicherseits aus Theologenfamilien stammte, war es natürlich, daß der erstgeborene Friedrich (von vier Kindern) zunächst zum Pfarrerberuf bestimmt wurde. Aber nach einem zweijährigen Aufenthalt im «Rebhaus» in Basel, einem streng orthodox geleiteten Konvikt für angehende Theologen, kamen dem jungen Siebenmann Zweifel an seiner Berufung, so daß er an das Gymnasium in Aarau übersiedelte. Dort hatte er das Glück, in den Professoren Mühlberg und Schibler hervorragende Pädagogen zu finden, die ihn für das Studium der Naturwissenschaften zu begeistern wußten und auch als Persönlichkeiten großen Einfluß auf ihn gewannen.

Infolgedessen entschloß sich Siebenmann nach bestandener Matura in Aarau zum Studium der Medizin. Nach Absolvierung der propädeutischen Studien in Zürich, wobei ihn eine besondere Freundschaft mit dem Konservator des Botanischen Gartens verband und insbesondere der Physiologe Herrmann und der Anatom H. Meyer bestimmenden Einfluß auf ihn gewannen, bezog Siebenmann in seinem 5. Semester die Universität Würzburg, wo er ein Jahr lang blieb und bezeichnenderweise neben seinen klinischen Kollegien nochmals Präparierübungen und ein anatomisch-mikroskopisches Praktikum bei dem Anatomen Kölliker besuchte. Hier holte er sich das Rüstzeug für seine späteren mikro- und makroskopischen anatomischen Arbeiten.

1875 Abschluß der Studien in Bern, besonders unter Quincke und Kocher, bei denen er nachher noch kürzere Zeit als Assistent blieb. Nach einigen Monaten an Pariser Kliniken, unter dem Zwang der finanziellen Verhältnisse, Gründung einer eigenen Allgemeinpraxis, zunächst in Muri, nachher in Brugg, wo er sich mit Selma Graf verheiratete. Neben der täg-

lichen Praxis besuchte Siebenmann noch Kurse in Zürich und veröffentlichte 1883 bei dem Basler Otologen Burckhardt-Merian seine Dissertation über Fadenpilzmykosen im Ohr. Schon hier rückte die Otologie in den Vordergrund des Interesses, weshalb Siebenmann seine Praxis in Brugg aufgab und 1883/84 sich in Wien dem speziellen Studium dieses Faches widmete.

Siebenmann fand in Wien aber nicht, was er gesucht hatte. Da sich zudem ein Magengeschwür, das ihn schon als Student gequält hatte, mit zum Teil schweren Blutungen erneut zeigte, suchte er sich zunächst eine ruhige Stelle als Kreisarzt in Klosters. Aber auch von dort vertrieb ihn nach etwa vier Jahren ein erneutes Aufflammen seines Leidens. Deshalb entschloß er sich auf Anraten des Würzburger Internisten Leube zur gänzlichen Aufgabe der Allgemeinpraxis.

Es war eine glückliche Fügung, daß ihn jetzt der Otologe Burckhardt-Merian zum Besuch der Klinik von Bezold in München veranlaßte. Bei diesem Altmeister der deutschen Otologie fand Siebenmann endlich, was er gesucht hatte, nämlich, wie er selbst später schrieb, «eine auf streng wissenschaftlicher Basis, auf Statistik, pathologischer Anatomie und Physiologie sich stützende Forschung, die raschen, sichern Aufschwung und Klärung dieser stellenweise noch rein empirischen Spezialität versprach».

Mit Bezold verband ihn auch späterhin treueste Freundschaft und reger wissenschaftlicher Gedankenaustausch. Unter ihm arbeitete Siebenmann seine Studie über die Fadenpilze zu einer Habilitationsschrift um, die er 1888 in Basel einreichte, wo der bisherige Otologe Burckhardt-Merian und auch der Vertreter der Laryngologie, Dr. Fiechter, inzwischen gestorben waren, so daß Siebenmann deren Nachfolge antreten konnte.

In einer alten Doktorswohnung am Petersgraben, wo einst Felix Platter gewohnt hatte, eröffnete Siebenmann eine Praxis mit Poliklinik und hielt auch hier

seine Kurse ab, bis er 1892 das Extraordinariat mit Lehrauftrag und 1896 nach Ablehnung eines Rufes nach Breslau die Leitung einer selbständigen Klinikabteilung am Bürgerspital erhielt. Mehrmals wurde ihm in der Folge das Ordinariat angeboten, das er aber (als erster Ordinarius für Otologie in der Schweiz) erst annahm, nachdem sein Lehrer und Freund Bezold in München den gleichen Rang erhalten hatte.

Rasch hintereinander erschien jetzt eine Reihe bedeutender Arbeiten, zunächst die groß angelegte *Metallkorrosion des Labyrinths* (1890), deren Präparate auf dem Kongreß der Ohrenärzte in Brüssel (1888) und in Heidelberg (1890) allgemeine Bewunderung erregten.

Schon vier Jahre später erschienen die *Blutgefäße im Labyrinth des menschlichen Ohres*. Die Resultate dieser grundlegenden Arbeit waren durch Vervollkommnung der Eichlerschen Methode gewonnen worden.

Verschiedene Arbeiten galten der Histologie des Schleimhautepithels und dessen pathologischen Veränderungen: 1894 die *Hyperkeratosis lacunaris des Waldeyerschen Schlundringes* und 1895 die wichtige Arbeit *Der trockene Katarrh und die Epithelmetaplasie der knorpeligen Nase*, worin der Begriff der «Rhinitis sicca anterior» geprägt wurde, der heute noch gültig ist.

Schon sehr früh – dies beweist seinen offenen Sinn für die Erfordernisse der modernen Entwicklung – befaßte sich Siebenmann mit den in der heutigen Industrie immer häufigeren Gehörschädigungen durch Schalleinwirkung und mit deren prophylaktischer Bekämpfung. Nach einem öffentlichen Vortrag über das Thema erfolgten von 1910 bis 1915 eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten darüber (Nrn. 79, 80, 102, 119 der Bibliographie von Oppikofer).

1898 legte Siebenmann eine Zusammenstellung seiner embryologischen und normal anatomischen Studien über Mittelohr und Labyrinth in Bardelebens *Hand-*

*buch der Anatomie* vor. Diese blieben für lange Zeit wegleitend.

Für einige Jahre trat dann die Taubstummheit in den Vordergrund des Interesses, mit der Demonstration der mikroskopischen Anatomie einer Taubstummschnecke (*Verhandlungen der Deutschen otologischen Gesellschaft* 1900), mit dem *Atlas der Taubstummheit* (1904) und mit der Monographie *Grundzüge der Anatomie und Pathogenese der Taubstummheit* (Wiesbaden 1904). Letztere Arbeit war die Frucht einer durch das Magenculus erzwungenen Muße, und wurde mit Recht als das Standardwerk über den Gegenstand bezeichnet. Aber Siebenmann blieb nicht im Theoretischen stecken. Seine philanthropischen Bemühungen galten in aufopfernder Weise der Taubstummenfürsorge und führten 1917 zur Einrichtung der ersten schweizerischen staatlichen Schwerhörigenschule in Basel.

Ogleich Anatomie und Histologie des Ohres je und je das bevorzugte Arbeitsgebiet von Siebenmann geblieben sind, so beschäftigte er sich doch auch mit praktischen Fragen der Diagnostik und Therapie. Es erschienen zahlreiche kürzere Arbeiten über die Behandlung von Mittelohreiterungen (Siebenmann war ein eifriger Anhänger der Bezoldschen Borsäurebehandlung), über Fremdkörper in den oberen Luftwegen, wo er als erster über eine Reihe glücklicher Extraktionen nach dem von Killian angegebenen Verfahren berichten konnte. Für die Gehörgangsplastik nach Cholesteatomoperation entwickelte er eine eigene, nach ihm benannte Modifikation. Ferner erfand er eine heute im täglichen Gebrauch stehende Kanüle zur Spülung eitrigiger Kieferhöhlen.

1906 bearbeitete Siebenmann in hervorragender Weise in Bezolds *Lehrbuch der Ohrenheilkunde* den Abschnitt über das Innenohr, aber leider ist diese Arbeit, obgleich sie eine Übersetzung ins Englische durch Holinger erlebte, wenig bekannt geworden.

Eine letzte imponierende Arbeit bildet ein *Neues Labyrinthmodell des mensch-*

*lichen Gehörorgans* (*Zeitschrift für Ohrenheilkunde* 82 [1921] mit fünf Tafeln), welches er auf Grund lückenloser mikroskopischer Serienschritte aufbaute und das er Besuchern seines Instituts voll Stolz demonstrierte.

Siebenmanns wissenschaftliche publizistische Tätigkeit war außerordentlich umfangreich: Oppikofer konnte von ihm 130 eigene Arbeiten zusammenstellen, während 168 Abhandlungen seiner Schüler, denen er sehr viel Zeit und Anregungen widmete, erschienen sind.

Es konnte bei der intensiven wissenschaftlichen Tätigkeit Siebenmanns nicht ausbleiben, daß von verschiedenen angesehenen Hochschulen ehrenvolle Berufungen an ihn ergingen, so von Breslau, Marburg, Innsbruck, Heidelberg, Zürich, ja sogar Berlin. Aber Siebenmann blieb bis zu seiner Emeritierung 1922 seiner Stellung in Basel treu und gründete dort eine eigene schweizerische Otologenschule, aus der mehrere berühmte Ordinarien hervorgingen. Er war Ehrendoktor der Universität Lausanne, einziges Ehrenmitglied der Gesellschaft Schweizerischer Hals-, Nasen-, Ohrenärzte, die er 1912 hatte gründen helfen und deren Präsidium er 1917/18 bekleidete. Von ausländischen Gesellschaften hatten ihn zum Ehrenmitglied erwählt: die Berliner laryngologische und die Wiener otologische Gesellschaft, ferner die Gesellschaft deutscher und die Gesellschaft italienischer Ohren- und Halsärzte.

Zur Feier seiner 25jährigen Dozententätigkeit widmeten ihm Kollegen und Schüler eine Festschrift als Band 75 der *Zeitschrift für Ohrenheilkunde*, in deren Redaktionsstab er von Band 64 bis 80 gesessen hatte. Eine zweite Festschrift erschien zum 70. Geburtstag als erweitertes Heft der *Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift* im Jahr 1922.

Im gleichen Jahr zog sich Siebenmann gänzlich unerwartet von seiner Praxis zurück, ließ die Ärztetafel an seinem Haus entfernen und sämtliche Praxisaufzeichnungen verbrennen.

Er starb am 4. April 1928 nach längerem Leiden.

Siebenmanns vornehme Art, sein offenes, liebenswürdiges Wesen und sein geistreicher Humor gewannen ihm die Freundschaft vieler Kollegen, auch der ausländischen, mit denen er in freundschaftlichem Verkehr stand. Eine große Herzengüte, verbunden mit einer ganz besonderen Einfühlungsgabe für seine Umgebung, erleichterten ihm den geselligen Verkehr.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Zusammenstellung sämtlicher 130 Arbeiten SIEBENMANN'S von OPPIKOFER in *Monatsschrift der Ohrenheilkunde* 62 (1928) 720–3, wieder abgedruckt von SCHEIBE im *Archiv der Ohrenheilkunde* 118 (1928) XI–XVII und von HOFFMANN in *Zeitschrift der Laryngologie XVII* (1929) 128–33.

LITERATUR: G. ALEXANDER, in *Monatsschrift der Ohrenheilkunde* 62 (1928) 717–20. – F. R. NAGER, in *Zeitschrift der Hals-, Nasen-, Ohrenheilkunde* 22 (1928) 139–44. – E. OPPIKOFER, in *Schweizerische Medizinische Wochenschrift* 9 (1928) 590–4. – A. SCHEIBE, in *Archiv der Ohren-, Nasen-, Kehlkopf-Heilkunde* 118 (1928) V–X. – R. HOFFMANN, in *Zeitschrift der Laryngologie XVII* (1929) 126–7.

Hans Werner 776

**Siegfried, Friedrich Robert**, von Zofingen, \* 31. Dezember 1847 in Zofingen, † 15. Februar 1920 in Aarau. Chef der Finanzkontrolle, Oberst. Die ersten Schuljahre verbrachte er in Zofingen und besuchte später das Gymnasium in Basel. Aus Familienrücksichten wandte er sich dem Kaufmannsstande zu, obschon er lieber die Universität bezogen hätte. Nach mehrjährigem Aufenthalt auf der Handelsschule in Antwerpen und in London trat er in die Seidenbandweberei seiner Verwandten in Zofingen ein. Hier beteiligte er sich lebhaft am öffentlichen Leben. Er wurde Mitglied der Schulpflege und der Kulturgesellschaft des Bezirks Zofingen. Im Schoße dieser Gesellschaft hielt er Vorträge für die Einführung von Jugendersparniskassen (1877); er sprach über die Not des Passantenwesens (1885); er war für die Gründung eines Vereins

gegen Hausbettel, aber für die Naturalverpflegung, mit 5 Herbergen und 17 Kontrollstellen (1887), und trat auch mit Wärme ein für einen gediegenen, einfachen Bilderschmuck im Wohnhause (1888). Im gleichen Jahr sprach er der möglichst vorteilhaften Verwendung und Fruchtbarmachung des eidgenössischen Alkoholzehntels das Wort. Seine Verdienste um die Kulturgesellschaft wurden im Jahre 1887 durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft gewürdigt. 1889 wurde F. Siegfried Zentralpräsident der Kulturgesellschaft des Kantons Aargau. Mit Liebe beteiligte er sich zeitlebens an den verschiedenen gemeinnützigen Bestrebungen, so vor allem in der Aargauischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Im Jahre 1887 war er auch mit dabei, als der interkantonale Verband für Naturalverpflegung gegründet wurde. An beiden Orten bekleidete er manches Jahr die Charge des Vorsitzenden. Da ihn die kaufmännische Tätigkeit nicht recht befriedigte, nahm er 1888 die Berufung auf den Posten des Staatsbuchhalters an, was seine Übersiedlung nach Aarau bedingte. 1915 wurde er der erste Chef der Finanzkontrolle. Hier nun beteiligte er sich an weiteren gemeinnützigen Institutionen; so war er Kassier des aargauischen Sanatoriums Barmelweid, Mitglied in der Kommission der Anstalt Biberstein für schwachsinnige Kinder, ferner Mitglied der Schweizerischen Anstalt für Epilepsie und der Zentralkommission der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Von Jugend an leistete er eifrig Militärdienst, was ihn bis zum Obersten der Infanterie und Kommandanten der Aargauer Brigade beförderte.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Zofingen zur Zeit der Helvetik 1798–1803*, als Einzeldruck sowie in *Argovia* 32, Aarau 1907. – *Die Schiffergenossenschaft der «Stüdler»* in Koblenz, in *Argovia* 33, Aarau 1909. ■■

QUELLEN: *Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit* 1920, 57. – HBL VI, 361. – *150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen*, S. 159. – Nekrolog im *Zofinger Tagblatt* vom 17. Februar 1920.

Fritz Schoder 777

**Siegfried, Gustav**, von Zofingen, Fabrikant im «Tanner», \* 26. Juni 1808 in Zofingen, † 3. Dezember 1843 in Zofingen. Er wuchs auf als Sohn des Rößliwirtes Johann Siegfried (1784–1857), der auch eine Metzgerei und eine Fuhrhalterei betrieb. Der Vater wird als freigebig geschildert. Nicht nur vornehme Gäste, wie 1843 die schweizerische Künstlergesellschaft, beherbergte er, sondern er nahm auf Anregung seiner Söhne auch politische Flüchtlinge, namentlich Polen, gastfrei in seinem Hause auf. Gustav Siegfried weilte 1824/1825 zu seiner kaufmännischen Ausbildung in Neuenburg. In Zofingen gründete er ein Fabrikationsgeschäft und verheiratete sich mit Euphrosyne Suter. Frühzeitig war er geistig eigene Wege gegangen; er interessierte sich, nach seiner eigenen Bekundung, für alle vaterländischen Angelegenheiten, nahm alle neueren Ideen in sich auf und verteidigte überall, wo er hinkam, das Schroffste. Früh brach er mit der Kirche und geriet zeitweilig mit Eltern, Verwandten und Bekannten in Zerfall. Schließlich gelangte er «zu dem Schlusse, zu welchem so wenige Politiker, Weltbeglückter und -herrscher kommen, zur Erkenntnis des einzig Wahren und Guten, zur Gütergemeinschaft» und ließ sich darin durch neue wertvolle Bekanntschaften immer mehr bestärken. Diese neue Gesamtansicht führte ihn auch zu einer neuartigen Kritik an den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen seiner Heimat. Politische Gleichheit konnte ihm nicht genügen, überall sah er die noch zu tilgenden Spuren wirtschaftlicher Ungleichheit, die das rechte Funktionieren der politischen Gleichheit in Frage stellten. 1837 besuchte er die eidgenössische Militärschule in Thun. Einer seiner Kameraden, der spätere bernische Regierungsrat Dr. Schneider aus Nidau, schilderte ihn einige Jahre später als «einen ebenso vielseitig gebildeten als humanen Mann, der sich bei jeder Gelegenheit des Armen und Schwachen teilnehmend zeigte». Oft sprachen sie an den Abenden in Gesellschaft anderer «von

dem Einflusse, den die neueren philosophischen Schulen, die vielen neuen Entdeckungen und die infolge derselben entstehenden Veränderungen in dem Organismus der Arbeit auf die sozialen Verhältnisse der zivilisierten Staaten in Zukunft haben werden. Dabei unterlagen auch die saintsimonistische Lehre, die neuesten Versuche des Owenismus und die Schule Fouriers, selbst Platos Republik, aber auch reaktionäre Lehren ..., die damals in Frankreich einiges Aufsehen machten, bei einer Tasse schwarzen Kaffees unserer militärischen Kritik, wobei man sich gerne in der Behauptung von paradoxen Sätzen gefiel und da, wo es nicht gehen mochte, wohl auch den gordischen Knoten mit dem Sabel durchschnitt.» Siegfried legte dabei von allen am meisten literarische Kenntnisse und Proben tiefen Nachdenkens an den Tag. Ganz besonders verteidigte er «die Notwendigkeit eines freundlichen Verhältnisses der Kapitalisten und Fabrikherren zu den Arbeitern». Seinem Kameraden Schneider kam Siegfried um so achtenswerter vor, als er wußte, «daß er von Haus aus sehr vermöglich, Miteigentümer und Vorstand eines bedeutenden Fabrikgeschäftes ist». 1841 war Siegfried in Paris, lernte einzelne sozialistische Theoretiker persönlich kennen und brachte nach seinem eigenen Zeugnis die ganze sozialistische Literatur mit nach Hause, von der er manches schon früher kennengelernt hatte. Cabets *Voyages en Icarie* hatte er von dem frühverstorbenen, von ihm verehrten Kehrwand geschenkt bekommen.

Als im Jahre 1842 W. Weitling, einer der ersten deutschen originalen Theoretiker des Kommunismus, aus Paris in die Schweiz übersiedelte, trat er auch mit Siegfried in Verbindung. Er mochte von ihm gehört haben, konnte aber nicht recht glauben, daß einer, der selbst «Krämerei» treibe, der Gütergemeinschaft wirklich huldigen könne, und Siegfried gab ihm nun denjenigen Aufschluß über seine persönliche Entwicklung, seine An-

sichten und Ziele, den wir oben verwertet haben. Nach diesem ersten Brief aus dem Juli 1842 bricht nun aber die Korrespondenz, soweit erhalten, ab, die ferneren neun Briefe an Weitling fallen alle in das Jahr 1843, der letzte ist am 8. Juni, dem Tag vor Weitlings Verhaftung, geschrieben.

Als Weitling ihm seine *Garantien der Harmonie und Freiheit* zuschickte, bedurfte er des Exemplars nicht, hatten doch er wie sein Bruder Friedrich Samuel, der Jurist und aargauische Regierungsrat, das Buch bereits in der Buchhandlung gekauft und gelesen. Siegfried beteiligte sich bald tätig an der Verbreitung von Weitlings Zeitschrift *Die junge Generation*, die 1842/1843 nacheinander in Lausanne, Vevey und Langenthal herauskam. Zeitweilig besorgte er gar die Druckkorrekturen und lieferte auch einzelne Beiträge. Ebenso wichtig aber schien es ihm, solche Beiträge in radikalen Blättern, wie dem Aarauer *Posthörnchen* oder der Badener *Dorfzeitung* unterzubringen, war es ihm doch ein Anliegen, daß man ihre Sache nicht totschweige, sondern von ihr rede, sei es auch in Form der polemischen Auseinandersetzung. Siegfried trat, wie es scheint, auch Weitlings «Bund der Gerechten» bei.

Seines Mitbürgers R. Sutermeisters (s. d.) Versuche, durch die Verwirklichung kleiner Lebensgemeinschaften auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage dem allgemeinen Kommunismus vorzuarbeiten, lehnte er aus nationalökonomischen wie aus taktischen Erwägungen ab; er sagte ihnen ein rasches Scheitern voraus und war der Ansicht, daß derartige zu wenig fundierte Versuche, wenn sie, nach außen hin, an der Entzweiung und dem Eigennutz der Mitglieder schließlich scheiterten, der Sache mehr schaden als nützen könnten. Er trat für unablässige Propaganda ein, und zwar mehr bei den unverbildeten Handarbeitern als bei den Gebildeten und Politikern, und es scheint, er hätte nicht davor zurückgeschreckt, den geeigneten Moment, wenn er sich bot, zu einer revo-

lutionären Umwälzung zu benützen. Zugleich aber war er im Sommer 1843 mit dem Neubau seiner Fabrik sehr stark beschäftigt, konnte Weitling nicht so stark helfen, wie er es eigentlich beabsichtigte, und mußte diesen auf den kommenden Winter vertrösten. Oft mahnte er ihn, der sich seit dem April in Zürich aufhielt, zu größerer Vorsicht, wobei er sich auf Informationen stützen konnte, die ihm sein Bruder verschafft hatte. Er riet ihm, sein neues großes Werk *Evangelium des armen Sünders* nicht in Zürich zu Ende zu drucken; er hoffte, nachdem er die pressepolizeiliche Lage durch seinen Bruder hatte abklären lassen, Zehnder in Baden als Verleger zu gewinnen. Er lud Weitling zu Besprechungen in den Aargau ein, ja, es scheint, Weitling sei im Momente seiner Inhaftierung im Begriffe gewesen, seinen Wohnsitz in den Aargau zu verlegen; dann aber wäre dieser Wohnsitz sicher im «Taner» in Zofingen aufgeschlagen worden.

Weitling schätzte Siegfried hoch ein. «Ein Felsenmann», so formuliert er noch in seinen Zürcher Gefängnisnotizen, «ganz der Type aus Schillers Bürgschaft. Der wird wohl in dem Drama eine Heldenrolle übernehmen müssen.» Indessen waren derartige Hoffnungen des Gefangenen auf eine revolutionäre Erhebung seiner Anhänger anlässlich des Vollzuges seiner Ausschaffung wahnhaft übersteigert. Es geschah nichts. Weitling wurde abgeschoben und wanderte bald nach England und Amerika weiter. Seine Verbindungen zu schweizerischen Gesinnungsgenossen blieben eine rasch vorübergegangene Episode. Von Siegfried aber hören wir einzig noch, daß er im Dezember des gleichen Jahres verstorben ist.

QUELLEN UND LITERATUR: WEITLING-Korrespondenz im Zürcher Staatsarchiv. – Ganz geringe Spuren im Zofinger Stadtarchiv; über die Aufnahme von Polenflüchtlingen im «Röbli» in Zofingen gibt interessanten Aufschluß ein Brief des Bruders, F. S. SIEGFRIED, an W. VISCHER (1808–1874) im Archiv der Familie Vischer in Basel. – G. K., *Regierungsrat J. R. Schneider des Kommunismus angeschul-*

dig (einem hier wiedergegebenen Briefe SCHNEIDERS sind die Angaben über die Thuner Militärschule entnommen), in *Der Kleine Bund* vom 19. August 1928. – E. BARNIKOL, *Weitling, der Gefangene und seine «Gerechtigkeit»*, Kiel 1929, in *Christentum und Sozialismus*. Quellen und Darstellungen, herausgegeben von E. B.

Eduard Vischer 778

Vergleiche auch den Artikel über Dietsch, Andreas.

**Siegfried, Hermann**, \* 14. Februar 1819, † 5. Dezember 1879. Topograph und Kartograph, Oberst. Geboren in Zofingen, vom vierten Altersjahr an in der Armen-erziehungsanstalt Beuggen von seinem Oheim erzogen und zum Lehrer ausgebildet. Weiterbildung an einem Privat-institut in Riehen und am Sternschen Lehrerseminar in Karlsruhe. Von 1841 an Studium der Naturwissenschaften in Genf. Von 1844 an Arbeit unter Dufour auf dessen topographischem Bureau. 1847 Teilnahme am Sonderbundkrieg als Soldat und Korporal in der ersten Division. 1848 Unterleutnant im eidgenössischen Genie-stab.

Seit 1851 macht Siegfried selber topographische Aufnahmen im Gelände für die Dufourkarte, eine Arbeit, die sich über zehn Jahre erstreckt (21 Blätter Maßstab 1:50 000, 1 Blatt Maßstab 1:25 000). 1853 Hauptmann des Genie. Von 1855 an hält Siegfried am neugegründeten eidgenös-sischen Polytechnikum Kurse über Ballistik und Befestigungskunst. 1859 bis 1866 ist er auch Instruktionsoffizier in der Genieabteilung des Generalstabes. 1863 Oberstleutnant. Von 1864 an wird er Dufours Nachfolger in der Leitung der topo-graphischen Arbeiten.

Die auf Siegfrieds Veranlassung ent-standenen Bundesgesetze «betreffend die Fortsetzung der topographischen Auf-nahmen» und «betreffend die Publika-tion der topographischen Aufnahmen», beide vom 18. Dezember 1866, schufen die Grundlage für seine weitere Arbeit, vor allem für die Herstellung des *Siegfried-Atlases* (total 564 Blätter, davon 445 im

Maßstab 1:25 000, 119 im Maßstab 1:50 000). 1879 – bei Siegfrieds Tod – lagen 326 Blätter bearbeitet vor. Nebenher lie-fen zusätzliche Arbeiten: Vierblättrige Generalkarte im Maßstab 1:250 000, Nachtragsarbeiten für die Karte 1:100 000, Karten für besondere Zwecke (Manöver-karten, Alpenklub-Karten, Eisenbahn-projekt-karten, Militärkreiskarten, Wahl-kreiskarten für Nationalratswahlen usw.)

Seit 1867 ist Siegfried Oberst im Gene-ralstab und als Nachfolger Dufours nun auch Chef des Stabsbureaus. In dieser Stellung wird er Begründer der eigent-lichen Generalstabsabteilung und der Eisenbahnabteilung. Ihm obliegt seit der Militärorganisation von 1874 Organisation und Unterricht des Generalstabes. Als eidgenössischer Kommissär wirkt er über-dies bei Grenzregulierungen mit und be-gutachtet als Chef des Stabsbureaus Fra-gen von schweizerischer Bedeutung (Gott-hardbahn, Landesbefestigung usw.) 1875 wird er Mitglied der eidgenössischen geo-dätischen Kommission.

Die internationale Anerkennung für sein Fachwissen ist seine Ernennung zum Mitglied der Jury in der Klasse 16 «Geo-graphische und cosmographische Karten und Apparate» an der Weltausstellung in Paris 1878. Der Bericht über seine Tätig-keit in Paris ist zugleich Programm für seine eigene weitere Arbeit. Schon leidend, überforderte sich Siegfried damit und er-lag schon im Jahr darauf.

Siehe *Lebensbilder*, S. 299–307.

Rolf Zschokke 779

**Siegfried, Johann Rudolf Oskar**, von Zo-fingen, \* 15. Juli 1837 in Zofingen, † 11. Juni 1903 in Bülach, Kaufmann und Botaniker. Nach Absolvierung der Primar- und Bezirksschule seiner Vater-stadt kam er zur weiteren Ausbildung nach Wangen an der Aare und schließ-lich nach Morges. Zum Kaufmann be-stimmt, entgegen seinen eigenen Neigun-gen, bestand er in Zofingen eine drei-jährige kaufmännische Lehre, um an-

schließend in Livorno eine Stelle anzutreten. Mehrere Jahre bereiste er für eine Zofinger Firma seines Verwandtenkreises ganz Italien. In die Heimat zurückgekehrt, verband sich Siegfried mit einem Onkel, um nach dessen Tode das Fabrikationsgeschäft auf eigene Rechnung weiterzuführen. Allein die Natur, und hier besonders die Pflanzenwelt, zog den jungen Kaufmann immer mehr in ihren Bann. Im Jahre 1874 löste er sein Fabrikationsgeschäft auf und zog mit seiner jungen Frau nach Zürich. 1881 finden wir ihn in Winterthur, wo er sich unter bescheidenen Verhältnissen ausschließlich seiner Liebhaberei widmete. Hier in Winterthur verlegte er sich auf die Kulturen von Potentillen, und zwar mit solchem Eifer und solcher Zähigkeit, daß binnen wenigen Jahren das Siegfriedsche Potentillarium weit über unsere Landesgrenzen hinaus rühmlich bekannt war. Nach seiner Übersiedelung nach Bülach im Jahre 1896 konnte er auch dort seine Kulturen noch einige Jahre fortsetzen. Inzwischen hatten sich seine finanziellen Verhältnisse derart gebessert, daß er ein eigenes Heim bauen konnte. Die Bedeutung Siegfrieds als Potentillen-Kenner erhellt am besten die Tatsache, daß er vom In- und Ausland Potentillen-Kollektionen erhielt, mit dem Ersuchen, die Bestimmungen zu revidieren. Das sehr umfangreiche und wertvolle Herbarium Hans Siegfrieds wurde vom Kanton Zürich für das Botanische Museum der Universität Zürich angekauft, zugleich hatte sich der Staat auch das Vorkaufsrecht auf die Potentillen-Sammlung gesichert. Leider gelangte der überaus tüchtige und bescheidene Mann nie zu einer seinen Neigungen und seinem Können entsprechenden Stellung.

VERÖFFENTLICHUNG: *Neue Formen und Standorte schweizerischer Potentillen*, im *Botanischen Centralblatt* LXII (1895).

NEKROLOGE: *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft* LXXII (1903), von HANS SCHINZ. — *Zofinger Tagblatt* vom 15. Juni 1903. Fritz Schoder 780

**Siegfried, Kurt**, \* 18. Mai 1873 in Zofingen, † 22. März 1945 daselbst. Industrieller, ältester Sohn des Apothekers Samuel Benoni Siegfried und der Mathilde Gertrud geborene Schmitter. Nach bestandener Maturitätsprüfung in Aarau wandte er sich aus Neigung und mit ausgesprochener Begabung dem Studium der Naturwissenschaften, im besondern dem der Chemie und der Pharmazie, zu, das er vorerst an der pharmazeutischen Abteilung der ETH in Zürich betrieb. Dort erwarb er das Diplom als Apotheker, worauf er nach mannigfaltiger Praxis in Apotheken von La Sarraz, Genf, Lausanne und Lugano an die Universität Leipzig zog, wo er unter der Leitung des bekannten Chemikers Professor Wislicenus im Jahre 1899 das Chemikerverbandsexamen bestand und den Titel eines Dr. phil. mit dem Hauptfach Chemie erhielt. Mit Beginn des Jahres 1902 trat Kurt Siegfried als wissenschaftlicher und technischer Leiter in die von seinem Vater im Jahre 1873 gegründete chemische Fabrik in Zofingen ein. Zusammen mit seinem Bruder Albrecht entwickelte er dieses Werk zu prächtiger Blüte. Viele Vorschriften zur Herstellung pharmazeutischer Präparate sowie zahlreiche neue Fabrikate und Analysenmethoden entstammen seinem Laboratorium. Während über vierzig Jahren hat sich Kurt Siegfried mit der Ausgestaltung des *Schweizerischen Arzneibuches* beschäftigt, so war er maßgebend in den Kommissionen für die *Pharmacopoea Helvetica* Quarta und Quinta beteiligt. Seine reifste Frucht war das mit seinem Freunde Professor Henri Golaz auf neuen Wegen bearbeitete Gebiet der galenischen Extrakte und Tinkturen. Zu seinem wissenschaftlichen Lebenswerk gehören ferner der mit Prof. Dr. H. Flück und Dr. E. Schlumpf herausgegebene *Pharmakognostische Atlas der officinellen Drogen* und seine Bestrebungen auf dem Gebiete des Arzneipflanzenbaues. Der Schweizerischen Gesellschaft für Chemische Industrie sowie dem Syndikat für die Interessen der Schweizerischen

Pharmazie stellte er während vieler Jahre seine Kenntnisse als Vorstandsmitglied zur Verfügung, und er war maßgebend an der Ausarbeitung der *Liste der gewerblichen Gifte* beteiligt. Als nach außen in Erscheinung tretende Anerkennung für seine Verdienste um das schweizerische Arzneibuchwesen verlieh ihm die ETH im Jahre 1930 die Würde eines Ehrendoktors der Naturwissenschaften.

Kurt Siegfried besaß eine nie erlahmende Tatkraft, ein umfassendes Wissen und Können auf seinem Fachgebiet und ein unfehlbares Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein, gepaart mit Wohlwollen für seine Belegschaft.

LITERATUR: *75 Jahre Siegfried*, Jubiläumsschrift der Siegfried AG, Zofingen 1948. – *Schweizerische Apotheker-Zeitung* 83 (1945) 175.

Bert Siegfried 781

**Siegfried, Paul**, von Zofingen, \* 2. November 1878 in Basel, † 6. September 1938 daselbst. Dr. iur., Staatsanwalt in Basel-Stadt, nachher freier Schriftsteller. Nach seiner Gymnasialzeit bezog er die Universitäten von Basel und Berlin zum Studium der Rechtswissenschaften. In Paris und in Italien machte er weitere Studienaufenthalte. Nach Basel zurückgekehrt, wurde Siegfried Voruntersuchungsbeamter (1904–1907) und dann Untersuchungsrichter (1907–1911). Von 1911 bis 1915 war er Zweiter und von 1915–1919 Erster Staatsanwalt von Basel-Stadt. Aus dem Staatsdienst ausgetreten, betätigte sich Paul Siegfried von 1919 bis zu seinem Ableben als freier Schriftsteller. Als Basler Lokalhistoriker war er ebenfalls bestens bekannt. Wir finden ihn auch als Mitglied der Heimatschutzkommission in den Jahren 1923 bis 1926.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Rechtsquellen von Bormio*, in *Zeitschrift für schweizerisches Recht* 1905. – *Der bedingte Strafvollzug im Kanton Basel-Stadt*, in *Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht* 1913. – *Wetterleuchten*, Schweizer Roman, St. Gallen 1918. – *Das brennende Herz*, Roman, Basel 1921. – *Die Schweiz im Welt-*

*krieg*, Studie, in *Heimatboden 1920*. – *Basels Entfestigung*, im *Basler Jahrbuch* 1923, S. 81. – *Der Grundbesitz des Klosters Lützel in Basel*, im *Basler Jahrbuch* 1925, S. 98. – *Büchlein über Basler Straßennamen*. – *Basel im neuen Bund*, in den Jahrgängen 1925, 1926 und 1928 des *Basler Neujahrsblattes*.

LITERATUR: *Basler Jahrbuch* 1939, S. 212. – *Schweizer Zeitgenossen-Lexikon*, Band I, S. 626, Band II, S. 842. – Nekrolog im *Zofinger Tagblatt*, Nr. 208 vom 6. September 1938.

Fritz Schoder 782

**Siegfried, Paul Albrecht**, \* 16. Februar 1880 in Zofingen, † 11. November 1953 daselbst. Industrieller, jüngster Sohn des Apothekers Samuel Benoni Siegfried und der Mathilde Gertrud geborene Schmitter. Nach Besuch der Gemeinde- und Bezirksschule in Zofingen Absolvierung des Gymnasiums der Kantonsschule in Aarau mit Maturitätsabschluß. Lehrzeit im väterlichen Geschäft, der Firma B. Siegfried, Fabrik chemisch-pharmazeutischer Präparate. Anschließend zur Weiterausbildung als Kaufmann in Paris und London tätig. Der erschütterte Gesundheitszustand seines Vaters zwang ihn schon 1903 in die Heimat zurückzukehren. 1905 Übernahme der kaufmännischen Leitung des im Jahre 1904 in die Aktiengesellschaft vorm. B. Siegfried umgewandelten väterlichen Geschäftes. Zusammen mit seinem ältern Bruder, Dr. Kurt Siegfried, der die technische Leitung der Firma innehatte, erfolgte ein systematischer Ausbau des sich stets vergrößernden und infolge seiner hochwertigen Präparate in Fachkreisen internationalen Ruf genießenden Unternehmens, dessen Personalbestand von 110 auf etwa 600 Personen anwuchs. Menschlichem Empfinden entsprechend wurde auch dem Ausbau sozialer Institutionen des Betriebes große Bedeutung beigemessen.

1934 Übernahme des Präsidiums der Firma Siegfried, in welcher er bis zu seinem Tode aktiv mitarbeitete. Seine im eigenen Geschäft und anlässlich vieler Auslandsreisen erworbenen Erfahrungen stellte er auch einem weiteren Wirtschafts-

kreise und der Öffentlichkeit zur Verfügung, so als Mitglied des Vorstandes des Aargauischen Arbeitgeberverbandes, der Aargauischen Handelskammer sowie als Verwaltungsratsmitglied verschiedener Unternehmungen. Während des Ersten Weltkrieges war er Vorsitzender des Untersyndikates SAD (Syndikat für die Einfuhr von Drogen und Apothekerwaren), 1919 bis 1925 Präsident des Handels- und Industrievereins Zofingen.

Albrecht Siegfried war ein sozial sehr aufgeschlossener, tatkräftiger und weit-sichtiger Industrieller, der sich in seinen Handlungen zeitlebens von ethischen Grundsätzen leiten ließ.

LITERATUR: ALBRECHT SIEGFRIED, *75 Jahre Siegfried*, Jubiläumsschrift der Siegfried AG, Zofingen 1948. – *Siegfried-Bote*, Hauszeitung der Siegfried AG, Zofingen, 6 (1953) Nr. 11.

Hans Siegfried 783

**Siegfried, Samuel Benoni**, \* 26. September 1848 in Niederwil (Rothrist), † 16. März 1905 in Zofingen. Gründer der Siegfried Aktiengesellschaft in Zofingen, zweiter Sohn des Pfarrers Samuel Albrecht Siegfried und der Sophie Susanna Marie, geborene Ringier. Der erste Unterricht erfolgte durch den Vater und durch Hauslehrerinnen. Anschließend Absolvierung der Bezirksschule Zofingen. Mit 15 Jahren Welschlandaufenthalt, dann Apothekerlehre in Basel und Bern, konditionierte in Schwarzenberg im Erzgebirge, in Dresden und Bremerhaven als Apothekergehilfe. Es folgte fachwissenschaftliche Ausbildung während 4 Semestern an der Universität Zürich. 1870 Studienabschluß mit dem aargauischen Staatsexamen als Apotheker. Pachtweise Übernahme der Ringierschen Apotheke in Zofingen, die im Besitze seines Großvaters mütterlicherseits, des bekannten und angesehenen Arztes Dr. Victor Abraham Ringier, war. Im Frühjahr 1873 Gründung der Firma Siegfried & Dürselen, Fabrik chemisch-pharmazeutischer Präparate, die 1875 infolge Ausscheidens des Teilhabers Dürselen in die Einzelfirma Siegfried übergeführt wurde.

Daneben betreute Benoni Siegfried die Ringiersche Apotheke weiter bis zum Jahre 1880. In hartnäckiger und anstrengender Arbeit wurde das Fabrikationsprogramm seiner Firma ausgebaut. 1904 Umwandlung der Einzelfirma in die Aktiengesellschaft vorm. B. Siegfried. Die Zahl der Beschäftigten stieg von anfänglich 12 Personen in dieser Zeit auf 110. Der Grundstock für eine Weiterentwicklung des Unternehmens war gelegt.

Neben seiner geschäftlichen Tätigkeit leistete Benoni Siegfried aber auch bedeutsame Mitarbeit in Fachkommissionen, so z. B. in der Eidgenössischen Pharmakopöe-Kommission.

Dem früh verstorbenen Gründer der Firma Siegfried folgten seine Söhne Kurt und Albrecht, der erstere als wissenschaftlicher und technischer, der letztere als kaufmännischer Leiter (siehe dort). Mit Energie und Weitsicht wurde das Unternehmen ausgebaut und erreichte – Rückschläge blieben ihm nicht erspart – den im In- und Ausland anerkannten Stand in der pharmazeutisch-chemischen Branche.

Das Unternehmen besitzt heute (Ende 1957) eine Belegschaft von etwa 650 Arbeitern und Angestellten. Eine eigene Forschungsabteilung mit einem Stab von tüchtigen Akademikern schafft die Grundlagen für neue pharmazeutische Spezialitäten. Daneben werden vornehmlich für den Export eine große Anzahl von organischen und anorganischen Arzneistoffen synthetisiert, den Arzneibüchern der verschiedensten Länder entsprechend. Einheimische Drogen und solche aus Übersee werden präpariert und extrahiert. Eine spezielle Abteilung befaßt sich mit der Herstellung von Schädlingsbekämpfungsmitteln, die in eigenen Obstbaumkulturen erprobt werden. Reagenzien und analysenreine Chemikalien werden insbesondere an Hochschulen und Industrielaboratorien geliefert, während Apotheken und Drogerien mit Arzneistoffen und Drogen versorgt werden. Der Vertrieb der vielseitigen Präparate – es sind deren mehrere Tausend – erfolgt im Ausland durch einen

eigenen Vertreterstab. Die Firma besitzt zudem eine Fabrikationsstätte in Säckingen (Deutschland) und ist maßgebend an einer Firma in den USA beteiligt.

LITERATUR: *75 Jahre Siegfried*, Jubiläumsschrift der Siegfried AG, Zofingen 1948. – *Schweizerische Wochenschrift für Chemie und Pharmacie* 43 (1905) 179.

Hans und Bert Siegfried 784

**Siegfried, Samuel Friedrich**, \* 7. Oktober 1809 in Zofingen, † 31. Oktober 1882 in Basel. Bürger von Zofingen; Fürsprecher, Regierungsrat, Zentralbahndirektor, Oberst im Generalstab. Nach dem Besuch der Schulen seiner Vaterstadt trat er in die Kantonsschule in Aarau, um nach abgelegter Reifeprüfung an den Universitäten von Bonn und Heidelberg Rechtswissenschaft zu studieren. Dem mit bestem Erfolg abgelegten Staatsexamen als aargauischer Fürsprecher folgte ein Studienaufenthalt in Paris, und dann eröffnete Siegfried in Zofingen ein Anwaltsbureau. Von Anfang an stand er auf der Seite des damals aufblühenden Liberalismus und fand bald Gelegenheit, für seine politische Überzeugung tatkräftig einzutreten, denn schon mit 25 Jahren erfolgte seine Wahl zum Mitglied des aargauischen Großen Rates. Siegfried gehörte diesem Kollegium von 1834 bis 1852 und wieder von 1856 bis 1869 an, das er auch in den Jahren 1839/40, 1857/58, 1864/65 und 1868/69 präsidierte. Ferner finden wir ihn im Jahre 1851 als Mitglied des aargauischen Verfassungsrates. Als Gesandter nahm er an den Tagsatzungen von 1839, 1841, 1844 und 1848 teil. In diese Zeit fällt seine Tätigkeit als Stadtammann von Zofingen (bis 1841) und seine Wahl in die aargauische Regierung (1841), welcher Siegfried bis 1854 angehörte; er hatte 1844/45, 1847/48 und 1852/53 die Würde des Landammanns inne. In den stürmischen Tagen des Jahres 1841 stand er unentwegt an der Seite von Augustin Keller und seiner Ratskollegen Waller und Wieland. Als Ständerat nahm er an der am 6. November 1848

erstmalig zusammentretenden Bundesversammlung in Bern teil; er wurde aber schon im Februar 1849 in den Nationalrat gewählt, dem er bis 1857 angehörte und den er 1856/57 präsidierte. Von 1854 bis 1856 war er Bezirksammann in Zofingen. Eine Zeitlang war Siegfried als Teilhaber des Seidenbandfabrikationsgeschäftes seiner Verwandten, der Firma Gebrüder Suter in Zofingen, tätig, doch sagte ihm diese Beschäftigung wenig zu. Seit der Gründung der Schweizerischen Zentralbahngesellschaft im Jahre 1852 gehörte er als Mitglied dem Verwaltungsrat dieser Gesellschaft an; er wurde Bahnhofinspektor in Olten und, nach Eröffnung der Linie Olten–Luzern (1856), Betriebsinspektor der Luzerner Linie. Die Wahl Siegfrieds zum Mitglied des Direktoriums der Schweizerischen Zentralbahn bedingte seine Übersiedlung nach Basel. Von 1869 bis 1879 bekleidete er den Posten des Zentralbahndirektors. Dann trat er in den wohlverdienten Ruhestand; im Verwaltungsrat dieser Bahngesellschaft verblieb er aber bis 1882. Große Verdienste hatte sich Siegfried auch erworben als langjähriger Präsident der Kulturgesellschaft des Bezirks Zofingen, als Vorsitzender der Reformierten Synode des Kantons Aargau und durch seine rastlose Tätigkeit im Schul- und Armenwesen seiner Vaterstadt. Von jeher schenkte er allen gemeinnützigen Bestrebungen seine volle Aufmerksamkeit.

Den Sonderbundskrieg machte Siegfried als Stabschef der Division Ziegler mit, und er gehörte zu den wenigen Offizieren, die General Dufour in seinem offiziellen Bericht über den Feldzug namentlich erwähnte.

LITERATUR: *Basler Jahrbuch* 1923, S. 193. – *HBL VI*, 361. – *150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen 1803–1953*, S. 178. – Nekrolog im *Zofinger Tagblatt*, Nrn. 261 und 263, vom 3. und 6. November 1882. – Sondernummer des *Zofinger Tagblattes*: 750 Jahre Stadt Zofingen (1951), 3. Blatt.

Fritz Schoder 785

**Siegfried, Walther**, \* 20. März 1858 in Zofingen, † 1. November 1947 in Garmisch-Partenkirchen. Auslandschweizer Dichter und freier Schriftsteller. Leben: Kindheit in der Heimatstadt Zofingen, wo seine Ahnen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts das Bürgerrecht besitzen. Sein Vater Samuel Friedrich Siegfried ist Oberst, Gemeindeammann, Landammann des Kantons Aargau und später erster Direktor der Zentralbahn. Unteres Gymnasium und kaufmännische Lehre in Basel (1869–1880), Kaufmann und Bankbeamter in Paris (1880–1882), Kunstgewerbler in St. Gallen (1882–1886), Ausbildung zur Schriftstellerei in München (1886–1890), freier Schriftsteller in Partenkirchen (1890–1906), im aargauischen Wildegg (1906–1913) und wieder in Partenkirchen (1913–1947). Mehrere Reisen nach Mittel- und Norddeutschland, Italien und Frankreich; regelmäßige Aufenthalte in der Schweiz. In München verkehrt Siegfried in der Künstlergesellschaft «Allotria» um die beiden Schweizer Maler Adolf Stäbli und Otto Frölicher. Zu seinem Bekanntenkreis gehören u. a. auch die Dichter Paul Heyse und Fritz Müller-Partenkirchen, die Maler Ernst Kreidolf und Franz Lenbach, der Bildhauer Otto Hildebrand, die Musiker Hermann Levi, Hans von Bülow und Richard Strauß, der Sänger Karl Scheidemantel, ferner Cosima Wagner und Hermine, die zweite Gemahlin des deutschen Exkaisers Wilhelm II. Die Ehe mit einer reichen Baslerin geht nach kurzer Zeit in die Brüche (1890 bis 1903). Von seinen beiden Töchtern Helene (1895–1918) und Margott (\*1897) stirbt die ältere als freiwillige Rotkreuzschwester im Schwerverwundetenlazarett an der Grippe. Die Schweizerische Schiller-Stiftung ehrt im Jahre 1924 ihren Landsmann mit dem ersten Preis. Die Markt-gemeinde Garmisch-Partenkirchen verleiht dem achtzigjährigen Auslandschweizer das Ehrenbürgerrecht.

Werke: Siegfried ist vor allem Erzähler. Neben einigen Jugendgedichten hat er u. a. zwei Romane, fünf Novellen, zahl-

reiche Kurzgeschichten, zwei Lebensstudien und eine dreibändige Selbstbiographie geschrieben. Im Künstlerroman *Tino Moralt* (1890) ringt ein hochgemuter Maler und Dichter um die vollendete Darstellung seiner inneren Gesichte und geht an diesem seelischen Kampfe zugrunde. Der Tagebuch- und Briefroman *Fermont* (1893) schildert die philosophische Auseinandersetzung und schließliche Versöhnung eines leidgeprüften, trotzigsten Menschen mit Gott und Welt. Die Novelle *Um der Heimat willen* (1898) birgt die erschütternde Tragik eines edlen Technikers, der eine geheime Jugendschuld mit dem Leben büßt. Der Doppelband *Gritli – Ein Wohltäter* (1904) enthält das stimmungs-volle Charakterbild einer schlichten Frau und dessen Gegenstück, nämlich die Tragikomödie eines Geizhalses, der aus Ehrgeiz zum Wohltäter wird und dabei auf die falsche Karte setzt. Das letzte Werk der ersten Schaffenszeit, die Novelle *Die Fremde* (1904), erzählt die froh anhebende, doch leidvoll endende Geschichte von der Leidenschaft eines Naturburschen zu einer selbstsüchtigen Frau. Die *Tag- und Nachtstücke* (1921), welche die zweite Schaffenszeit einleiten, umfassen 19 Kurzgeschichten, Stimmungsbilder, Anekdoten, Phantasien und Legenden. Die Künstler-novelle *Der berühmte Bruder* (1922), die letzte Dichtung, setzt sich vor allem mit zeitgenössischen Kunstfragen auseinander.

Von den schriftstellerischen Arbeiten zeichnen zwei das Porträt befreundeter Personen: *Adolf Stäbli als Persönlichkeit* (1902) und *Frau Cosima Wagner* (1930). Die Schilderung *Paris vor dem Weltkrieg* (1917) berichtet etwas einseitig von einem Besuch in der französischen Hauptstadt kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Das ergreifende Erinnerungsheft *Eine Schwester vom Roten Kreuz* (1922) sammelt Briefe und Aufzeichnungen der jungverstorbenen Tochter Helene. Das Sammelbändchen *Wanderschaft* (1922) enthält Sprüche über Leben und Kunst. Das letzte Werk schließlich, die großangelegte Selbstbiographie *Aus dem Bilderbuch eines Lebens*

(1926–1932), ist zugleich ein anschauliches Kulturbild aus der Zeit vor und nach der Jahrhundertwende.

Persönlichkeit: Siegfrieds menschliche und künstlerische Persönlichkeit ist vielschichtig und teilweise widerspruchsvoll: Er ist einerseits leidenschaftlicher Gefühls-mensch, andererseits zweifelnder Grübler; einerseits hochgemuter Idealist, andererseits enttäuschter Pessimist; einerseits nach Herkunft und Eigenart dem Bürgertum verhaftet, andererseits die freiere Welt des Künstlertums liebend; einerseits in Tat und Wort ein treuer Schweizer, andererseits ein kritischer Auslandschweizer, der sich in der Heimat als unverstandener «Tasso unter Demokraten» fühlt und deshalb ins kunstverständigere Ausland zieht. In weltanschaulicher Hinsicht macht Siegfried große Wandlungen durch: Der Jüngling wirft die tiefchristliche Überzeugung seines Elternhauses über Bord; der Mann begnügt sich mit einer rein diesseitigen Weltanschauung auf der Grundlage des Pantheismus und der Humanität im Sinne des verehrten Goethe, neigt aber gleichzeitig unter dem Einfluß Arthur Schopenhauers zum Pessimismus; erst der Greis findet den christlichen Vatergott-Glauben seiner Jugend wieder und stirbt nach einem schicksalreichen Leben versöhnt und friedlich.

Als Dichter steht Siegfried anfänglich unter dem Einfluß der französischen Naturalisten. Er möchte aber bereits in seinem Erstling Idealismus und Realismus, deutsche Innerlichkeit und französische Formkunst vereinen: «Ein wahres – wenngleich freies – Abbild der Wirklichkeit.» Er wählt seine Stoffe und Gestalten mit Vorliebe aus der eigenen Mit- und Umwelt. Seine dichterische Phantasie ist mehr nachschaffend als schöpferisch. Als einführender Augenmensch ist er vor allem anschaulicher Schilderer, weniger fesselnder Erzähler. Beschreibung und Seelenkunde stehen im Mittelpunkt, die Handlung tritt in den Hintergrund, so daß den Dichtungen mehr Stimmung als Spannung eigen ist. Alle Werke aber besitzen einen

menschlichen, erzieherischen Gehalt, der vielfach echt schweizerisch anmutet und mit zwei Worten angedeutet werden kann: Selbsttreue und Pflichterfüllung. Siegfried, der in seinen Dichtungen Wahrheit und Schönheit vereint, steht als Stilist ungefähr in der Mitte zwischen der Sachlichkeit des Naturalismus einerseits und dem Idealismus der Klassik und der Phantastik der Romantik andererseits. Er ist ein Vertreter eines vergeistigten, be-seelten Realismus auf der Grundlage edler Menschlichkeit.

W. Siegfried ist kein Riese im Reiche der Kunst; er ist ein Talent, kein Genie. Auch als Mensch macht er einen zerrissenen Eindruck: er schwankt unsicher zwischen Vernunft und Gefühl, zwischen Heimat und Fremde, zwischen Bürgertum und Künstlertum, zwischen Humanität und Christentum, ohne daß es ihm auf die Dauer gelingt, die Gegensätze in einer höheren Einheit auszugleichen. Dennoch ist es lehrreich und lohnend, sich mit ihm zu beschäftigen, nicht zuletzt deshalb, weil der Auslandschweizer die großen Kultur- und Kunstströmungen des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts im kleinen wiederholt. Er ist in mancher Hinsicht ein unverkennbares Kind seiner Zeit, ohne aber seine persönliche und schweizerische Eigenart zu verleugnen.

WERKE: *Tino Moralt*, Kampf und Ende eines Künstlers, Jena 1890, München <sup>6</sup>1921. – *Fermont*, Ein Roman, München 1893, <sup>6</sup>1922. – *Um der Heimat willen*, Novelle, Berlin 1898, München <sup>4</sup>1922. – *Adolf Stäbli als Persönlichkeit*, Zürich 1902. – *Gritli – Ein Wohltäter*, Novellen, Leipzig 1904 und München 1922. – *Die Fremde*, Novelle, Leipzig 1904, München <sup>3</sup>1922. – *Paris vor dem Weltkrieg*, Eine Schilderung, Leipzig 1917. – *Tag- und Nachtstücke*, München 1921. – *Der berühmte Bruder*, Novelle, München 1922. – *Wanderschaft*, Gesammelte Aufzeichnungen aus Leben und Kunst, München 1922. – *Eine Schwester vom Roten Kreuz*, München 1922. – *Frau Cosima Wagner*, Studie eines Lebens, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1930. – *Aus dem Bilderbuch eines Lebens*, 3 Bände, Zürich/Leipzig 1926/1929/1932. – Abdrucke in zahlreichen Zeitschriften.

LITERATUR: ALFRED HUBER, *Walther Siegfried – Leben, Werk, Persönlichkeit des Auslandschweizer Dichters*, Sarnen 1955 (168 Seiten mit einem Bildnis. Die Arbeit stützt sich auf alle erfaßbaren Quellen, u. a. auf die ausführlichen Tagebücher des Dichters, und enthält ein genaues Werk- und Literaturverzeichnis).

Alfred Huber 786

**Siegrist, Fritz**, von Rothrist, \* 27. Juli 1873 in Rothrist, † 26. September 1953 daselbst. Sägereibesitzer und Holzhändler. Nach Beendigung der Schulzeit in seiner Heimatgemeinde begab er sich nach Freiburg (Schweiz) in eine große Firma der Holzbranche in die Lehre. Der frühe Hinschied seines Vaters zwang den angehenden Berufsmann, das elterliche Geschäft (Sägerei und Holzhandel) auf der Rieshalden in Rothrist zu übernehmen. Dank seiner unermüdlichen Berufstätigkeit und äußerster Sparsamkeit brachte F. Siegrist das Geschäft zu schönster Blüte. Geschäftsreisen führten ihn öfters ins Ausland, wo er Holzkäufe tätigte und wo er sich auch wertvolle Geschäftserfahrungen sammelte. Sein Wort galt viel im Kreise der Holzindustrie, und als Vorstandsmitglied des Schweizerischen Holzhändlerverbandes hat er maßgebend in einem wichtigen Wirtschaftszweig unseres Landes mitgewirkt. – Aber auch seiner Heimatgemeinde hat er seine großen Erfahrungen während zwanzig Jahren (1922 bis 1941) als Gemeindeammann und während vieler Jahre als Präsident der Kommission für Gemeindebetriebe uneigennützig zur Verfügung gestellt. Unter seiner Führung sind zwei für Rothrist wichtige Werke (Kanalisation und Wasserversorgung) entstanden.

LITERATUR: Nekrolog im *Zofinger Tagblatt*, Nr. 227 vom 29. September 1953.

Fritz Schoder 787

**Siegrist, Hans**, von Elfingen, \* 24. Oktober 1881 in Elfingen, † 9. Dezember 1947 in Baden, Bezirkslehrer. Von den neun Kindern eines mit Geist und Gemüt

begabten Schuhmachers und Weinbauern im Bözberger Dorf Elfingen war Hans Siegrist das zweitjüngste. Nachdem er die Primarschule von Elfingen und die Bezirksschule von Frick besucht hatte, erwarb er das Lehrerpapent am Seminar Wettingen. Ein Jahr lang unterrichtete er an der Gesamtschule von Kindhausen, studierte hierauf an der Universität Dijon, um Sekundarlehrer zu werden, und widmete sich wiederum der Praxis an der Oberschule von Strengelbach und an der Sekundarschule von Vordemwald, wo er seine Lebensgefährtin, die Lehrerin Marie Läubli, kennenlernte. Mit Studien in Zürich, München und Basel verschaffte er sich das Bezirkslehrerpapent, führte während drei Jahren die Sekundarschule von Altnau am Bodensee und wurde im Jahre 1910 Bezirkslehrer in Baden. In konzentrischen Lebenskreisen: als Familienvater, dem zwei Töchter und ein Sohn geschenkt wurden, als Lehrer und als Unterrichtsmethodiker, brachte er seine Persönlichkeit und seine Anlagen zur Reife.

Hans Siegrist war ein Meister der wahrhaft bildenden, menschlich fördernden Wissensvermittlung. Als langjähriger Gemeindeschulinspektor und Experte der pädagogischen Rekrutenprüfungen, als Mitarbeiter der *Schweizerischen Lehrerzeitung* – 1933 als deren Redaktor, später als Mitglied und Präsident der Redaktionskommission –, in vielen Vorträgen und Kursen, besonders aber durch einige größere Veröffentlichungen ließ er seine Erfahrungen und Erkenntnisse den Berufsgenossen zunutze kommen. Seine zwei Aufsatzbücher und die in mancher Hinsicht neuartige Aufgabensammlung *Aus der Werkstatt der Sprache* weisen den Weg zu einem lebendigen muttersprachlichen Unterricht. Um den Französisch- und Italienischunterricht hat er sich als Vertreter der «direkten Methode» verdient gemacht. Von der Naturliebe Hans Siegrists, von seiner Gabe der sachlich genauen und zugleich beseelenden Schilderung von Pflanzen und Tieren zeugen die Aufsätze, die er zuerst in den *Schweizerischen Blät-*

tern für Handarbeit und Schulreform und dann als Buch unter dem Titel *Wanderung mit dem Jahr* veröffentlicht hat. Von seinen sonstigen schriftstellerischen Leistungen ist das Reisebuch *Quer durch Spanien* die bedeutendste. – Die geistige Kraftquelle dieses vorbildlichen Erziehers war der Christenglaube.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Freut euch des Lebens!* Festspiel für die Aargauische Gewerbeausstellung 1925 in Baden (gemeinsam mit ALBERT MAURER). – *Maria am Teich*, Erzählung, im *Luzerner Tagblatt* vom 15., 22., 29. April und 6. Mai 1926. – *Quer durch Spanien*, Aarau 1930. – *Zum Tor hinaus*, Ein Aufsatzbuch, Baden 1937. – *Frohe Fahrt*, Ein Aufsatzbuch, neue Folge, Frauenfeld 1939. – Beiträge in den *Brugger Neujahrsblättern* 1932, 1933, 1934, 1939, 1941. – *Aus der Werkstatt der Sprache*, Frauenfeld 1943. – *Wanderung mit dem Jahr*. Verlag des Schweizerischen Vereins für Handarbeit und Schulreform, 1945. – *Das Schulkind und seine Umweltbeziehungen und Schwerkziehbarkeit in der Pubertät als Problem der Schule*, Abhandlungen, enthalten im Sammelband *Praxis der Kinder- und Jugendpsychologie*, Bern 1951.

LITERATUR: *Badener Tagblatt*, 11. und 12. Dezember 1947, *Aargauer Volksblatt*, 11. Dezember 1947; *Freier Aargauer*, 12. Dezember 1947; *Fricktaler Bote*, 18. Dezember 1947; *Handarbeit und Schulreform* (Monatsschrift), Januar 1948; *Schweizerische Lehrerzeitung* vom 16. Januar 1948 und vom 27. Mai 1955 (Jubiläumsausgabe); *Badener Neujahrsblätter* 1949.

Robert Mächler 788

**Siegrist, Hans Emil**, \* 2. Dezember 1860 in Konstantinopel, † 26. Juli 1931 in Brugg. Arzt, Kantonsarzt, Politiker, Philanthrop; Schöpfer der Aargauischen Heilstätte Barmelweid. Sproß eines Bözberger Bauerngeschlechtes. Sein Vater wanderte nach Konstantinopel aus, wo er während des Krimkrieges zu Wohlstand kam; die Mutter war eine Belart von Brugg. Siegrist wuchs seit 1864 im neu erbauten väterlichen Gut «Sonnenberg» (heute General-Dufour-Haus) in Brugg auf. 1877 Gymnasium in Aarau; Kantonschülerturnverein. Medizinstudium in Genf, Zürich, Leipzig und Heidelberg.

1886 Staatsexamen. Assistent an der Medizinischen und Chirurgischen Klinik und am Kantonalen Frauenspital in Zürich. Dissertation über den Leberkrebs. Vorübergehend war er praktischer Arzt in Frick und eröffnete 1888 seine Praxis in Brugg.

Als Politiker hat Hans Siegrist der Öffentlichkeit in seiner Vaterstadt Brugg und darüber hinaus auf kantonalem und eidgenössischem Boden gedient. 1888 in Brugg als Gemeinderat gewählt, war er von 1897 bis 1917 Stadtammann. Unter seiner Anteilnahme und Führung wurden die entscheidenden Maßnahmen getroffen, welche die wirtschaftliche und kulturelle Blüte der Stadt Brugg einleiteten. 1890 erfolgte der Gemeindebeschluß über die Erstellung eines gemeindeeigenen Elektrizitätswerkes (1952 infolge Einstau durch das Kraftwerk Wildegg-Brugg stillgelegt), 1911 derjenige, ein Gaswerk zu erstellen. Als erste aargauische Stadt leitete Brugg 1896 den Bau von Abwasserkanalisationen ein. In die Amtszeit Siegrists fällt die Industrialisierung um die Jahrhundertwende, die entsprechende Bevölkerungszunahme, die Ansiedlung von Banken, der Ausbau des Straßennetzes und der Wasserversorgung, die Modernisierung des Feuerwesens; ferner der Bau der neuen Kaserne und die großzügige Förderung der Instruktionsmöglichkeiten durch die Gemeinde, wodurch Brugg zum modernen Geniewaffenplatz wurde; dann der Bau des Vindonissamuseums. Siegrist nahm weiter als Präsident oder Mitglied zahlreicher Kommissionen Einfluß auf die Entwicklung der Gemeinde, so hauptsächlich in Forstkommision und Schulpflege; er förderte die Mädchenbezirksschule, die Einführung des Handfertigkeitsunterrichtes und den Bau des Stapfer-Schulhauses. Im aargauischen Großen Rat war Siegrist (1889–1929) Mitglied der freisinnig-demokratischen Fraktion, 1902/03 Ratspräsident, 1913 bis 1917 Mitglied der Staatsrechnungskommission. Er entwickelte maßgebliche Ideen über die Kranken-

pflegepolitik im Aargau: zentrale Heilanstalt, dezentralisierte Pflegeanstalten; zusammen mit Heinrich Bircher und Frölich griff er entscheidend in die Organisation und Gestaltung der kantonalen Krankenanstalt in Aarau ein. Sein parlamentarisches und sanitätspolitisches Hauptwerk ist die Sanitätsgesetzgebung von 1919/20.

Als Mitglied des Nationalrates ist Siegrist 1911 bis 1918 hervorgetreten mit Voten zu sozialhygienischen Fragen, entscheidend zur Gestaltung des Zweckartikels im Bundesbeschluß betreffend die Errichtung eines Nationalparks, 1919 als Gegner des Eintrittes der Schweiz in den Völkerbund. Von 1915 bis 1929 war Siegrist Mitglied der Kreiseisenbahnräte V, beziehungsweise III.

Politisch stand Siegrist auf dem Boden des bürgerlichen Staatswesens und in den vordersten Reihen des Liberalismus, innerhalb der Freisinnigen Partei in Gegensatz zum radikalen nachmaligen Bundesrat Edm. Schultheß und zum «Jungfreisinn». Siegrist ist Schöpfer der modernen aargauischen Sanitätsgesetzgebung: des Gesetzes über das öffentliche Gesundheitswesen des Kantons Aargau vom 28. November 1919, der Großrats-Verordnung betreffend die Organisation und Aufgaben der Gesundheitsbehörden vom 8. November 1920, der kantonalen Verordnung vom 6. Dezember 1930 zum Bundesgesetz betreffend Maßnahmen gegen die Tuberkulose. Er war medizinischer Referent der aargauischen Sanitätsdirektion und seit Inkrafttreten des Sanitätsgesetzes Kantonsarzt 1920 bis 1931; er betreute 1891 bis 1928 als Mitglied der Spitalkommission und als ärztlicher Leiter entschädigungslos die Patienten des Urechschens Kinderspitals in Brugg. 1911 bis 1931 war Dr. Siegrist als Vizepräsident des Aufsichtsrates und des Vorstandes des Bezirksspitals Brugg dank seinem Organisationstalent und seiner fachmännischen Erfahrung als führender Kopf maßgeblich beteiligt an der Errichtung, Entwicklung und Betreuung dieser

Anstalt. Er setzte sich für den Bau des Tuberkulosepavillons der kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden ein, war Mitglied der Aufsichtskommission der kantonalen Krankenanstalt Aarau und langjähriger Präsident der Direktion der Meyerschen Erziehungsanstalt Effingen.

In der Armee leistete Siegrist als Sanitätsoffizier Dienst; um die Jahrhundertwende war er Brigadearzt der Infanteriebrigade XI, 1907 der Infanteriebrigade XIX, 1917, zum Oberstleutnant befördert, Vorsitzender der Territorial-U. C. IV.

Das eigentliche Lebenswerk Siegrists ist die 1912 eröffnete Aargauische Tuberkulose-Heilstätte Barmelweid. Ein im Jahre 1894 gehaltener Vortrag zeugt von seiner umfassenden Kenntnis über den Stand, die volkswirtschaftliche und soziale Bedeutung der Tuberkulose, über die Heilversuche und Methoden im In- und Ausland; er nennt die Lungenschwindsucht den fürchterlichsten und grausamsten Feind unseres Geschlechtes und ruft eindringlich auf, den Kampf für den Bau einer aargauischen Heilanstalt aufzunehmen. Er entwickelt alle wesentlichen Gesichtspunkte, namentlich auch in bezug auf den Standort, ob Alpen oder Jura. Zwanzig Jahre später wurden seine Ideen beim Bau und Betrieb des Sanatoriums auf der Barmelweid realisiert. Er war Präsident der vorbereitenden Sanatoriumskommission der Aargauischen Gemeinnützigen Gesellschaften, in der Folge – bis 1931 – des 1907 gegründeten Aargauischen Heilstättevereins und damit maßgeblich beteiligt an der Gestaltung der Heilstätte und ihrer ersten Erweiterung (1932).

Hans Siegrist war als Verwaltungsmann, als Volkshygieniker und Betreuer zahlreicher gemeinnütziger Unternehmungen ein klarer Rechner, der über hohe geistige und charakterliche Gaben verfügte; in seinem politischen Denken war er ein bezeichnender Vertreter der für jeden sachlichen Fortschritt aufgeschlossenen liberalen Führergeneration der aufbaufröhen Zeit zwischen der Bundesverfassung von 1874 und dem Ersten Weltkrieg.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Klinische Untersuchungen über Leberkrebs nach Beobachtungen auf der medizinischen Klinik in Zürich*, Diss. Brugg 1887. – *Über die Errichtung eines Sanatoriums für Lungenkranke im Kanton Aargau*, Vortrag, gehalten am 18. Oktober 1894 in Laufenburg an der Kantonalversammlung der Aargauischen Kulturgesellschaft, Brugg 1894. – *Wirtschaftliche Bestrebungen und Gründung des Elektrizitätswerkes in Brugg*, Vortrag vom 23. Januar 1918, Brugg 1918.

LITERATUR: Nekrologe in *Brugger Neujaahrsblätter* 42 (1932); *Aargauischer Heilstätteverein, Jahresbericht 1931*; der aargauischen Presse, insbesondere *Brugger Tagblatt*, Nr. 175 vom 31. Juli 1931, Nr. 176 vom 1. August 1931, Nr. 182 vom 8. August 1931. – *Berichte der Sanatoriumskommission an die Kantonalversammlungen der Aargauischen Gemeinnützigen Gesellschaften 1898, 1905, 1907, des Vorstandes an die Generalversammlungen des Aargauischen Heilstättevereins*, insbesondere 1909. – *Berichte über den Urechtschen Kinderhospital in Brugg*, insbesondere für das Jahr 1928. – Sondernummer des *Aargauer Tagblattes: Die Aargauische Heilstätte Barmelweid*, vom 18. Juni 1932. – KIELHOLZ: *Aus der Geschichte der Medizin im Aargau*, in *Argovia*, 61. Band, Aarau 1949. – Protokoll des Aargauischen Großen Rates. – *Stenographisches Bulletin des Nationalrates*, Protokoll der Kreis-eisenbahnräte V und III.

Hans Hemmeler 789

**Sigrist, Josef Johann Georg**, \* 3. Januar 1788 in Görz (Illyrien), † 13. Mai 1866 in Rohrdorf. Sigrists Vater war der aus Meggen LU gebürtige und in Luzern aufgewachsene Josef Sigrist. Er wurde Gymnasiallehrer in Florenz. Dort heiratete er eine Florentiner Lehrerin, Clara de Morandi. Hernach war er Gymnasiallehrer in Görz, schließlich Beamter am fürstbischöflichen Hof in Salzburg. Beide Eltern starben früh. Georg wurde mit zwei Geschwistern von seinem Onkel, Pfarrer Martin Sigrist in Kriens LU, erzogen. Nach der Matura am Lyzeum in Luzern wandte er sich nach Yverdon zu Pestalozzi (1808), dessen begeisterter Schüler er wurde. Nach der Lehrmethode Pestalozzis unterrichtete Sigrist 1811/1812 an einem Privatinstitut in Wien vor allem Mathe-

matik, folgte aber 1812 seinem Bruder Josef, dem spätern Dekan von Ruswil, nach Landshut, wo er bei Sailer Theologie studierte. Sailer schätzte ihn sehr und besuchte Sigrist noch 1824 in Horw. In Landshut wurde Sigrist mit dem Sailer-Kreis bekannt, mit Brentano und andern, vor allem mit Dr. Passavant, mit dem er bis 1845 korrespondierte. Im Herbst 1813 trat Sigrist ins Luzerner Priesterseminar ein und schloß sich sofort dem Luzerner Sailer-Kreis an. Am 5. März 1814 in Konstanz zum Priester geweiht, versah er das Vikariat beim Sailer-Schüler Pfarrer Brunner in Rothenburg LU. 1815 wurde Sigrist zum Pfarrer von Horw LU gewählt. Dank seines vorzüglichen Wirkens in Seelsorge und Schule hoben sich rasch Sitten, Erziehung und Bildung der etwas vernachlässigten Pfarrei. Durch seinen Vikar Jos. Tanner lernte er hier die Glaubensbewegung Niklaus Wolfs von Rippertschwand kennen und schätzen. 1825 erfolgte Sigrists Wahl zum Pfarrer von Wolhusen LU. Sein Pastoralerifer und sein wohltätiger Sinn sicherten ihm große Beliebtheit, auch bei den Vikaren, die er mit Geschick in die Seelsorge einführte. Seit 1836 präsidierte Sigrist die Schulkreis-kommission Wolhusen. Auf kantonalem Boden bemühte er sich um die Hebung des Schulwesens und des Lehrerstandes. In den Dienst der Jugend stellte er seine zahlreichen pädagogischen Schriften. Er bekämpfte die Trunksucht und überarbeitete 1837 mit Billigung des Verfassers Zschokkes *Branntweinpest*. Durch Einführung von Flechtschulen versuchte er Wolhusen Arbeit und Verdienst zu sichern. Als Dekan des Kapitels Sursee-Entlebuch (1828) gab er 1839 die Kapitelstatuten neu heraus, drang er auf die Reorganisation der Pastorkonferenzen und auf die Fortbildung des Klerus.

Am 22. Mai 1840 erfolgte Sigrists Wahl zum Stadtpfarrer von Luzern. Pflege eines würdigen Gottesdienstes, eifrige Seelsorge, vor allem bei den Kranken, gediegener Religionsunterricht, nicht zuletzt seine Milde und Wohltätigkeit, ver-

schafften ihm auch in Luzern Beliebtheit in allen Kreisen. Der eifrige Schulmann wurde Präsident der städtischen Schulpflege, seit dem 6. September 1842 gehörte er dem kantonalen Erziehungsrate an. Auch förderte er die Wiedereröffnung des Ursulinen-Instituts Mariahilf.

Die Jesuitenfrage verwickelte Sigrist in das politische Geschehen. In Wolhusen hatte bereits der rege Briefwechsel mit dem ihm befreundeten radikalen Luzerner Schultheißen Amrhyn eingesetzt. Sigrist zählte freilich zu den 95 Luzerner Geistlichen, die am 31. Juli 1835 die Badener Artikel verwarfen, sprach aber andererseits einer «Concordia Sacerdotii et Imperii» das Wort. Wie andere Sailer-Schüler glaubte Sigrist an die Möglichkeit der Reorganisation der Luzerner theologischen Lehranstalt mit landeseigenen kirchentreuen Kräften, um so die Jesuitenberufung zu vermeiden. Er sprach im Erziehungsrat gegen diese, befürwortete im Herbst 1843 die Petition für den Status quo der theologischen Lehranstalt und gab entgegen dem Willen des Bischofs dem Großratspräsidenten Mohr von dieser Petition Kenntnis. Der *Waldstätterbote* unternahm im Januar 1844 die Luzerner Jesuitengegner einer immer schärfer werdenden Kritik, die anfangs Februar zu persönlichen Beleidigungen von Propst Waldis und Sigrist führten. Die Luzerner Regierung beschlagnahmte daher am 9. Februar die Zeitung und verbot sie am 20. März, was weithin Aufsehen erregte. Liberale Kreise der Stadt Luzern benützten die Empörung der Bevölkerung zu einer etwas grotesken Genugtuungskundgebung für Stadtpfarrer Sigrist. Im Herbst bereitete ihm die geplante Übergabe der Pfarrfiliale zu Franziskanern an die Jesuiten schwere Sorgen. Während der sogenannten Vetozeit bekämpfte er auf der Kanzel die Jesuitenberufung, hielt andererseits mit den Kindern Friedensandachten. Unkluge Predigtworte veranlaßten schließlich Siegwart-Müller zu Vorstellungen in Solothurn (11. Oktober und 11. November). Bischof Salzmann konnte Sigrist die gewünschte

Satisfaktion nicht erteilen, so daß Sigrist kurz vor Weihnachten resignierte und sich am 8. Januar 1845 zum Chorherrn von Beromünster wählen ließ. Im Herbst suchte sich Sigrist ein neues Arbeitsfeld, diesmal in Nordamerika, wo er die 1831 nach Highland im Staate Illinois ausgewanderten Surseer und die übrigen deutschsprechenden Katholiken betreuen wollte. Umständlichen Vorbereitungen setzte die Wahl zum Stadtpfarrer von Aarau, 26. Januar 1846, ein Ende.

Der Seelsorge in Aarau widmete sich Sigrist mit gewohntem Eifer; die von ihm aufgezeichneten Grabreden verraten seine Anteilnahme am Schicksal auch der einfachsten Leute. Während seiner Amtszeit versuchten 1847 die Aarauer Katholiken sich als Kirchgemeinde zu organisieren. Sigrist erteilte an der Kantonsschule den Religionsunterricht, gehörte der Kantonsarmenkommission und der geistlichen Prüfungskommission an. Als Mitglied des katholischen Kirchenrates fiel ihm die schwierige Aufgabe zu, in der Angelegenheit der 1846 erschienenen *Religionslehre für die größere Jugend* (offizieller Diözesankatechismus) zwischen der Aargauer Regierung, welche ihr Plazet verweigerte, und dem Bischof, der vor allem extremen Forderungen in der Behandlung der gemischten Ehen nicht nachgeben konnte, zu vermitteln. Die Bemühungen Sigrists, der sich weitgehend für die Wünsche Augustin Kellers einsetzte, scheiterten. Dieser Mißerfolg und das Heimweh nach dem Kanton Luzern, wo inzwischen ein Sigrist gewogeneres Regiment ans Ruder gekommen war, erleichterten ihm die Übernahme des Amtes eines luzernischen Kantonschulinspektors. Die gleichzeitige Wiederwahl zum Chorherrn von Beromünster (1848) sollte ihm wohl das Einkommen sichern helfen. Sigrist gehörte zu den Initianten der Luzerner kantonalen Lehrerkonferenz. Da er trotz seiner 62 Jahre im ganzen Kanton pflichttreu und eifrig Schulbesuche machte, sah er sich schon auf Ende 1851 aus Gesundheitsrücksichten zum Rücktritt gezwungen.

Die Regierung ernannte ihn zum nicht-residierenden Domherrn des Standes Luzern, ein Amt, das er zeitlebens beibehielt – sein Name stand 1863 auf der Bischofswahlliste.

Sigrist gehörte zu den Mitbegründern der Pestalozzistiftung, war von Anfang an (1845) Mitglied des weitem Ausschusses, seit 1848 dessen Sekretär, seit 1852 Mitglied des engern Ausschusses, der sogenannten Direktion. Sigrist hatte versucht, der Pestalozzistiftung durch Geldsammlungen aufzuhelfen.

In Olsberg, wohin er 1852 als Direktor sich berufen ließ, waren die Zöglinge den zwei nach Konfessionen getrennten sogenannten Anstaltsfamilien zugeteilt. Jeder Familie standen ein Hausvater oder Hauseltern vor. Zwischen den Familien herrschte oft Streit. Sigrist gelang die Behebung dieser Anstände nicht. Auch kämpfte die Anstalt beständig mit finanziellen Schwierigkeiten. Gleichwohl harrete er noch aus, trat aber schließlich 1854 von seinem Direktorposten zurück.

1854 wurde Sigrist zum Pfarrer von Birmenstorf AG gewählt. Hier nahm er sich mit Eifer der großen Pfarrei an, zu der auch Gebenstorf und Turgi gehörten. In Turgi unternahm er 1858 Anstrengungen zu einem Kirchenbau. – Anlässlich der komplizierten Bischofswahlverhandlungen von 1854 verwahrte sich Sigrist zusammen mit Domdekan Vock gegen einen Mehrheitsbeschluß des Domkapitels, die Verhandlungen mit der Diözesankonferenz vorderhand nicht wieder aufzunehmen. In die Birmenstorfer Zeit fiel jedoch Sigrists Abkehr von seinen früheren kirchenpolitischen Ideen.

Zunehmendes Alter veranlaßte Sigrist zur Resignation auf Ende April 1860. Er zog sich nach Büttikon in der Pfarrei Villmergen zurück, wo er die Filialkapelle betreute. Auch hier blieb der Ruhelose nicht. Am Betttag 1863 trat er die Kaplanei Rohrdorf an, wo er noch zwei Jahre mit großem Eifer wirkte und am Ostermontag 1864 sein goldenes Priesterjubiläum feierte. Nach nicht sehr langem Lei-

den verschied er 1866, im Alter von 78 Jahren. Sigrist, ein eifriger und frommer Priester, von milder Gesinnung – sein Lehrer Sailer war ihm Vorbild –, suchte in der Kirchenpolitik zu vermitteln. Durch seine Stellungnahme in der Jesuitenfrage geriet er zusehends in die Einflußsphäre Amrhyns, Augustin Kellers und anderer, denen er sein Vertrauen schenkte. Von diesem Kurs wandte er sich erst in hohem Alter ab. Sigrist machte sich besonders verdient um das Schulwesen, vor allem um das luzernische.

QUELLEN: a) Ungedruckte: Etwa 200 Briefe SIGRRISTS in Luzern, Zentralbibliothek und Staatsarchiv (Familienarchiv Amrhyn); Beromünster, Stiftsarchiv; Solothurn, Bischöfliches Archiv; Aarau, Staatsarchiv. Akten vor allem im Staatsarchiv Aarau. – b) Gedruckte: *Schweizer. Kirchenzeitung, Staatszeitung der katholischen Schweiz, Der Waldstätter-Bote, Der Eidgenosse* von Luzern. – H. SCHIEL, *Johann Michael Sailer, Leben und Briefe*, 2 Bände, 1848/1852. – SIGRISTS Schriften (auch die Predigten) sind weitgehend verzeichnet bei R. REINHARD, *Geschichte der Pfarrei Horw*, in *Heimathskunde für den Kanton Luzern VI*, (1883), S. 69–71.

LITERATUR: C. SIEGWARD-MÜLLER, *Der Kampf zwischen Recht und Gewalt*, 1864. – PH. A. SEGESSER, *Erinnerungen*, 1890. – Derselbe, *45 Jahre im Luzerner Staatsdienst*, 1887. – F. STROBEL, *Die Jesuiten und die Schweiz im 18. Jahrhundert*, 1954. – N. SCHÜRCH, Nekrolog in der *Schweizerischen Kirchenzeitung 1866*. – [KASPAR] KÜTTEL, *Georg Sigrist*, in *Geschichte der Schweiz. Volksschule*, herausgegeben von O. HUNZIKER, Band 2, Zürich 1881, S. 166–79. – N. ZIMMERMANN, *Heimatkunde von Wolhusen*, 1929, S. 190–206. – A. HÄBERLE, *Ein Luzerner Domherr als Pfarrer von Birmenstorf. Georg Sigrist 1854–1860*, in «*Erbe und Auftrag*», Beilage zum *Aargauer Volksblatt* vom 13. Juli 1957. – G. BONER, in *Bauschrift zur Einweihung der neuen katholischen Kirche in Aarau*, 1940, S. 33–5. Alfred Häberle 790

**Simmen, Traugott**, \* 5. Mai 1864 in Schinznach-Dorf, † 4. Juni 1939 in Brugg, Kaufmann und Möbelfabrikant. Er stammt aus einer kinderreichen Lehrer- und Landwirtefamilie und verlor schon

mit Beginn seiner Schulpflicht den Vater. Nach Durchlauf der Gemeinde- und Bezirksschule absolvierte er eine kaufmännische Lehre bei Verwandten in Brugg; anschließend erlernte er als Angestellter in verschiedenen Unternehmungen der welschen Schweiz die französische Sprache. Im Jahre 1886 erwarb er das Geschäft seines Lehrmeisters und erweiterte es von der Merceriebranche auf den Möbelhandel. 1893 ließ er das heutige Stammhaus bauen und verlieh dadurch dem bescheidenen Handelsgeschäft eine bemerkenswerte Ausdehnung. 1912 begann er in einem neuerstellten Werkstattbau mit der eigenen Möbelfabrikation, deren Entwicklung in den Jahren 1918 bis 1927 weitere An- und Umbauten erforderte. 1927 wurde die erste Verkaufsfiliale in Lausanne eröffnet, welcher im Jahre 1930 diejenige in Zürich folgte.

Traugott Simmen betätigte sich auch am Auf- und Ausbau der früheren Spar- und Leihkasse Brugg, der heutigen Aargauischen Hypothekenbank. 1902 wurde er in deren Vorstand gewählt und amtierte als Vizepräsident des Verwaltungsrates von 1915 bis zu seinem Tode.

Der Buchdruckerei Effingerhof AG Brugg lieh Traugott Simmen seit 1902 seine Arbeitskraft als Mitglied des Verwaltungsrates, den er als Nachfolger von Bundesrat Schultheß seit 1912 präsidierte.

Zu Beginn des Jahrhunderts betätigte sich Traugott Simmen auch in der lokalen Politik. Von 1897 bis 1901 als Gemeinderat, von 1906 bis 1913 als Mitglied des aargauischen Großen Rats.

Nach dem Ersten Weltkrieg half er den Verband der Industriellen von Brugg und Umgebung gründen, und auf seine Initiative hin entstand die Paritätische Arbeitslosenversicherungskasse von Brugg. – Als Mitgründer des Männerchors «Froh-sinn» Brugg, dessen Mitglied er bis an sein Lebensende war, bekundete Traugott Simmen sein reges Interesse am gesellschaftlichen und kulturellen Leben im Städtchen Brugg.

Was Traugott Simmen als Mensch seiner Scholle und dank seiner Aufgeschlossenheit im besonderen auszeichnete, sind seine unermüdliche Arbeitskraft, das Wohlwollen gegenüber jedermann und seine Bescheidenheit.

NEKROLOGE: *Traugott Simmen-Häny, Brugg*, von Bd. (L. BADER), im *Brugger Tagblatt* vom 5. und 7. Juni 1939. – *Traugott Simmen-Häny, 1864–1935*, von -LL-, in *Brugger Neujahrsblätter 1940*.

Hans Simmen 791

**Spiegelberg, Eduard**, \* 29. April 1894 in Aarburg, † 2. November 1952 in Wettlingen. Lehrer und Lokalhistoriker, Sohn eines Gewerbetreibenden, mit dem er nach dem Besuch von Gemeinde- und Bezirksschule Aarburg 1910 nach Wettlingen übersiedelte, wo er das Lehrerseminar besuchte. Nach Erwerbung des Lehrerpattes Wahl an die Gemeindeschule Wettlingen, an der er bis zu seinem Tode wirkte. Neben der beruflichen Tätigkeit als Lehrer und Organist an der reformierten Kirche widmete sich Spiegelberg in umfassender Weise der Erforschung der Geschichte des Dorfes und des Klosters Wettlingen, wozu er besonders in den Klosterakten des Staatsarchivs eine unerschöpfliche Fundgrube fand. Eine große Zahl von Artikeln über Einzelfragen erschien im *Badener Tagblatt*, im *Aargauer Volksblatt*, auch etwa in der *Neuen Zürcher Zeitung* und in den *Badener Neujahrsblättern*. Spiegelbergs Verdienst liegt in der systematischen Sammlung der im Auszug und vielfach *in extenso* von ihm kopierten Quellen, mit denen er eine gute Dokumentation für die Personen- und Familiengeschichte, für das bäuerliche Leben und Gewerbe der Vergangenheit und den Einzug der Industrie im 19. Jahrhundert zu geben hoffte. Zur abschließenden Verarbeitung seines meist den Quellennachweis nicht enthaltenden Materials und zu einer Gesamtdarstellung der Geschichte Wettlingens ist Spiegelberg nicht mehr gekommen. Nach seinem Tode hat die Gemeinde Wettlingen die Sammlung erworben und in ihr Archiv übergeführt.

NACHRUFE: *Zofinger Tagblatt* und *Badener Tagblatt* vom 4. und 6. November, *Aargauer Schulblatt* vom 21. November 1952.

Otto Mittler 792

**Sprecher, Carl**, \* 3. Mai 1868 in Aesch BL, † 3. Februar 1938 in Zürich. Bürger von Aesch BL und Aarau; verheiratet mit Elise, geborene Siegrist aus Aarau. Ingenieur und Industrieller. Entsteht einer ursprünglich in Davos und Chur beheimateten Familie, deren einer Zweig seit 1540 im Baselland ansässig ist. Sein Vater, Bauer und Seidenbandweber (Heimindustrie), war mit Louise Stöcklin, einer Müllerstochter, verheiratet. Der Ehe entsprossen vierzehn Kinder.

Lehrgang: Dorfschule, Lehre als Mechaniker, Besuch des Technikums Winterthur mit Diplomabschluß. Berufliche Entwicklung: Mechaniker und Techniker bei der Maschinenfabrik Oerlikon, von 1896 bis 1900 Betriebsleiter des Elektrizitätswerkes der Stadt Aarau. Unter seiner Leitung Erstellung der Dampfanlage, Umbau der Schaltanlage, Senkung des Tarifs und Ausbau des Installationsgeschäftes.

1900 übernimmt Carl Sprecher mit dem Kaufmann Hans Fretz die Fabrik elektrischer Apparate Orion AG in Aarburg, um seine Erfindung, den «Hörnerschalter», zu fabrizieren. Die Firma, nun unter dem Namen Sprecher & Fretz, stellt außerdem Sicherungen und Nieder- und Hochspannungsapparate her. Sie wird noch im gleichen Jahre nach Aarau verlegt. 1902 findet Sprecher in Ingenieur Heinrich Schuh einen gleichgesinnten tüchtigen Mitarbeiter. Das Unternehmen wird nach dem Austritt von Hans Fretz im Jahre 1903 unter der Firma Sprecher & Schuh weitergeführt. 1908 erfolgt die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft, die sich zu einer führenden Spezialfabrik für die Herstellung von Schaltgeräten für Hoch- und Niederspannung und Schaltanlagen entwickelt. In diese Zeit fällt der Beginn der Freundschaft Carl Sprechers mit dem nachmaligen Ständerat Dr. Gottfried Keller.

Neben dem Inlandmarkt trachtet Sprecher auch den Export zu fördern und kann bald Erfolge in Frankreich und Österreich verzeichnen. Sein Weitblick führt 1909 zur Gründung einer Filiale in Delle (Territoire de Belfort), aus der in der Folge die der Compagnie Générale d'Electricité in Paris nahestehenden Ateliers de Constructions Electriques de Delle mit Sitz in Villeurbanne-Lyon entstehen, heute eines der bedeutendsten Unternehmen Frankreichs im Apparatebau. Ferner veranlaßt er 1911 die Übernahme einer in Haidenschaft (ehemaliges österreichisches Küstenland) nach Sprecher-&Schuh-Lizenzen arbeitenden Fabrikationsgesellschaft, die ihren Sitz bald nach Linz an der Donau verlegt und bis heute in engster Verbindung mit dem Aarauer Hauptgeschäft den österreichischen Markt beliefert.

Ein schweres Leiden zwingt Sprecher, im Jahre 1914 die direkte Leitung der Sprecher & Schuh AG niederzulegen. Er bleibt bis im Jahre 1934 als Delegierter des Verwaltungsrates in fruchtbarem Kontakt mit der Direktion, oft mit Rat und Tat eingreifend, wenn es das Wohl und Gedeihen des Unternehmens erfordert. Bis zu seinem Tod im Jahre 1938 gehört er dem Verwaltungsrat an.

1916 übernimmt Sprecher die Frickersche Kartonfabrik in Hirschthal, wo er vornehmlich Kunstleder herstellt. Hauptsächliches Absatzgebiet ist Italien, und als dieses Land 1926 plötzlich einen prohibitiven Einfuhrzoll erhebt, verlegt er die Fabrikation kurz entschlossen nach Colico in Oberitalien.

Carl Sprecher, ein Mann eigener Kraft, war durch drei hervorstechende Eigenschaften ausgezeichnet: durch eine ganz ungewöhnliche Beobachtungsgabe, verbunden mit folgerichtigem Denken und einem guten und gesunden Urteil; durch eine besondere Begabung für das Mathematische und Technische, namentlich auch für die Konstruktion, verbunden mit einem feinen und sicheren Gefühl für das praktisch Brauchbare und verwertbar Neue; endlich durch eine weit über den

Durchschnitt hinausgehende Willenskraft, verbunden mit Unternehmungslust und dem Drang zur Verwirklichung von Gedanken, zur praktischen Realisierung von Ideen und Projekten. Als aufgeschlossene und dem Leben positiv zugewandte Natur vermittelten ihm seine vielen Reisen in Europa und im 66. Altersjahr eine mehrwöchige Überseereise nach Amerika anregende Erlebnisse und selbständige Ansichten über Land und Leute, besonders über ihre Kultur, Wirtschaft und Politik. Sohn eines Bauern, blieb er zeitlebens der Scholle verbunden. Entspannung von der strengen Berufsarbeit brachte ihm die Aufsicht über zwei ihm gehörende landwirtschaftliche Güter. Erholung fand er auch auf der mit Lust und Liebe betriebenen Jagd in seinem Revier. Mit einem wachen Interesse für alle Seiten und Äußerungen des menschlichen Lebens verband sich eine starke Liebe zur Natur. Sie und der sorgsam gehegte Familien- und Freundeskreis halfen ihm, geduldig das Leiden zu tragen, das viele Jahre auf ihm lastete.

LITERATUR: W. WYSSLING, *Die Entwicklung der Schweiz. Elektrizitätswerke und ihrer Bestandteile*, S. 445. – Nekrolog in *Aargauer Tagblatt* vom 10. Februar 1938 und in *Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins 1938*, S. 102. – *Biographisches Lexikon*, (Schweizerische Industriebibliothek), Band 2, S. 422.

Claire Kockel-Sprecher 793

**Stäbli, Adolf**, Kunstmaler, \* 30. Mai 1842 in Winterthur, † am 21. September 1901 in München; Sohn des Kupferstechers und Zeichenlehrers Diethelm Stäbli. Mit 16 Jahren begann Adolf Stäbli seine künstlerische Lehrzeit, zuerst unter Leitung seines Vaters. 1859 aber trat er in das Atelier des Tiermalers Rudolf Koller von Zürich ein, der ihn zu genauem Naturstudium anleitete und ihm eine gute Maltechnik vermittelte. Es folgte ein Studienaufenthalt in Karlsruhe bei Professor Schirmer, der aber nur ein halbes Jahr dauerte, bis zum Tode Schirmers. Innere Förderung brachte ihm die dauernde

Freundschaft mit Hans Thoma. – Ein Winterthurer Mäzen, Imhof-Hotze, sandte den jungen Maler nach Dresden und Mailand zum Kopieren nach Gemälden alter Meister, was Stäbli gar nicht lag; und später ermöglichte ihm der gleiche Mäzen einen Studienaufenthalt in Paris, wo der junge Künstler zwar bestimmende Eindrücke von der französischen Landschaftsmalerei der Schule von Barbizon (Corot, Daubigny, Théodore Rousseau, Millet) empfing, aber noch nichts Selbständiges schuf. – 1867 arbeitete Stäbli im Aargau, da sein Vater nach der Heimatstadt Brugg zurückgekehrt war. Nun wurde der Aargauische Kunstverein auf den jungen Maler aufmerksam und wußte die Regierung zu bestimmen, Stäbli einen Auftrag zu geben: er sollte in München eine größere Landschaft für die aargauische Kunstsammlung malen. Das brachte die Wendung in Stäblis Leben. München wurde ihm bald zur zweiten Heimat, und nach sechs Jahren schwerster Entbehrungen fand er endlich auch öffentliche Anerkennung mit einer großen Landschaftskomposition aus der Gegend des Klosters Fahr. In die Schweiz kehrte Stäbli nur noch für kürzere Aufenthalte zurück. – 1891 erstand die Stadt München eine große Birkenlandschaft von ihm, 1897 an der internationalen Ausstellung erhielt er die kleine goldene Medaille, 1898 verlieh ihm der Prinzregent den Professorentitel, und ganz kurz vor seinem Tode wurde Stäbli auch die große goldene Medaille zugesprochen – die höchste Ehrenbezeugung der Kunststadt. Ankäufe von Kompositionen Stäblis durch die Neue Pinakothek.

Siehe *Lebensbilder*, S. 454–64.

Erwin Haller 794

**Stäbli, Diethelm Rudolf**, \* 2. Dezember 1812 in Brugg, † 22. Dezember 1868 in Winterthur. Kupferstecher, Lithograph und Zeichenlehrer, Vater des Malers Adolf Stäbli und Sohn des bekannten Brugger Arztes Friedrich Adolf Stäbli. Er durchlief die Schulen in Brugg und sollte wie der Bruder seiner Mutter Pfarrer werden.

Das entsprach aber nicht seiner Neigung, die ihn zur Kunst zog. Nachdem die Eltern schließlich eingewilligt, begab er sich mit achtzehn Jahren nach München. Dort studierte er unter Julius Thaeter nach der Antike und wurde dann Schüler seines Landsmannes, des Kupferstechers Amsler. Er stach mit Vorliebe nach Schwind. Nach neunjährigem Aufenthalt in München wurde er als Zeichenlehrer an die höhern Stadtschulen von Winterthur berufen, wo er bald eine bedeutende Rolle im künstlerischen Leben spielte. Zu seinen Schülern zählten außer seinem Sohne Adolf die später bekannten Maler Carl Rieter, H. Reinhart und Konrad Grob. Neben der Schule war Diethelm Stäbli immer noch als Kupferstecher und Lithograph tätig, besonders als Porträtist damals bekannter Persönlichkeiten; auch reproduzierte er Bilder zeitgenössischer Maler, wie z. B. *Zwinglis Tod* von Weckesser und *Der Dauphin nach der Schlacht bei St. Jakob* von Carl Rieter. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch die Gründung des Kunstvereins Winterthur.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon* (ALFRED ERNST). Erwin Haller 795

**Stäbli, Ferdinand Adolf**, von Brugg, \* 15. März 1772, † 7. Januar 1835, Sohn des Johann Jakob Stäbli, Pfarrers in Rein, und der Elisabeth geborene Hemmann, angesehenen Arzt in seiner Vaterstadt, Spitalarzt (Direktor) der Krankenanstalt Königsfelden, eidgenössischer Oberfeldarzt. Zu Beginn des Jahrhunderts betreibt er ärztliche Praxis und Apotheke in Brugg. 1810 bis 1821 wirkt Stäbli zuerst als Interims-, bald als Spitalarzt in der kantonalen Krankenanstalt, woselbst er seit 1811 in der «Hofmeisterei» wohnt. Hier gilt seine wehmütige Liebe den Geisteskranken, denen er mit viel Geschick und für jene Zeit bemerkenswertem Verständnis entgegenkommt. Psychiker im Sinne Heinroths, führt er die Arbeitstherapie hundert Jahre vor ihrer offiziellen «Er-

findung» ein. Neben dem Arbeitssaal gründet er ein Badhaus. Hingegen mißlingt ihm, das Verbot des Alkoholausschanks im Areal durchzusetzen. Er operiert mit Psychotherapie, Elektrizität, Magnetismus usw. Selbstverständlich widmet er sich im übrigen der Medizin in ihrer Gesamtheit. Von seinen «Wärtern» verlangt er Menschenliebe, Milde, Festigkeit und Pünktlichkeit. Stäbli zeichnet als Leiter regelmäßig abgehaltener Hebammenkurse.

Nachdem seine der Zeit vorausgehenden Reorganisationsbestrebungen behördlicherseits nur mangelhafte Unterstützung fanden und er sich durch interne Rivalitäten behindert fühlen mußte, demissionierte Stäbli. Seitdem praktizierte er wieder im Haus zur «Krone» an der Hauptstraße in Brugg. 1824 behandelte «der geschätzte Bezirksarzt Stäbli» den deutschen Romantiker und Aarauer Kantonschulprofessor A. A. L. Follen, dessentwegen regelrechte diplomatische Verwicklungen zwischen dem Königreich Preußen und unserem jungen Kanton entstanden; 1827 operierte er mit weniger Glück den greisen Pestalozzi.

Als 1832 F. B. J. Lutz, gleichfalls ein Pfarrerssohn, von der Leitung des eidgenössischen Militärsanitätswesens zurücktrat, wurde Stäbli, bis dahin Divisionsoberchirurg (damals Major), auf Empfehlung von Oberkriegskommissär Schinz als ein «Arzt von ausgezeichneten und anerkannten medizinischen und chirurgischen Kenntnissen und Erfahrungen» durch die Tagsatzung für eine vierjährige Amtsdauer zum Oberfeldarzt (damals im Range eines Oberstleutnants) gewählt. Als solcher war er der Vorsteher des gesamten Sanitäts- und Medizinalwesens der eidgenössischen Armee. Seine Tätigkeit fiel in die Zeit der militärischen Besetzung der Kantone Basel und Schwyz, 1832 bis 1834. Sein Schlußbericht vom 9. Oktober 1833 enthält Kritik und Anregung im großen, wie er sie als Spitalarzt schon im kleinen zu machen gelernt hatte. Ein plötzlicher Schlaganfall endete die

Laufbahn des knapp Dreiundsechzigjährigen allzu früh.

Sein Sohn Diethelm Rudolf Stäbli, den die Eltern gemäß beidseitiger Familientradition zum Geistlichen ausersehen hatten, wurde ein bekannter Zeichner, Kupferstecher und Gründer des Kunstvereins Winterthur, der Enkel Adolf Stäbli einer der hervorragendsten Maler unseres Landes.

Stäbli, der keine wissenschaftlichen Werke hinterlassen hat, war eine äußerst gescheite, warmherzige und empfindliche Persönlichkeit, dabei nichts weniger als ein Diplomat. Ein erfahrener, beliebter und allseitig interessierter Arzt und Chirurg, imponiert er nicht zuletzt als Vorläufer moderner Psychiatrie. Er sorgte unter schwierigen Bedingungen für Menschlichkeit in einer noch in den Kinderschuhen steckenden kantonalen Krankenanstalt und leistete Pionierarbeit in der Personalausbildung. Später bewies er gleiches organisatorisches Talent an höchster Stelle des eidgenössischen Militärsanitätswesens. Schließlich ehren wir in ihm den Stammvater einer bekannten Künstlerfamilie.

LITERATUR: L. FRÖLICH, *Allerlei vom alten Spital und der Irrenanstalt Königsfelden*, im 18. Jahresbericht des aargauischen Hilfsvereins für arme Geisteskranke, 1917. – A. KIELHOLZ, *Die aargauische Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden*, Festschrift, 1933. – H. G. BRESSLER, *Königsfelden vor 150 Jahren*, Jubiläumsgruß aus Königsfelden, Nr. 28, 1953. – MAX WINZENRIED, *Das Militärsanitätswesen in der Schweiz von der Meditation bis zum Sonderbundskrieg*, Berner Diss., 1954.

Hans G. Breßler 796

**Staffelbach, Ignaz**, von Sursee, \* 1. Juli 1795 in Sursee, † 11. Juni 1887 in Beromünster, katholischer Geistlicher und Lokalhistoriker. Sproß eines alten Surseer Geschlechtes, das neben hervorragenden Goldschmieden manche Geistliche aufzuweisen hat, wächst Ignaz Staffelbach in der geselligen und musischen Atmosphäre dieses Luzerner Landstädtchens auf und empfängt nach absolviertem Theologiestudium 1818 in Freiburg im Üchtland

mit Altersdispens die Priesterweihe. Erst Kaplan, Latein- und Musiklehrer in Sursee (1818–1823), Kaplan und Sekundarlehrer in Hitzkirch (1823–1829), wird er 1829 Pfarrer (Leutpriester) in seiner Heimatstadt. Nicht ohne eigenes Verschulden muß er 1842 auf Sursee resignieren, worauf ihm vom Katholischen Kirchenrat des Aargaus 1844 die Hilfspriesterstelle in Büttikon und 1845 bis 1847 interimistisch die Pastoration an der katholischen Kirche in Aarau und der katholische Religionsunterricht an der dortigen Kantonsschule übertragen wird. 1847 wird er Kaplan in Rohrdorf und macht als Feldprediger den Krieg gegen die Sonderbundskantone mit. 1849 vom Stadtrat Baden als der Kollaturbehörde mit der Pfarrei Fislisbach betraut, wirkt er hier, bis ihm die Luzerner Regierung 1864 in Anerkennung seiner früher dem Heimatkanton geleisteten Dienste ein Kanonikat an der Stiftskirche Beromünster einräumt. Hier entsteht, Zeugnis der Verbundenheit mit seiner aargauischen Pfarrgemeinde, die Dorf- und Pfarreigeschichte von Fislisbach. Auf einem allerdings beschränkten Quellenmaterial beruhend, ist diese Ortsgeschichte, die erstmals die bewegte örtliche Reformationsgeschichte der Vergessenheit entreißt, eine für ihre Zeit anerkennenswerte Leistung. Seine Publikationen sind die Erzeugnisse eines gebildeten, bis in höchste Tage hinein geistig regsamen Dilettanten.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Waffenrüstung des Schweizers*, Rede, gehalten im Thuner Lager, Luzern 1825. – *Fislisbach, Dorf- und Pfarrgemeinde im Aargau*, Luzern 1875 (S. 190 ff. autobiographische Notizen). – *Festgedicht* auf die am 4. September 1878 in Beromünster stattgehabte Versammlung des fünförtigen historischen Vereins. – *Reiseskizzen beim Übergang des 18. Jahrhunderts ins 19., zur Heimatkunde des Kantons Luzern in Bezug auf Sursee*, Luzern 1882.

LITERATUR: G. STAFFELBACH und F. RITTMAYER, *Hans Peter Staffelbach*, Luzern 1936 (Stammtafel S. 70 f.). – E. KOLLER, *Chronik Fislisbach*, 1949, S. 25 ff.

Ernst Koller 797

**Stalder, Viktor Xaver**, \* 1. Dezember 1868 in Sarmenstorf, † 26. August 1936 daselbst, Gerichtspräsident und Regierungsrat. Sohn des gleichnamigen Bauern und Bäckers und der Gertrud Elmiger von Reiden, mit elf Jahren Vollwaise, kam Stalder 1882 an die Stiftsschule Einsiedeln, die er krankheitshalber schon 1885 verließ, um daheim die väterliche Liegenschaft zu übernehmen. Das Vertrauen des Volkes wählte den erst 21jährigen ins Bezirksgericht Bremgarten, in dem er 1898 Vizepräsident wurde. Von 1907 bis 1914 präsierte er das Gericht in bemerkenswerter, nach Ausgleich und Versöhnung strebender Weise. Seiner Heimatgemeinde half er mit Rat und Tat bei der Anlage der Wasserversorgung, bei der Trockenlegung des Bürgerlandes und bei der Planung und dem Bau der Wohlen-Meisterschwanden-Bahn. Besonderen Dank erwarb sich Stalder als Präsident der Kommission für die Trockenlegung und Melioration des Sumpfgebietes, mit der der landwirtschaftliche Ertrag der Gemeinde bedeutend gesteigert werden konnte. Von 1901 bis 1914 vertrat Stalder den Kreis Sarmenstorf im Großen Rat, den er 1913/14 präsierte. Kurz vor dem Ausbruch des Weltkriegs wurde er als Nachfolger von Peter Conrad in den Regierungsrat gewählt. Diesem gehörte er 21 Jahre lang an und hatte fünfmal, 1917/18, 1921/22, 1926/27, 1930/31 und 1934/35 die Würde des Landammanns inne. Zuerst amtierte er als Direktor des Innern, welches Ressort während der Kriegsjahre, zumal bei längerer Dienstabwesenheit von Kollegen, in der Arbeitsbeschaffung wie in der Lebensmittelversorgung außerordentlich große zusätzliche Arbeit brachte. Später wechselte er in die Justiz- und Polizeidirektion hinüber, deren Aufgabenkreis ihm besonders zusagte. Von zwölf seiner Gesetzesentwürfe sind deren zehn von der Legislative angenommen worden. Selbst Vater einer zahlreichen Familie, war Stalder ein populärer, schollentreuer Magistrat, der den Pulsschlag des Volkes zu fühlen verstand und darum dessen Aner-

kennung bei den Wiederwahlen und Abstimmungen erleben durfte. Altersbeschwerden nötigten ihn 1935 zum Rücktritt. Die große Anteilnahme beim Hinschied und bei der Beerdigung zeugten von der allgemeinen Achtung, die der Staatsmann genossen hatte.

NEKROLOGE: *Aargauer Volksblatt* vom 28. und 31. August 1936. – *Wohler Anzeiger* vom 28. August und 2. September 1936. – Vgl. P.M. BAUR, *Geschichte von Sarmenstorf*, Einsiedeln 1942. – *150 Jahre Aargau im Lichte der Zahlen*, S. 179 (mit unrichtigem Geburtsdatum).

Martin Baur 798

**Stammler, Jakobus**, \* 2. Juni 1840 in Bremgarten, † 13. April 1925 in Solothurn, Bischof von Basel und Lugano. Nach dem Besuch der Schulen von Bremgarten und des Gymnasiums Einsiedeln Theologiestudium in Mainz, Löwen und Solothurn. 1863 zum Priester geweiht. 1864 bis 1876 Pfarrer in Oberrüti AG. Kirchenbau, Schulinspektor im Bezirk Muri. 1876 bis 1906 Pfarrer in Bern. Bau der neuen Dreifaltigkeitskirche. 1906 im Einverständnis mit den Diözesanständen zum Bischof gewählt. Seine Wappendevisen «In fide et lenitate» weist hin auf sein gegliedertes Bestreben, mit den Staatsbehörden gute Beziehungen zu unterhalten und den religiösen Frieden zu wahren. Eine Frucht dieses Wirkens war 1920 die Wiederaufnahme der Beziehungen des Standes Bern zum Bistum. Als Bischof verfaßte er einen Diözesankatechismus, förderte den Kirchengesang durch sein Diözesangesangbuch und legte besonderes Gewicht auf die Ausbildung des Klerus.

Seine Mußezeit verwendete er auf historische Arbeiten, meist kunstgeschichtlicher Natur. Am wichtigsten war darunter 1903 die Jubiläumsgabe der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau *Die Pflege der Kunst im Kanton Aargau*.

Zahlreiche kirchliche und wissenschaftliche Ehrungen krönten das Lebenswerk des Bischofs und Historikers.

Siehe *Lebensbilder*, S. 340–4.

Eugen Bürgisser 799

**Stapfer, Albert**, Schriftsteller, \* 26. Januar 1802, † 1. Mai 1892. Der ehemalige helvetische Minister Philipp Albert Stapfer (s. d.) von Brugg, der die Mediations- und Restaurationsepochen teils in Paris, teils auf dem Schloßgut seiner Schwiegermutter in Talcy verbrachte, hatte zwei hochbegabte Söhne, Charles-Louis (s. d.) und Frédéric-Albert-Alexandre. Familiäre und politische Rücksichten hatten verhindert, daß die Söhne Stapfers «im Lande ihrer Vorfahren akklimatisiert» und geschult wurden, wie ihr Vater es gewünscht hätte. So nahm Stapfer ihren Elementarunterricht nach den Methoden Pestalozzis und Campes selbst an die Hand und verschaffte ihnen von 1807 bis 1810 in der Person des jungen Historikers und nachmaligen Ministers François Guizot einen vortrefflichen Hauslehrer, auf dessen Entwicklung er selber einen entscheidenden Einfluß hatte. Nach dem Weggang Guizots besuchte Albert Stapfer das Lyzeum Bourbon in Paris und erhielt Unterricht durch die Spiritualisten Victor Cousin und Théodore Jouffroy. In der Folge zog er die Stellung eines freien Schriftstellers der akademischen Laufbahn vor.

Albert Stapfer gehörte zu jener jungen geistigen Elite Frankreichs, die der Restaurationsepoche ihren Glanz gab und die Julirevolution von 1830 vorbereitete. Zu seinen Freunden, mit denen er auch eine lebhaft Korrespondenz unterhielt, zählten Delacroix, Stendhal, Mérimée, Ampère, Delécluse, Sautélet und andere. Besonders fühlte er sich von dem Kreis junger Literaten angezogen, die sich um die Pariser Zeitschrift *Globe* scharten, die von 1824 bis 1830 das Organ der romantischen Schule war und sich für die außerfranzösische Literatur einsetzte. Wie Mérimée sich für die spanischen Dichter begeisterte, so Stapfer für die in Frankreich noch kaum bekannten Werke Goethes und der deutschen Romantiker. Er war der erste, der den Franzosen die Bekanntschaft der Dramen Goethes vermittelte, indem er, erst 20jährig, den *Goetz von Berlichingen* und anschließend den *Egmont* und den

ersten Teil des *Faust* übersetzte, letzteren fünf Jahre vor Gérard de Nerval. Diese Arbeiten veröffentlichte Stapfer mit Übersetzungen seiner Mitarbeiter Cavagnac und Margueré in einer vierbändigen französischen Ausgabe der Werke Goethes, die er mit einer biographisch-literarischen Studie über den Dichter einleitete (Paris 1821–1823). Die Faustübersetzung gab Stapfer außerdem mit 17 prachtvollen Lithographien von Eugène Delacroix separat heraus (Paris 1828); sie erlebte eine Neuauflage mit Bildern von J.-P. Laurens, gestochen von Champollion, und einem Vorwort von Paul Stapfer (s. d.), dem Neffen des Übersetzers (Paris 1885).

In der französischen Literaturgeschichte werden Albert Stapfers Goethe-Übersetzungen als literarische «Meisterstücke» bewertet, als ein Beitrag zur geistigen Revolution und Erneuerung des französischen Schrifttums. Goethe wußte schon Ende 1821 von diesen Arbeiten und zeigte sich beglückt über das Wohlwollen des Auslandes, das, frei von Vorurteilen, «nicht einem wertlosen Mann unvernünftigen Beifall zollt». Die Übersetzung des *Faust* bezeichnete er als «höchst gelungen» und ließ Albert Stapfer durch den Präsidenten Weyland seine goldene Porträtmedaille überreichen (1826); überdies beauftragte er den Kanzler Friedrich von Müller, dem Verleger Motte die große und Stapfer die kleine goldene weimarische Verdienstmedaille zu verschaffen (1828). Es muß allerdings auffallen, daß Goethe sich weit mehr mit dem Vorwort Albert Stapfers, den Bildern von Delacroix und der Rezension von J. J. Ampère im *Globe* als mit dem Text «des treuen Übersetzers Stapfer» beschäftigte. Den «wilden und geistreichen» Bildern von Delacroix, dem Vorwort und der Rezension widmete Goethe längere Abhandlungen in *Kunst und Altertum*, und über Delacroix unterhielt er sich ausführlich mit Eckermann (29. November 1826).

Mit Goethe ist Albert Stapfer persönlich nie zusammengetroffen. Eckermann berichtet über einen Besuch J. J. Am-

pères und seines Freundes Stapfer in Weimar (1827), über deren Jugend sich Goethe wunderte; nach einer Notiz in Goethes Tagebuch (3. Mai 1827) war dieser Stapfer jedoch «aus Bern, ein Verwandter des Übersetzers». Es kann sich nur um Karl Ludwigs und Alberts Vetter Johann Friedrich Stapfer (1800–1840), den nachmaligen «Ersten Ratsschreiber und Mitglied des souveränen Rats der Republik Bern» handeln. Hingegen stand Albert Stapfer mit Goethe in brieflicher Beziehung. Es haben sich fünf noch unveröffentlichte Briefe von Stapfer an Goethe aus den Jahren 1821 bis 1828 erhalten, die sich auf die Übersetzungen, vor allem des *Faust*, beziehen. In den ersten Briefen bat Stapfer um Goethes ungeschminktes Urteil, um ein Verzeichnis der größten Fehler, um ein Wort der Ermunterung und Nachsicht für seine Jugend, doch beeilte sich der Olympier keineswegs, die Briefe Stapfers zu beantworten, was diesen begreiflicherweise nicht wenig beunruhigte (1823). Von den beiden bekannten Briefen Goethes an Stapfer ist derjenige vom 4. April 1827 eine Antwort auf dessen Frage, ob der *Faust* eine Erweiterung erfahren habe, die für die neue illustrierte Ausgabe zu berücksichtigen sei, was Goethe mit dem Hinweis verneint, daß ein mit «Helena» überschriebenes Zwischenspiel zum noch nicht vollendeten zweiten Teil des *Faust* gehöre und daher die Stapfersche Übersetzung des ersten Teils nicht berühre, der «in sich rein abgeschlossen» sei.

Das weitere Schicksal Albert Stapfers ist merkwürdig und entspricht nicht den Hoffnungen, die man in seine geistigen Fähigkeiten und sein literarisches Talent setzte. Als Goethe-Übersetzer zu frühem Ruhm gelangt, zog er sich in der Vollkraft seines Lebens aus der Literatur zurück, um sich mit der Politik zu beschäftigen. Er war einer der 44 Schriftsteller, die die Protestation Thiers gegen die «Ordonanzen» von Louis-Philippe unterzeichneten und damit die Julirevolution in Frankreich auslösten. Von 1830 bis 1835 war er

Mitredaktor an der von seinem Freund Armand Carrel gegründeten liberalen Zeitung *National*, verbarg sich dann in der Einsamkeit des ererbten Schloßgutes in Talcy, wo er sich fortan der Erziehung seiner vier Kinder (zwei Söhne und zwei Töchter) und der Pflege der Freundschaft widmete. Ohne Neid und Ehrgeiz verfolgte er die künstlerische und schriftstellerische Entwicklung seiner Jugendfreunde, die er uneigennützig mit dem Reichtum seines Geistes und seinem kritischen Urteil förderte. Vielleicht war es Selbstunterschätzung und Mangel an Originalität und Durchschlagskraft, die ihn die Rolle übernehmen ließ, «Publikum seiner Freunde zu spielen», in der er sich bis an sein Lebensende gefiel. Wie sein Vater nannte er sich gerne scherzhaft «Graphophobe», das heißt «Feind des Schreibens».

Albert Stapfer war mit einer Cousine, Clary Vincens, verheiratet. Seine Nachkommen pflegten auf Schloß Talcy das Andenken des Großvaters und des Vaters, deren Bibliotheken und Handschriftensammlungen sie bereicherten und der gelehrten Welt großzügig zur Verfügung stellten. Sein Sohn Léon Stapfer (\* 1844) wurde Pfarrer und pastorisierte die evangelischen Gemeinden von Le Mans, Laval, Saumur und Blois. Im Jahre 1931 wurden die Schloßbibliothek und das Archiv von Talcy versteigert; es ist bedauerlich, daß der Kanton Aargau den wertvollen Brief- und Handschriftennachlaß Philipp Albert Stapfers damals nicht erworben hat.

WERKE: GOETHE, *Oeuvres dramatiques*, traduites de l'allemand par STAPFER, CAVAGNAC, etc., précédées d'une notice biographique et littéraire sur GOETHE, par ALBERT STAPFER, Paris 1825, 4 volumes. – GOETHE, *Faust*. Tragédie de M. DE GOETHE, traduite en français par M. ALBERT STAPFER, ornée d'un portrait de l'auteur, et de dix-sept dessins, composés d'après les principales scènes de l'ouvrage, et exécutés sur pierre par M. EUGÈNE DELACROIX, Paris 1828). – GOETHE, *Faust*. Traduction d'ALBERT STAPFER, avec une préface par P[AUL] STAP-

FER, dessins de J.-P. LAURENS, gravés par CHAMPOLLION, Jouaust, Paris, 1885.

QUELLEN: RUDOLF LUGINBÜHL, *Phil. Alb. Stapfer*, Basel 1902, S. 435, 518 und Nachträge, S. 9. – HENRY DARTIGUE, *Paul Stapfer*, (Paris 1918, S. 11–2. – G. VAPERAU, *Dictionnaire universel des contemporains*, Paris 1893, S. 1464. – GOETHE, *œuvres dramatiques de Goethe*, in *Kunst und Altertum* 3 (1826) S. 131–45 (Jubiläums-Ausgabe, Band 38, S. 23 ff., 292 ff.). *Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe* par ALBERT STAPFER, in *Kunst und Altertum* 3 (1826) S. 171–6 (Jubiläums-Ausgabe, Band 38, S. 38 ff., 293 ff.), *Faust*, traduite par ALBERT STAPFER, in *Kunst und Altertum VI* 2 (1828) S. 387–91 (Jubiläums-Ausgabe, Band 38, S. 164 ff., 314 ff.) *Gespräche mit Eckermann*, Insel-Ausgabe, 1923, S. 229 ff. *Briefe von Goethe an Albert Stapfer*, Sophien-Ausgabe, Band 41, S. 125 und Band 42, S. 118 ff. *Goethes Briefe*, Sophien-Ausgabe, Band 36, S. 60, 117; Band 37, S. 21; Band 41, S. 28 ff., 43, 103, 114; Band 42, S. 25 und 111; Band 44, S. 274, 278; Band 50, S. 237, 336. – Briefe ALBERT STAPFERS an GOETHE, in der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätte der klassischen Deutschen Literatur in Weimar, Photokopien im Aargauischen Staatsarchiv. – FERNAND BALDENSPERGER, *Goethe en France*, Paris 1904, S. 154 ff., 296 ff. – TH. ZIESING, *Le Globe de 1824–30, considéré dans ses rapports avec l'école romantique et les littératures étrangères*, Genf 1880. – AUG. FILON, *Mérimée*, 1894, mit umfangreichen Auszügen aus der Korrespondenz STAPFER-MÉRIMÉE. – PAUL STAPFER, *Etudes sur la littérature française*, S. 323 ff. – H. KÜHNER, *Der Staatsmann und die Prima-donna*. Acht unveröffentlichte Briefe ALBERT STAPFERS an GIUDITTA PASTA, in *Neue Schweizer Rundschau*, Dezember 1954, Heft 8. Der Herausgeber verwechselt den jungen Albert Stapfer mit dessen alterndem Vater, dem er die schwärmerischen Briefe an die Sängerin zutraut. Berichtigung, veranlaßt durch FELIX TAPPOLET, Zürich, ebenda, Februar 1955. Diese Verwechslung ist auch sonst noch häufig, so im *Larousse du XXe siècle*, Paris 1928–1953, wo die GOETHE-Übersetzungen PHILIPP ALBERT STAPFER zugeschrieben werden, sowie in der Sophien-Ausgabe von GOETHES Werken, Band 50, S. 237, mit Berichtigung S. 336. – GEORGES ANDRIEUX, *Livres et Archives du Château de Talcy*. Vente des Collections Stapfer dans l'Etude de M. EDOUARD GIRARD, 16. November 1931, Paris 1931, S. XII, XIII.

Nold Halder 800

**Stapfer, Charles-Louis**, Ingenieur, \* 1799, † 1880. Charles-Louis Stapfer, geboren in Paris, war der älteste Sohn von Minister Philipp Albert Stapfer. Er erhielt die gleiche Erziehung und Schulung durch seinen Vater wie sein jüngerer Bruder Albert (s. d.). Er wurde Schüler des Polytechnikums von Paris, bestand die Examen als Ingenieur und machte im Staatsdienst als Brücken- und Straßenbaufachmann eine glänzende Karriere. Er verheiratete sich mit der geistvollen Marie Monod (1809–1885), Tochter des Genfer Theologen Jean Monod (1765–1836), protestantischer Pfarrer in Kopenhagen, später Präsident des reformierten Konsistoriums in Paris und intimer Freund Philipp Albert Stapfers. In der Öffentlichkeit trat Charles-Louis Stapfer nicht hervor. Von seinen sieben Kindern spielten jedoch seine Söhne Paul und Edmond eine bedeutende Rolle als Wissenschaftler und als Exponenten des französischen Protestantismus, gleichsam in den Fußstapfen ihres Großvaters, der mit seinen Freunden Maine de Biran, Auguste de Staël, S. Vincent und Jean Monod zu den Häuptern der französischen Hugenotten während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zählte. Mit dem Aargau pflegte Charles-Louis Stapfer keine Beziehungen, jedoch mit seinem Vetter Johann Friedrich Stapfer in Bern; er fühlte sich durchaus als Franzose, obwohl Charles Maurras die Familien Stapfer und Monod wiederholt und ungerechtfertigt als «wurzellose Franzosen» bezeichnete, deren Söhne (Paul und Edmond Stapfer und die vier Theologen Frédéric, Guillaume, Adolphe und Horace Monod) nach seiner Ansicht die schweizerische Abstammung nicht verleugnen können und daher jeglichen «esprit français» in ihren Publikationen vermissen lassen; man vergleiche jedoch die Artikel über Paul und Edmond Stapfer.

QUELLEN: Die biographischen Angaben über CHARLES-LOUIS STAPFER sind spärlich. In den französischen Lexika ist er nicht enthalten und wird in der Stapfer-Literatur jeweils nur kurz im Zusammenhang mit seinem

Vater oder seinen Söhnen erwähnt (s. d.). – CHARLES MAURRAS, *Quand les Français ne s'aiment pas; La politique religieuse* und andere.

Nold Halder 801

**Stapfer, Edmond**, Professor der Theologie, \* 1844, † 13. Dezember 1908. Edmond Stapfer war der dritte Sohn von Charles-Louis Stapfer (s. d.). Er ist in Paris geboren, besuchte das Lyceum Bonaparte, studierte Theologie an der protestantischen Fakultät von Montauban, war Schüler von J. T. Beck in Tübingen und Aug. Tholuck in Halle und beendigte seine Studien 1876 an der neugegründeten protestantischen Fakultät von Paris mit einer Dissertation über die religiösen Ideen in Palästina zur Zeit von Jesus Christus. Nach einem kurzen Vikariat bei Eugène Bersier wurde er Pfarrer der evangelischen Gemeinde von Passy und gleichzeitig Religionslehrer am Lyceum Janson und außerordentlicher Professor für Theologie an der Universität Paris (1877). Nach Veröffentlichung zahlreicher wissenschaftlicher Werke wurde ihm die ordentliche Professur für die Auslegung des Neuen Testaments übertragen. Im Jahre 1902 erfolgte seine Ernennung zum Dekan der Fakultät als Nachfolger von L.-A. Sabatier. Bis zu seinem Tode versah Edmond Stapfer dieses Amt, dem er neben der praktischen kirchlichen Tätigkeit als bedeutender Kanzelredner und warmherziger Seelsorger, seine große Arbeitskraft, seine organisatorische Begabung und seine bedeutende Gelehrsamkeit widmete. In seinem bescheidenen, friedfertigen und zurückhaltenden Wesen läßt sich unschwer die kultivierte, humanitäre und leicht ironische Geistigkeit seines Großvaters Philipp Albert Stapfer erkennen, von dem er auch die tiefchristliche und tolerante Gesinnung und die philosophische Gedankenklarheit ererbt hatte. Seine Werke sind in einem eleganten, wendigen und harmonischen Stil geschrieben; als eifriger Anhänger der puritanischen Sprachschule bemühte er sich stets um

ein klares, einfaches, korrektes Französisch, das seiner «Musterübersetzung» des Neuen Testaments zugute kam, die seinen Namen für immer in der französischsprachigen protestantischen Nachwelt vor der Vergessenheit bewahren wird. In der Bibelgesellschaft von Paris und in zahlreichen Kommissionen und Vereinigungen spielte Edmond Stapfer eine einflußreiche Rolle. Er erlag 64jährig den Folgen eines Schlaganfalls.

WERKE: *Jésus de Nazareth et le développement de sa pensée sur lui-même*, Paris 1872. – *Lettres sur la confession de foi*, in *Revue Chrétienne*, Paris 1872. – *Les idées religieuses en Palestine à l'époque de Jésus-Christ*, Paris 1876; 1878. – *La Palestine au temps de Jésus Christ*, Paris 1884. – *Le Nouveau Testament*, Paris 1889 und zahlreiche Neuauflagen. – *Jésus-Christ, sa personne, son autorité, son œuvre* (3 volumes), Paris 1896–1898. – *Recueil de Sermons*. Etwa 40 Aufsätze über theologische Fragen und Probleme in der *Revue Chrétienne*, Paris 1872 ff. – *Le château de Talcy*, Paris o. J.

QUELLEN: JOHN VIÉNOT, *Edmond Stapfer in memoriam*, in *Revue Chrétienne*, IV. Serie, T. 1, S. 16–22, Paris 1909. – HENRY DARTIGUE, *Paul Stapfer*, Paris 1918, S. 12. – GEORGES ANDRIEU, *Livres et Archives du Château de Talcy*, S. XIII ff., Paris 1931. – G. VAPERAU, *Dictionnaire Universel des Contemporains*, Paris 1893. – *Larousse du XX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1928–1953. – AGRIPPA D'AUBIGNÉ, *Le printemps*. Poème: *Dans le parc de Talcy ...*

Nold Halder 802

**Stapfer, Paul**, Literaturprofessor und Publizist, \* 14. Mai 1840, † 7. Januar 1917. Paul Stapfer ist in Paris als ältester Sohn von Charles-Louis Stapfer (s. d.) geboren. Er wuchs in der protestantisch-orthodoxen Tradition des Elternhauses auf, in welchem das geistige Erbe des Großvaters Philipp-Albert Stapfer hochgehalten wurde, und war als fünfzehnjähriger tief beeindruckt von den Predigten und Lehren seines Onkels mütterlicherseits, des großen Kanzelredners und Theologen Adolphe Monod. Er besuchte, wie sein Bruder Edmond, das Lyceum Bonaparte in Paris, wurde Hauslehrer in der Familie

des spätern englischen Unterrichtsministers Waddington und hierauf Erzieher der Enkel des Ministers François Guizot, der seinerzeit Privatlehrer von Paul Stapfers Vater und Onkel war. In den Jahren 1866 bis 1869 wirkte er als Professor der französischen Sprache am englischen Elisabethen-Gymnasium in Guernsey. Hier war er ein häufiger Gast des von ihm verehrten Victor Hugo, der in freiwilliger Verbannung auf der Felseninsel lebte und über den er später ein wohldokumentiertes und ungeschminktes Erinnerungsbuch schrieb (*Victor Hugo à Guernsey*, Paris 1905). Im Jahre 1870 erwarb sich Paul Stapfer mit einer lateinisch geschriebenen Arbeit über die literarischen Ideen von Francis Bacon das Lizentiat der Ecole Saint-Barbe und im gleichen Jahre das Doktorat der Sorbonne mit einer Dissertation über Leben und Werke von Laurence Sterne (Paris 1870, 1882), nachdem er schon vorher mit einem wenig geglückten Werk über Molière versucht hatte, in der französischen Literatur Fuß zu fassen (*Petite comédie de la critique littéraire de Molière selon les trois écoles philosophiques*, Paris 1866). Nach Abschluß der Studien lebte er zunächst als freier Schriftsteller und Professor in Paris und war unter anderem auch eifriger Mitarbeiter der *Bibliothèque Universelle* von Lausanne und der *Semaine littéraire* von Genf, was fälschlich die Meinung aufkommen ließ, daß Paul Stapfer auch als Dozent der Universität Genf gewirkt habe. Im Jahre 1876 wurde er als Professor für fremde Literaturen an die Universität Grenoble berufen und 1881 mit dem ihm mehr zusagenden Lehrstuhl für französische Literatur betraut. Nach seiner Verheiratung mit Alice Levallée ließ er sich aus familiären Rücksichten an die Universität Bordeaux versetzen (1883), der er bis zu seinem Tode, halb freiwillig, halb unfreiwillig, die Treue hielt. Im Jahre 1890 wurde er zum Dekan der Universität ernannt, jedoch acht Jahre später wegen seinem mutigen Eingreifen in den Kampf um die Revision des Dreyfus-

Prozesses vorübergehend suspendiert, trat aber kurz nach seiner Rehabilitierung (1899) aus Gesundheitsrücksichten vom Dekanat zurück, um sich fortan nur noch dem Lehramt und der Wissenschaft zu widmen.

Das bevorzugte Wissensgebiet Paul Stapfers war die literarische Kritik, zu der er sich, als Schüler des Hegelianers Vacherot, durch die Vorträge Hegels über Ästhetik und die Gespräche Goethes mit Eckermann hingezogen fühlte. Als Zeitgenosse der Generation eines Brunnetière, Faguet, Zola, Sabatier und Bourget, die durch die Lehren von Taine und Renan geformt waren, untersuchte er mit scharfem Verstand, wissenschaftlicher Genauigkeit und kritischem, weitherzig-freieitlichem Geist die Werke der Nachromantiker Hugo, Musset und Lamartine, aber auch der Goethe, Shakespeare, Montaigne und Rabelais, denen er durch sein unkonventionelles, unabhängiges und unparteiisches Urteil neue und originelle Züge abzugewinnen wußte (siehe Werke<sup>1</sup>). Eine besondere Liebe hatte er für Satire, Ironie, Tragikomik und Skurrilität, die sich zum Teil auf seinen Stil übertrug und ihn mit seinen überraschenden, paradoxen, sprunghaften und ausschweifenden Formulierungen zu einem Meister der humoristischen Darstellungskunst werden ließ. Daher liebte er auch, trotz strenger grammatikalischer Korrektheit und Respekt vor der Reinheit der Sprache, dialektische Formen (Barbarismen), die er als Bereicherung des Französischen empfand und den sprachlichen Neuschöpfungen (Neologismen) vorzog. In seinen *Récréations grammaticales et littéraires* (Paris 1909) setzte er sich, wie sein Bruder Edmond, für einen farbigen, heitern, natürlichen und lebendigen Stil ein, den er selber meisterlich zu handhaben verstand.

Unter dem Einfluß von Montaigne, Sabatier, Ménégoz und Roberty entwickelte sich Paul Stapfer in religiösen Fragen zum Skeptiker, ohne seinen Zweifeln die ererbte und anerzogene Jugendfrömmigkeit zu opfern. Sein Skeptizismus

ließ die Grundlagen christlicher Moral und Tradition unberührt; er war ein liberaler Protestant und «rationaler Mystiker», der den innern Kampf zwischen Glauben und Wissen schließlich zugunsten des «lebendigen Vaters im Himmel» entschied. Die moralische Krise, die Frankreich infolge der Dreyfus-Prozesse durchmachte, beschleunigte die Lösung der religiösen Krise im Leben Paul Stapfers durch die geläuterte Rückkehr zu den festen Glaubensgrundsätzen seines Großvaters Philipp-Albert. Seine religiösen Werke, die er nicht als Theologe, sondern als christlicher Moralist und Psychologe schrieb, sind zahlreich (siehe Werke<sup>2</sup>). Die bedeutendsten sind *La grande prédication chrétienne en France; Bossuet, Adolphe Monod* (Paris 1898), preisgekrönt von der französischen Akademie, und das philosophisch-religiöse Testament *Ce qui est vrai toujours...* (Paris 1916).

Paul Stapfer wurde trotz seiner monumentalen publizistischen Leistung von den Zeitgenossen nicht in seiner vollen Bedeutung erkannt, was zum Teil seinem protestantischen Bekenntnis, seinem aristokratisch-zurückhaltenden Charakter, seinem unabhängig-originellen Geist und seiner Themenwahl zuzuschreiben ist. Als echter Stapfer liebte er die Zurückgezogenheit der stillen Studierstube, haßte die laute Betriebsamkeit, die ehrgeizige Ruhmsucht und den Autoritätswahn. Den literarischen Salons und gelehrten Koterien hielt er sich fern und stieß dadurch die Pariser «Königsmacher» vor den Kopf. Wohl wurde auch sein zweibändiges Werk *Shakespeare et l'antiquité* (Paris 1879/1880) von der Akademie ausgezeichnet, aber den Autor der *Causeries parisiennes: Artistes juges et parties* (1879), der geistvollen *Réputations littéraires* (2 volumes, 1894, 1901) und der Werke über Montaigne, Rabelais und Hugo überließ man der Provinz und seinem heimlichen Wunschtraum, sein Lebenswerk durch die Aufnahme in die Akademie belohnt zu sehen. Man wußte eben mit Paul Stapfers verwirrender Vielsei-

tigkeit wenig anzufangen, da er sich keiner Schule und keinem engern Fachgebiet einreihen ließ; es ist nur ein Zeichen der Verlegenheit, wenn er von den Zeitgenossen etikettiert wurde als Publizist, Essayist, Kritiker, Polemiker, Philosoph, Moralist, Humanist, Historiker, Ästhetiker, Linguist, Literat und Theologe, was er im Grunde alles in einem war. Er wußte um die Gefahr dieser geistigen Zersplitterung und beklagte sich oft in seinen autobiographischen Schriften (s. Werke<sup>3</sup>), daß er über vieles zu wenig und über wenig zu viel nachgedacht und geschrieben habe. Der von seinen Freunden erhoffte posthume Ruhm hat sich nicht eingestellt, trotz dem von seinem Freund Georges Saintville herausgegebenen Werk *Un humaniste moraliste: pages choisies dans l'œuvre de Paul Stapfer, précédé d'une introduction* (Paris 1920), und der Biographie von Henry Dartigue (Paris 1918).

WERKE: Außer den im Text verzeichneten Veröffentlichungen seien noch genannt:

<sup>1</sup> *Alfred de Musset, Guernesey* 1868. – *Causeries guernesaises*, Paris 1869. – *Shakespeare et l'antiquité*, 2 volumes, Paris 1880. Erweiterte Neuauflage in vier Bänden: *Dramas et poèmes antiques de Shakespeare*, 1884; *Les tragédies romaines de Shakespeare*, 1883; *Shakespeare et les tragiques grecs*, 1888, 1901; *Molière et Shakespeare*, 1886. – *Racine et Victor Hugo*, 1886. – *Victor Hugo et l'affaire Dreyfus*, 1901. – *Victor Hugo et la grande poésie satirique en France*, 1901. – *Goethe et ses deux chefs-d'œuvre classiques*, 1882. – *Etudes sur Goethe*, 1906. – Préfaces pour la traduction de *Faust* par ALBERT STAPFER, 1885, et de *Werther* par Mme BACHELLERY, 1886. – *Montaigne*, 1895. – *La famille et les amis de Montaigne*, 1896. – *Rabelais, sa personne, son génie, son œuvre*, 1889. – *Etudes sur la littérature française moderne et contemporaine*, 1881. – *Variétés morales et littéraires*, 1881. – *Humour et humoristes*, 1911.

<sup>2</sup> *Questions esthétiques et religieuses*, 1906. – *Sermons laïques, ou propos de morale et de philosophie*, 1906. – *L'Union dans la foi et la liberté*, 1906. – *Vers la vérité. Sully-Prudhomme, Pascal, le Nouveau Christianisme*, 1909. – *L'inquiétude religieuse du temps présent*, 1912. – *Petits sermons de la guerre*, 1915. – *Les leçons de la guerre*, 1915.

<sup>3</sup> *Billets de la province* (L'affaire Dreyfus, publié sous le pseudonyme MICHEL COLLINE), Paris 1898. – *Paradoxes et truismes d'un ancien Doyen*, 1904. – *Dernières variations sur mes vieux thèmes*, 1914.

<sup>4</sup> Zahlreiche Aufsätze in Zeitungen (*Bien public, Temps, Siècle*) und Zeitschriften (*Bibliothèque Universelle, Semaine littéraire, Revue Bleu, Revue de Paris, Revue des Deux-Mondes, La Revue, Revue chrétienne, Foi et Vie* und *Pages-Libres*). Die Absicht PAUL STAPFERS, die besten Arbeiten dieser publizistischen Tätigkeit «zu einer Garbe zu binden», wurde durch den Tod vereitelt.

QUELLEN: Nekrologe: *Semaine littéraire*, Genève, 20 janvier 1917. HENRY DARTIGUE, in *Revue chrétienne de Paris*, 1917. J.-E. ROBERTY, in *Journal de Genève*, 12 février 1917. FRANÇOIS CHAPONNIÈRE, in *Semaine religieuse*, Paris, 10 février 1917. – *In Memoriam. Dédiée aux amis de Paul Stapfer*, Paris 1917. – HENRY DARTIGUE, *Paul Stapfer 1840–1917. Avec un portrait*, Paris 1918. – GEORGES ANDRIEUX, *Livres et Archives du Château de Talcy*, Paris 1931, S. XIV. – G. VAPERAU, *Dictionnaire universel des Contemporains*, Paris 1893, S. 1464. – *Larousse du XX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1928–1953.

Nold Halder 803

**Stapfer, Philipp Albert**, \* 14. September 1766 zu Bern, † 27. März 1840 in Paris. Bürger von Brugg. Eltern: Daniel Stapfer, Kapitelshelfer in Brugg/Lenzburg, später zweiter Pfarrer am Berner Münster, und Sophie Louise Burnand aus Moudon. Gattin: Marie Vincent, aus Pariser Hugenottenfamilie (Eheschließung 1798). Söhne: Karl Ludwig, \* 1799, und Albert, \* 1802. Nach 8 Klassen Literarschule bis 1789 Ausbildung zum Theologen auf der Akademie zu Bern. Vorzügliche klassisch-humanistische Schulung; Vertiefung in die Kantische Philosophie. 1789 bis 1791 Studium in Göttingen und Reise nach London–Paris. 1791 Stellvertretung seines Onkels Johann Stapfer als Professor für theoretische Theologie an der Akademie zu Bern und Lehrauftrag für deutsche und lateinische Sprache und Philosophie am Politischen Institut. 1792 bis 1798 Professur für Philologie an der Akademie; Mitglied des bernischen Schulrates. 1798 wurde Ph. A. Stapfer als

Minister der Künste und Wissenschaften in die helvetische Regierung berufen. Er entfaltete hier eine umfassende Reform- und Gesetzgebertätigkeit in Bildungs-, Kirchen- und Pressewesen und befaßte sich allgemein mit kulturellen Belangen (Juli 1798 erster Schulgesetzentwurf der Helvetik). Mitarbeiter: J. R. Fischer, Pater Girard, F. X. Bronner, Hch. Pestalozzi, Hch. Zschokke.

1800 Demission vom Ministerposten, interimistischer Geschäftsträger, dann bevollmächtigter Minister der Schweiz in Paris. 1802/03 wirkte Stapfer als Mitglied der helvetischen Consulta bei der Ausarbeitung der Mediationsverfassung mit als Vertreter der Kantone Aargau und Thurgau; dabei setzte er sich besonders für die aargauische Selbständigkeit ein gegenüber den Restaurationsabsichten Berns. 1803 durch Bonaparte zum Präsidenten der Liquidationskommission für die helvetischen Finanzen in Freiburg ernannt, demissioniert er bald darauf und widmet sich für den Rest seines Lebens privater schriftstellerischer, religiöser und sozialer Tätigkeit in Paris (Wohnsitz Nähe Versailles und Paris, später auf Schloß Talcy bei Mer). Freundeskreis: B. Constant, A. v. Humboldt, Mme de Staël, Auguste de Staël, Mignet, Thiers, Guizot.

In Anerkennung seiner Leistungen für den Heimatkanton wurde Stapfer 1815 «zum erstgewählten Mitglied des aargauischen Großen Rates bezeichnet.» Doch verzichtete er auf die Rückkehr in die Heimat und wirkte bis ins hohe Alter in Frankreich als Vorsitzender evangelischer und gemeinnütziger Vereine.

Siehe *Lebensbilder*, S. 30–48.

Adolf Rohr 804

**Steimer, Eugen**, \* 20. Oktober 1860 in Baden, † 15. November 1926 in Baden. Maler und Zeichenlehrer in Aarau und Wettingen. Nach erstaunlich reichen und bewegten Lehrjahren an der Industrieschule Neuenburg, der Kunstakademie Dijon, der Rotterdamer Malerschule, dem

Technikum in Buxtehude, der Kunstgewerbeschule Karlsruhe und am South-Kensington-Museum in London und nach praktischer Betätigung in Dekorationsgeschäften und kunstgewerblichen Werkstätten in Paris, Amsterdam, Haag, Bremen, Berlin, München und Wien trat der 26jährige ins Geschäft seines Vaters, des Badener Malers und Antiquars Johann Steimer, ein. Indessen scheint er sich in dem bis unters Dach mit auserlesenen Antiquitäten vollgestopften Haus nicht eben wohl gefühlt zu haben. 1887 bewarb er sich mit Erfolg um eine Zeichenlehrstelle an der Bezirksschule Bremgarten, 1888 in Zurzach und 1889 überdies an der Bezirksschule Muri. Mit dem Übergang von der frei schaffenden zur Lehrtätigkeit hat Steimer seinen eigentlichen Weg gefunden. Bei der Eröffnung des Gewerbemuseums in Aarau 1895 tat die Wahlbehörde einen glücklichen Griff, als sie für den Fachunterricht in dekorativem Malen und kunstgewerblichem Zeichnen ihn gewann. Hier bot sich eine Aufgabe, für die er seiner Ausbildung wie seiner besonderen Neigung nach ungewöhnlich befähigt war. Die meisterliche Beherrschung des Handwerks, der praktische Sinn und das Lehrgeschick Steimers verschaffte der Schule bald einen ausgezeichneten Ruf. Während seines Wirkens in Aarau wurde die Gewerbeschule zur eigentlichen Kunstschule des Kantons, und die älteren Aargauer Maler sind fast ausnahmslos seine Schüler gewesen, so Ernest Bolens, Max Burgmeier, Otto Wyler, Eugen Maurer, Otto Ernst, Fritz Brunnhofer und Erwin Roth. 1903 wurde Steimer als Zeichenlehrer ans Seminar Wettingen berufen; seit einigen Jahren schon hatte er in Sonderkursen Hunderte von aargauischen Lehrern in eine neue Art des Schulzeichnens eingeführt, die sich nicht mehr am Nachzeichnen von Vorlagen ersättigte, sondern von der unmittelbaren Anschauung von Pflanze und Tier ausging, die möglichst rein in der Kontur zu fassen und – auf höheren Stufen des Unterrichts – zum dekorativen Ornament zu stilisieren

waren. So wehte ein Hauch des belächelten Jugendstilgeistes durch ihn befreiend hinein ins herkömmliche Schulzeichnen jener Zeit. 21 Jahre lang hat Eugen Steimer als Zeichenlehrer am Seminargewirkt. Als 1909 der Handarbeitsunterricht am Seminar eingeführt und nach und nach ausgebaut wurde, fand man in ihm auch für dieses Fach einen vorzüglichen Lehrer, der seine Schüler überlegen zu leiten verstand. 1924 sah er sich aus Gesundheitsrücksichten genötigt, von seiner Stelle zurückzutreten, und zwei Jahre später ging er still dahin.

Mit dem Kloster Wettingen, in dem der bescheidene, warmherzige Mann so viele Jahre seines Lebens gewirkt hat, war er von Kindheit an vertraut und verwachsen, und die Arbeit im Dienst der aargauischen Volksschule war ihm lieb. Und doch macht es den Anschein, als ob er hier nicht das Beste habe geben können, dessen er fähig war. Wenn nicht persönliche Gründe dem Feinfühligem und leicht Verletzbarern das Wirken an der Gewerbeschule erschwert hätten – wer weiß, ob er die Berufung ans Seminar angenommen hätte. In Wahrheit gehörte er als Lehrer an eine eigentliche Kunstschule. Ein Künstler zwar, der sich ganz und voll nur in seinem Werk ausspricht, war Eugen Steimer nicht; aber ein Kunst-Meister seltener Art, der sein Handwerk von Grund auf beherrschte und der nach dem Zeugnis Arthur Freys seine handwerkliche Meisterschaft wie ein Zunftherr der guten alten Zeit hochhielt, als schon die Auffassung sich zu melden begann, daß der «berufene Künstler» ihrer entraten könne. Was Wunder, wenn weniger das Seminar ihn in lebendiger Erinnerung behalten hat als jene Künstler, die in Aarau durch seine Schule gegangen sind und sich bei ihm ein solides Können geholt haben.

ARBEITEN STEIMERS: die Restauration der Fresken SCHWERTERS am Lateinschulhaus in Brugg, die Restauration der Altargemälde in den Kirchen von Baden und Göslikon und dekorative Malereien im Gewerbemuseum und in der Kantonsschule Aarau.

LITERATUR: *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, Band III, Frauenfeld 1913. – *Jahresberichte des Aargauischen Lehrerseminars Wettingen*, insbesondere 1903/04 und 1926/27. – A. FREY, *Das Aargauische Lehrerseminar*, Wettingen 1946.

Heinz Vogelsang 805

**Steimer, P. Rufin (Johann)**, \* 18. April 1866 in Wettingen, † 19. Februar 1928 in Zizers, Kapuzinerprediger, Schriftsteller und Förderer der Caritas. Studiengang: Gymnasium in Stans, tritt 1885 zu Luzern in den Kapuzinerorden ein, Philosophie und Theologie an den Ordenschulen Freiburg, Solothurn, Schwyz und Zug, 1889 zum Priester geweiht. Für seine Formung sind entscheidend die großen Gestalten des Franziskus- und Kapuzinerordens, besonders der Caritas-Apostel P. Theodosius Florentini (1808–1865).

Zuerst in der Aushilfsseelsorge in verschiedenen Klöstern der deutschen Schweiz tätig, wird er ob seiner oratorischen Fähigkeiten an die Predigerstellen von Zug (1897–1901), Sachseln (1901/04), Luzern (1905/09), Liebfrauen Zürich (1909/12), Marien- und Heilig-Geist-Kirche Basel (1919/21), Peter und Paul Zürich (1927) berufen. Entfaltet auch eine bedeutsame Tätigkeit als Volksmissionär und Exerzitiemeister. Bei der ersten Konferenz der Kapuziner-Volksmissionäre 1919 in Luzern hält er das bahnbrechende Referat zur Einführung 14tägiger Standesmissionen. Den Höhepunkt seiner Predigt-tätigkeit erreicht er wohl auf dem Marianischen Kongreß in Trier 1912, wo ihm eines der beiden Hauptreferate anvertraut wird.

Die schriftstellerische Tätigkeit P. Rufins dient in erster Linie der Seelsorge. Er paßt Gebets- und Erbauungsbücher der modernen Zeit an, stellt die Gedanken des P. Theodosius Florentini über Erziehung und Selbsterziehung zusammen, arbeitet die Konstitutionen der Baldegger Schwestern (1901) und der barmherzigen Brüder im Luthernbad (1907) aus. Besonders fördert er die Verehrung des Volksheiligen Antonius von Padua. Nach seinen

Ideen wird die Antoniusgrotte im Kapuzinerkloster Rapperswil ausgeführt. In Mußestunden verfaßt er historische Arbeiten, meist Zusammenstellungen ohne kritischen Apparat, so ein Verzeichnis der päpstlichen Nuntien in der Schweiz, angeregt durch die Porträtgalerie im Kloster Wesemlin zu Luzern, ein Verzeichnis der Aargauer Kapuziner von 1581 bis 1924. Seine beste Leistung auf geschichtlichem Gebiet ist die Monographie über das Kapuzinerkloster Rapperswil, in der Berücksichtigung von Zeit- und Orts-geschichte wie in der thematischen Gliederung gleich vorzüglich.

P. Rufins Hauptbedeutung liegt auf karitativem Gebiet. Am praktisch-sozialen Kurs in Luzern 1896 führend beteiligt, drängt er auf planvollen Ausbau der bestehenden karitativen Vereinigungen, gibt 1899 den ersten *Schweizerischen Caritasführer* heraus, regt die Gründung eines katholischen Frauenbundes und die Aufstellung einer eigenen Karitaskommission im Schweizerischen Piusverein an, gründet 1900 die *Katholische Frauenzeitung*. Auf der ersten schweizerischen Caritas-tagung in Zug 1903 zum Präsidenten des schweizerischen Caritasverbandes gewählt, eröffnet er im gleichen Jahre mit Dr. Julian Stockmann (Sarnen) den ersten Kurs für Krankenpflegerinnen, aus dem sich später der Sarner Pflegerinnenverband entwickelt. Um dem Mangel einer inner-schweizerischen Nervenheilanstalt und den Mißständen bei der Unterbringung Geisteskranker in Armenhäusern abzu-helfen, entschließt er sich, die jahrhunder-tealte Vereinigung der schweizerischen Waldbrüder, mit deren Reorganisation er von Bischof Leonhard Haas beauftragt ist, in eine Krankenbrüderkongregation umzuwandeln und ihr als neues Tätig-keitsfeld die Betreuung einer privaten Heil- und Pflegeanstalt zuzuweisen. Im Verein mit Zuger Freunden gründet er 1907 das Franziskusheim in Oberwil, weilt als Direktor im Heim, wirkt als geistlicher Oberer der Brüder, leitet die Verwaltung, gestaltet Haus und Umgebung nach sei-

nen Plänen und macht die finanziellen Mittel zum Unterhalt flüssig. Er erleidet das Schicksal so manchen Pioniers. Starke auswärtige Beanspruchung, Mangel fachmännischer Kompetenz bei Einrichtung und Betrieb, die innere Umwandlung des Pflegepersonals vom Eremitentum zum Dienst am Psychotiker verursachen Schwierigkeiten und Enttäuschungen. 1916 von seinen Obern abberufen, übernimmt er sein altes Wirkungsfeld als Volksprediger.

Seinem großen Vorbild Theodosius Florentini gleicht P. Rufin Steimer in seiner vielseitigen Tätigkeit, seiner wachen, vorausschauenden Haltung gegenüber den sozial-karitativen Bedürfnissen wie in der Gründertragik, als großer Anreger und erster Betreuer der Geisteskranken geht er in die Geschichte der katholischen Caritas in der Schweiz ein. Während eines Exerzitienkurses vom Tod dahingerafft, wird er auf dem Kapuzinerfriedhof in Rapperswil begraben.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die sociale Frage unter der schweizerischen Kinderwelt oder sociale Mißstände unter unserer Jugend*, Wohlen 1898. – *Schweizerischer Caritasführer*, Zug 1899. – *Konstitutionen der Schwestern von Baldegg*, Zug 1901. – *Gottesliebe*, Umarbeitung des Gebetsbuches von P. MARCUS VON AVIANO, Einsiedeln 1907 (sowie weitere Gebets- und Andachtsbücher). – *Konstitutionen der barmherzigen Brüder im Luthernbad*, 1907. – *Die Päpstlichen Gesandten in der Schweiz vom Jahre 1073 bis 1873*, Stans 1907. – *Erziehung und Selbsterziehung*, aus den Schriften von P. THEODOSIUS FLORENTINI zusammengestellt, Luzern 1911. – *Geschichte des Kapuzinerklosters Rapperswil*, Uster 1927. – *Der hl. Antonius von Padua*, sein Leben und seine Verehrung in der Schweiz, Rapperswil 1927. – *Die Mitglieder der schweizerischen Kapuzinerprovinz aus dem Kanton Aargau vom Jahre 1581 bis 1924*. – *Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte der alten Stadt und Landschaft Uznach*. Uznach. –

LITERATUR: HBL VI, 525. – Nekrolog im *St. Fidelis* 15 (1928), 54–7; *Aargauer Volksblatt*, Februar 1928; *Schweizerische Kirchenzeitung* 1928, 90. – *Die schweizerische Kapuzinerprovinz, ihr Werden und Wirken*, Einsiedeln 1928. – *1909–1949 Nervenlinik in*

*Zug*. – ALFONS FUCHS, *Im Dienste der Caritas*, Handbuch der geschlossenen katholischen Fürsorge, Luzern 1952.

Rainald Fischer 806

**Steinegger, Sebastian** (Taufname: Franz Karl), von Lachen SZ, \* 7. September 1736, † 10. April 1807 in Wettingen, Abt von Wettingen. Sohn des Franz Michael Steinegger und der M. Regina Faßbind, machte 1754 Profesß und erhielt 1760 die Priesterweihe. Schon als jungen Priester ernannte ihn Abt Kaspar Bürgisser zum Theologieprofessor; 1767 bis zu seiner Wahl finden wir ihn als Pfarrer in Würenlos. Erst 32jährig, wurde er am 11. Oktober 1768 zum Nachfolger Abt Kaspars gewählt. Nach Eintreffen der Bestätigungsbulle aus Rom vollzog am 16. Juli 1769 der Nuntius Aloisius Valenti-Gonzaga in der Jesuitenkirche in Luzern die Weihe. Abt Sebastian war ein hochgebildeter, für geistliche und ökonomische Hebung des Klosters sehr bedachter Mann. Die Französische Revolution und alles, was mit ihr zusammenhing, brachte dem Abte und dem Kloster bitteres Leid. Im Jahre 1791 wurde Abt Sebastian vom letzten Generalabt von Citeaux, Franz Trouvé, zum Generalvikar der schweizerisch-elsässisch-breisgauischen Ordensprovinz ernannt. Er wurde beim allgemeinen Klostersturm in Deutschland am Anfang des 19. Jahrhunderts der Retter der Oberdeutschen Zisterzienserkongregation, indem er die in der Schweiz gebliebenen Reste zu einer schweizerischen Kongregation vereinigte. Papst Pius VII. belohnte die rastlosen Bemühungen des Abtes damit, daß er ihn zum ersten General dieser Kongregation machte.

Mut und Entschiedenheit zeigte Abt Sebastian in der schweren Zeit, als die Franzosen in die Schweiz einrückten. Durch eine schwungvolle Ansprache im Kapitelsaal des Klosters wollte er verhindern, daß die Konventualen vor den einmarschierenden Sansculottendie Flucht ergriffen. Des Abtes Entschluß, unter allen Umständen im Kloster auszuharren, hat dieses vielleicht vor Vernichtung be-

wahrt. Wesentlichen Anteil an des Abtes Standhaftigkeit hatte der damalige Großkellner, P. Benedikt Geygis. Auch durch Naturschäden hatte das Kloster während dieser Zeit manche Einbuße erlitten, besonders durch geringe Weinernten.

Abt Sebastian, ein durch Wissenschaft und Tugend hervorragender Mann, war bei seinem Konvent, bei den weltlichen Behörden und beim Volk beliebt. Er nahm sich auch des allgemeinen Schulwesens an; der 1803 geschaffenen katholischen Kommission des kantonalen Schulrates stand er bis zu seinem Tode als rühriger Präsident vor. Er starb nach fast 40-jähriger Regierung als Profeßjubililar und fand seine Ruhestätte im Mittelschiff der Klosterkirche. Die Elogia (Gedenkblätter der Äbte) sagen von ihm: «Bei Meeresruhe und heiterem Sonnenlicht übernahmst du mit jugendlicher Hand, aber männlichem Mut, die Leitung des Meeres-Sterns. Doch bald kamen heftige Gegenwinde, die Ruhe störend, und wuchsen zum fürchterlichen Sturm, so daß der Meeres-Stern zu versinken drohte. Nach Sturm und Wetter, in Furcht und Hoffen, stieg das dir anvertraute Haus, Maris-Stella, glücklich wieder empor.»

LITERATUR: DOM. WILLI, *Album Wettिंगense*, 2. Auflage, Limburg an der Lahn 1904, S. 156. – DOM. WILLI, *Cistercienser-Chronik*, 14. Jahrgang, 1902: *Zur Geschichte des Klosters Wettिंगen*. – P. GREGOR MÜLLER in *Cistercienser-Chronik*, 5. Jahrgang 1893: *Geschichte des Gotteshauses Wettिंगen in der Französischen Revolution*. Aus dem Tagebuch von Abt Benedikt II. Geygis. – Abt SEBASTIAN STEINEGGER, Aus seinem Tagebuch 1768–1783. – *Elogia (Gedenkblätter) Abbatum Maris-Stellae*, Baden 1834.

Leodegar Walter 807

**Steiner, Bernhard**, von Dürrenäsch, Pionier, \* 1787, † 3. März 1821. Bernhard Steiner ist in Suhr als siebentes Kind des Bauern Bernhard Steiner-Baumann geboren. Er erlernte das Schreinerhandwerk und verließ schon früh das ärmliche Hauswesen seiner Eltern, um in der Welt sein Glück zu suchen. Zunächst arbeitete er

auf seinem Beruf, betrieb aber bald im Neuenburgischen einen einträglichen Handel mit Uhren und Spieldosen, der ihm durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen eintrug. Mit einer Tochter aus wohlhabendem Hause verlobt, entschloß er sich, mit deren Familie nach Amerika auszuwandern. Während der Wartezeit auf eine günstige Schiffsverbindung in Antwerpen (um 1808–1810) arbeitete er wieder auf seinem Beruf, verpaßte jedoch die Abfahrt des Schiffes, auf dem die Braut mit ihrer Familie und den ihr anvertrauten Habseligkeiten und Geldmitteln Bernhard Steiners davonselgte. Um dennoch nach Amerika zu gelangen, ließ er sich gegen Erlaß der Reisekosten für drei Jahre in die amerikanische Armee anwerben. Er erreichte glücklich Philadelphia, absolvierte seine dreijährige Dienstzeit und durchwanderte hierauf als Hausierer die Ost- und Mittelstaaten, in der Hoffnung, seine Verlobte wieder zu finden. Das Glück war ihm in dieser Absicht nicht hold, um so mehr aber in geschäftlicher Beziehung. Er wurde bald ein erfolgreicher Handelsmann, der sich mit Importgeschäften aus Europa für die Bedürfnisse der Siedler befaßte. Im Jahre 1814 kehrte er, wahrscheinlich schon zum zweiten- oder drittenmal, in die Schweiz zurück, um Waren, hauptsächlich Uhren in Le Locle, zu kaufen, mußte aber, wegen des Englisch-Amerikanischen Krieges, vom Juni 1814 bis zum 9. April 1815 in Amsterdam weilen und erreichte New York erst am 4. Juni 1815. Schon am 30. Oktober 1815 war der unternehmenslustige Steiner wieder in Europa und nochmals im Frühjahr 1816, wie aus einem Brief vom 28. Juli 1816 aus New York hervorgeht. Inzwischen waren zwei Briefe an seine Verwandten in Suhr und Schafisheim durch Abschriften in den Bezirken Lenzburg und Brugg verbreitet worden, in denen er begeistert von den gegenwärtigen und zukünftigen Aussichten in Amerika für lebensstüchtige Handwerker und Bauern sprach, ohne jedoch die Schwierigkeiten für junge Auswande-

rer zu beschönigen. Die Bezirksamt männer hielten diese, mit politischen Bemerkungen und Vergleichen über die amerikanische und schweizerische Freiheit gespickten Briefe für gefährlich und veranlaßten die aargauische Regierung zu einem Verbot der Verbreitung der Steinerschen Schriftstücke, mit denen er beabsichtige, Leichtgläubige in verderbliche Abenteuer zu locken. In Wirklichkeit wollte Steiner nur seine sechs Schwestern veranlassen, sich mit ihren Familien auf den von ihm 1815 im Gebiete der «Dutch Hill» im südlichen St. Clair County (Illinois) erworbenen vier fruchtbaren Landstreifen anzusiedeln. Ende 1816 kehrte Steiner zum letztenmal in die Schweiz zurück, um die drei in Schafisheim verheirateten Schwestern mit ihren Ehemännern (Rudolf Wildi, Jakob Herdi und Rudolf Baumann) und den zahlreichen Kindern (17) sowie einige befreundete Einzelpersonen abzuholen. Im Zuge der großen Auswanderungswelle von 1817 verließ die 37köpfige Gesellschaft auf den Schiffen «Bubona» (27. September) und «Avril» (12. Oktober) Amsterdam, nachdem sie unter der umsichtigen Leitung ihres Chefs Bernhard Steiner der Typhuskatastrophe von Wieringen und Muyden, die über 500 Auswanderern das Leben kostete, glücklich entronnen waren.

Während sich seine Verwandten in den Dutch Hills niederließen, widmete sich Steiner weiterhin den Handelsgeschäften. Er eröffnete einen Zweigladen in Kaskaskia am gleichnamigen Fluß (1820) und traf Vorbereitungen, um mit seinem Neffen, Peter Baumann, \* 25. Dezember 1795, Lehrer in Schafisheim, eine Uhrenmanufaktur einzurichten und mittels eines Bootsdienstes auf dem Kaskaskia einen Salz- und Manufakturwarenhandel aufzuziehen. Sein Traum, in der Nähe der schon 1699 gegründeten Minenstadt Cahokia eine eigene Handelsstadt zu gründen, ging nicht in Erfüllung. Auf einem Ritt von seinem Landsitz nach Kaskaskia wurde Bernhard Steiner, erst 34jährig, von Straßenräubern überfallen und ermordet.

Das hinterlassene Vermögen war für die damalige Zeit mit den niedrigen Produk tenpreisen und dem Geldmangel der Bevölkerung und für das Alter des Erblassers beträchtlich. Die mehrere Tage dauernde Versteigerung der Fahrhabe und Waren brachte 5213,5 spanische Taler (etwa 12000 Dollar) ein; das Land umfaßte 2664 Jucharten (859,04 ha). Als Erben hatte Steiner in seinem Testament vom 30. April 1816 seine sechs Schwestern zu gleichen Teilen eingesetzt und als Treuhänder unter anderen einen aus Schafisheim stammenden John Sutter in New York bestimmt. Die Anteile der in der Schweiz zurückgebliebenen Schwestern und ihrer Familien (Hauri, Stirnemann und Rüetschi) wurden erst nach verschiedenen Interventionen durch die aargauische Regierung und die schweizerischen diplomatischen Vertreter in Frankreich und Amerika am 1. Juli 1830 ausbezahlt. Man vermutet noch heute, daß Bernhard Steiner einen Teil seines Barvermögens vergraben habe, was schon verschiedene Schatzgräber zu Nachforschungen veranlaßte. Peter Baumann traf mit Frau und Töchterchen erst 1822 in Dutch Hill ein, wo er sich auf dem seiner Mutter zugefallenen Landstreifen (444 Jucharten) niederließ. Den auf «Steinersland» errichteten Niederlassungen gab er den Namen Lenzburg. Er wurde daselbst erster Postmeister (1840), errichtete eine Schule und eine Pferdemühle (1825) und war der Berater und Schreiber der Siedler des ganzen Distrikts. Seine drei Söhne sind die ersten in Lenzburg (Illinois) geborenen Schweizer. Jakob Herdi wurde der erfolgreichste Farmer und Viehzüchter der Gegend, dessen Herden um 1830 mehrere hundert Häupter zählten. Noch leben Nachkommen der Steinerschen Sippschaft in Lenzburg und New Athen, die 1947 die Verbindung mit der angestammten Heimat wieder aufgenommen haben. Ergänzungshalber sei bemerkt, daß das heutige Lenzburg in Illinois 1862 von F. A. Schneider südlich von New Athen in der Nähe des Wohnplatzes von Bern-

hard Steiner angelegt wurde (Old-Lenzburg), während ein Peter Dreher 1876 an der Illinois-Zentraleisenbahnlinie eine neue Siedlung Lenzburg-Station (New Lenzburg) gründete, das heute 600 Einwohner zählt und der Sitz bedeutender Kohlenminen ist.

QUELLEN: Staatsarchiv Aarau, Auswanderungsakten JA Nr. 5, B, 1816/17; Steiners Bernhard Erbschaft, 9, Nr. 1, 1830. – W. PFISTER, *Die gefährlichen Briefe des Bernhard Steiner usw.*, in *Lenzburger Zeitung* 1951, Nr. 26, 27. – G. MEYER, *Von Bernhard Steiner, dem Amerikafahrer*, in *Lenzburger Zeitung* 1951, Nr. 28, und Korrespondenzen mit PEARL M. WILDY, New Athen. – BRINK, McDONOUGH & Co., *History of St. Clair County-Illinois*, Philadelphia 1881. – BATEMANN, NEWTON und SELBY, *Historical Encyclopedia of Illinois etc.*, Chicago 1907. – BERNHARD FRECH, *Supplement Edition of the Centennial of Belleville, St. Clair County*. – WILLIAM BAUMANN (Sohn von PETER BAUMANN), *Early History of Dutch Hill, Reminiscences of Old Swiss Settlement*, in *The New Athens Journal*. – DICKSON TERRY, *Congregation of Three. Story of the Zion Methodist Church, Dutch Hill*, in *St. Louis Post-Dispatch*, 2. Oktober 1955. – *New Lenzburg Mine*, Zeitungsberichte aus dem *Belleville Daily Advocate* 1948. – N. HALDER, *Materialien und Korrespondenzen zu einer Geschichte der Gründung von Lenzburg-Illinois*.

Nold Halder 808

**Steiner, Hans**, von Dürrenäsch, in Aarau eingebürgert, \* 20. Oktober 1872 in Lenzburg, † 17. April 1955 in Aarau, Graphiker und Maler, bildete sich zunächst an der Schule des Gewerbemuseums in Aarau, darauf an der Allgemeinen Gewerbeschule in Basel aus, war dann in Kunstwerkstätten des In- und Auslandes tätig, widmete sich weitem Studien in München und Rom und trat 1904 in der Lithographieanstalt Huber & Anacker in künstlerisch leitende Stellung.

In seiner Mußezeit malte Hans Steiner, abseits von jeder Zeitströmung, Bilder der heimatlichen Landschaft, mit Vorliebe Aquarelle und Pastelle, in ihrer schlichten Naturtreue und Erfassung des Stimmungsreizes anspruchslose Werke einer beschei-

denen, aber echten, ehrlichen, liebevollen Kunst.

LITERATUR: *Aarauer Mappe* 1944.

Arthur Frey 809

**Steinmann, Paul**, \* 31. Januar 1885 in Basel, † 6. Oktober 1953 in Aarau, Professor der Biologie an der Aargauischen Kantonsschule. Er stammte aus Basel und verlor schon mit drei Jahren seine Mutter. Er besuchte mit großem Erfolg die Schulen seiner Vaterstadt, bestand mit achtzehn Jahren die Maturität am humanistischen Gymnasium, dem er treue Anhänglichkeit bewahrte. Er studierte, seiner Veranlagung und Neigung folgend, Zoologie und verwandte Naturwissenschaften, erwarb sich mit zweiundzwanzig Jahren das Doktordiplom mit einer Dissertation über die Tierwelt der Gebirgsbäche. Er unterrichtete an der untern Realschule Basel und war Hauslehrer und Assistent am Zoologischen Institut. Ein Studiensemester in München und ein längerer Studienaufenthalt in den Zoologischen Stationen Neapel und Triest erweiterten seine Kenntnisse und brachten ihm die Bekanntschaft mit bedeutenden Männern. Nach der Rückkehr wurde er in Basel Privatdozent und schloß die Ehe mit Anna Barbara Burckhardt, der Tochter des Regierungsrates Burckhardt. 1911 erfolgte aus 24 Bewerbern seine Wahl zum Nachfolger von Professor Mühlberg in Aarau als Lehrer für Naturgeschichte an der Aargauischen Kantonsschule. 42 Jahre unterrichtete er mit bestem Erfolg. Dabei beschränkte er sich nicht auf Übungen im Beobachten, Denken und Sprechen auf naturwissenschaftlichem Gebiet, sondern es gab ihm die humanistische Bildung einen weiteren Horizont. Ehrfurcht vor den Wundern der Natur, tiefe Verantwortung jedem Geschöpf gegenüber und eine weit gefaßte Religiosität kamen zum Ausdruck. Er hatte ein großes Lehrtalent, war ein guter Zeichner und beherrschte alle Hilfsmittel des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, wie

Sezieren, Mikroskopie, Photographie und Filmwesen. Er brauchte im Unterricht nie oder selten ein Buch, obwohl er im Auftrag des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer drei Lehrbücher verfaßt hatte, eines für Botanik, eines für Zoologie und eines für Anthropologie.

Neben seinem Lehramt war er 38 Jahre Konservator der naturwissenschaftlichen Sammlungen der Naturforschenden Gesellschaft. Er war der geistige Leiter für die Errichtung des neuen Museums für Natur- und Heimatkunde von 1919 bis 1922 und hat speziell die Sammlungen für Zoologie und die biologischen Gruppen eingerichtet. Er konnte auch an der 1951 bis 1954 durchgeführten Erweiterung des Museums bis nahe an deren Abschluß mitwirken. In der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft war er 42 Jahre Mitglied, und fast ebensolange gehörte er dem Vorstande an. Von 1923 bis 1928 war er Präsident und 1925 Jahrespräsident der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, als diese in Aarau ihre ordentliche Versammlung abhielt. Die Gesellschaft ernannte ihn 1945 zum Ehrenmitglied. Neben seiner Arbeit in der Schule und im Museum hat sich Paul Steinmann auf dem Gebiete der Hydrobiologie und des Fischereiwesens erfolgreich betätigt. Sechzehn Jahre lang war er Präsident des Schweizerischen Fischereivereins, sechs Jahre dessen Ehrenpräsident und viele Jahre Redaktor der *Schweizerischen Fischereizeitung*. Er erstattete über praktische Fischereifragen zahlreiche Gutachten an Private, an kommunale, kantonale und eidgenössische Behörden. Bei den Fischstudien blieb er nicht in den wirtschaftlichen Fragen stehen, sondern machte Studien über Fragen der Arten, der Abstammung und der Anpassung an das Milieu. In einem 1936 erschienenen Buche über *Die Fische der Schweiz* stellte er seine Ansichten der Öffentlichkeit zur Verfügung. Als wichtigstes Werk hat er eine Monographie der Felchengeschrieben. Er faßte die verschiedenen Felchen der Schweizer Seen, gestützt auf sehr viele

Messungen, als Vertreter *einer* Art auf. Beim Differenzierungsprozeß sind nicht Einzelformen, sondern ganze Sippen-schwärme immer mit ihren Erbmerkmalen in Konkurrenz mit solchen anderer Konstitution getreten.

In seinen hydrologischen Studien erkannte er mit Abscheu die zunehmende Verschmutzung unserer Flüsse und Seen durch die Abwässer der Ortschaften und industriellen Betriebe. Er wurde immer wieder bei Fischvergiftungen zu Hilfe gerufen und gab sich alle Mühe, die Ursache aufzudecken und wenn möglich zu beheben. Er setzte sich mehrmals für Abwasserreinigung ein, besonders für solche mit biologischen Kläranlagen.

Ein Verzeichnis von etwa 130 Arbeiten zeigt den großen Umfang und die Mannigfaltigkeit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Gutes Gedächtnis und Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck ermöglichten ein rasches Arbeiten. Seine Leichtigkeit für sprachliche Formulierungen erlaubte ihm eine erfolgreiche Vortragstätigkeit. Trotz seiner nicht robusten Konstitution hat Paul Steinmann ein großes Lebenswerk vollbracht. Er litt oft unter schlechtem Schlaf, und sein Herz verlangte Schonung; aber er war ein Meister in der guten Ausnutzung der Zeit. Er war trotz seiner wissenschaftlichen und beruflichen Beanspruchung seiner Familie mit sechs Kindern und zwanzig Enkelkindern ein lieber Vater und Großvater.

NEKROLOGE: A. HARTMANN, *Aargauer Tagblatt* vom 12. Oktober 1953. – Ders., *Jahresbericht der Aargauischen Kantonsschule 1954*. – KARL BÄSCHLIN, *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft* mit Verzeichnis aller Publikationen. – *Worte, gesprochen an der Trauerfeier vom 9. Oktober 1953*, Privatdruck.

Adolf Hartmann 810

**Stirnemann, Jakob**, \* 9. Februar 1859 in Gränichen, † 27. Februar 1931 in Aarau. Als Sohn des Landwirtes und Metzgermeisters Johannes Stirnemann von Gränichen und der Anna Maria Mauch von Teufenthal wuchs Jakob Stirnemann in

unbesorgter Jugendzeit heran. Er besuchte die Gemeinde- und Fortbildungsschule seines Heimatdorfes und trat dann auf der Gemeindeganzlei Gränichen in die Lehre. Nach dreijähriger Lehrzeit wurde der 19jährige schon als Gemeindeganzschreiber nach Erlinsbach gewählt, wo der junge Beamte bald für alle Verwaltungs- und Rechtsfragen nicht nur großes Verständnis, sondern auch regstes Interesse zeigte und sich in seiner Freizeit auf das Notariatsexamen vorbereitete, das er im Jahre 1886 erfolgreich bestand. Auf den 1. Januar 1890 wurde Jakob Stirnemann als Gemeindeganzschreiber seiner Heimatgemeinde Gränichen berufen, welches Amt er mit großer Sachkenntnis während 31 Jahren versah. Daneben war er führendes Mitglied mancher Kommission des öffentlichen Gemeindedienstes. Als tüchtiger Verwaltungsmann von der Öffentlichkeit erkannt, wurde Stirnemann 1901 in den Großen Rat gewählt, dem er bis 1921 angehörte. Als großer Förderer des Jagdwesens war Stirnemann mitbestimmend bei der Schaffung des aargauischen Jagdgesetzes und amtierte viele Jahre als Präsident des Aargauischen Jagdschutzvereins.

Schon bald nach der Annahme des Schweizerischen Zivilgesetzbuches durch das Schweizer Volk am 10. Dezember 1907 (in Kraft gesetzt auf den 1. Januar 1912) hat sich Jakob Stirnemann an die neuen Probleme herangemacht und sich speziell an der Neuregelung des Liegenschaftswesens maßgeblich beteiligt. Ihm ist es zu verdanken, daß das eidgenössische Grundbuch im Kanton Aargau muster-gültig und verhältnismäßig rasch eingeführt wurde, welche Einrichtung eine so große und segensreiche Institution darstellt. Die aargauische Regierung, die Stirnemann als den geeigneten Mann für die Einführung des Grundbuches im Kanton Aargau erkannte, wählte ihn zum Grundbuchreferenten, welches Amt er bis zu seinem Tode innehatte. Er war auch in der Aargauischen Notariatsgesellschaft, die er einige Jahre präsidierte, und in der

Prüfungskommission für Notare und urkundsberechtigte Gemeindeganzschreiber maßgeblich tätig; er gehörte zudem zu den Mitbegründern des 1902 ins Leben gerufenen Aargauischen Gemeindeganzschreiberverbandes. Stirnemann wirkte auch als Publizist. So verfaßte er das erste Formularienbuch für öffentliche Beurkundungen.

NACHRUF: *Aargauer Tagblatt* vom 2. März 1931.

Arnold Widmer 811

**Stocker, Franz August**, von Möhlin, \* 21. März 1833 in Frick, † 19. Oktober 1892 in Basel. Redaktor und Publizist, vornehmlich auf kulturgeschichtlichem Gebiete. Der Vater, Xaver Stocker, verheiratet mit Julianna Mösch von Mumpf, war Gastwirt «Zum Adler» und Posthalter in Frick. Franz August Stocker absolvierte die Bezirksschule in Rheinfelden und zwei Jahreskurse der Aargauer Kantonsschule. Nach einem Welschlandaufenthalt begab er sich nach Frick zurück, eröffnete dort eine Buchdruckerei und begann mit der Sammlung vaterländischer Schauspiele, denen er einige eigene hinzufügte, später in 35 Bänden der «Bibliothek vaterländischer Schauspiele» vom Verlag Sauerländer fortgesetzt. Kurz nach 1860 war Stocker Redaktor des *Schweizer-Boten* in Aarau. Seine Haupttätigkeit entfaltete er aber in Basel als Redaktor der *Basler Nachrichten* von 1872 bis zu seinem Tode. In Basel verheiratete er sich mit der Bürgerstochter Anna Maria Kay, erwarb auch das Basler Bürgerrecht und wurde in den Großen Rat gewählt. Er ist vor allem bekannt geworden durch die von ihm begründete kulturelle Zeitschrift *Vom Jura zum Schwarzwald*, die 1884 bis 1892 bei Sauerländer in Aarau, unter beträchtlichen Opfern von Firma und Herausgeber, erschien. Das in den vielen Aufsätzen und längeren Monographien behandelte Gebiet dehnte sich vom Berner Jura bis ins Elsaß und vom Schwarzwald bis an die Limmat aus. Wie über dem ganzen Leben Stockers stand auch über seiner Zeitschrift die Devise: Wahrheit in Gesinnung,

Beobachtung und Darstellung, und in diesem Sinne wählte er auch die Mitarbeiter aus. Wir treffen darunter bedeutende Namen an: Theodor von Liebenau, Gerold Meyer von Knonau, A. Quinquerez, A. Heusler, A. Geßler, A. Socin, die Fricktaler Fr. Wernli, Carl Schröter und Casimir Mösch. Stocker nahm auch tätigen Anteil am Kulturkampf, an dessen Ende die neue Kirchenspaltung stand; er selber hatte den Hauptanteil an der Gründung der Christkatholischen Kirchgemeinde Basel. Gewisse Beiträge für die Zeitschrift atmen denn auch den Aufklärergeist seiner Zeit, wie die phantasiereiche Erzählung «Das Lösungsrecht», «Die Teufelsbesessene von Murg», «Der Dorfwucherer», aber auch das ebenso ansprechende als wohl belegbare Lebensbild von Heinrich Zschokke (Bäbler). Auf Kunstdenkmäler wurde hingewiesen durch die Beschreibungen der Rathäuser von Mülhausen, Freiburg im Breisgau und Schaffhausen. Von der Geologie bis zur Rechtsgeschichte und zur Volkssage blieb kaum ein Gegenstand unberührt, der nicht zur Volksaufklärung gehört hätte.

PUBLIKATIONEN: *Basler Stadtbilder*, Basel 1886. – *Die Salpeterer*, Basel 1870. – Etwa 35 Beiträge in STOCKERS Zeitschrift.

LITERATUR: Nachrufe in der Presse 1892 und *Vom Jura zum Schwarzwald*, Schlußheft 1892.

Anton Senti 812

**Straehl, Gustav Adolf**, von Zofingen, \* 6. Mai 1849 in Gelterkinden, † 21. Oktober 1918 in Zofingen. Fürsprech, Gerichtspräsident, Stadtmann, Großrat. Er durchlief die Schulen seiner Wohngemeinde Gelterkinden und kam dann in ein Notariatsbureau der Westschweiz in die Lehre. Allein diese Stelle sagte dem strebsamen Jüngling nicht zu, und er erwirkte den Eintritt in die Gymnasialabteilung der Kantonsschule in Aarau. Seine Kenntnisse, besonders in den klassischen Sprachen, waren aber sehr mangelhaft. Doch durch eisernen Fleiß und große Ausdauer wurde er bald einer der ersten seiner Klasse.

Nach abgelegter Matura studierte Straehl an den Universitäten Basel, Heidelberg und Jena Rechtswissenschaft. Nach bestandenen aargauischem Fürsprecherexamen war er mehrere Jahre Verhörrichter in Basel und kam hernach zu einem tüchtigen Anwalt nach Zürich, wo er mit der Führung von Prozessen betraut wurde. Am 1. August 1880 erhielt G. A. Straehl eine ehrenvolle Berufung nach Aarau als Sekretär bei der Direktion des Innern und gleichzeitig als stellvertretender Staatsschreiber des Kantons Aargau. Schon zwei Jahre später (1882) wurde er zum Gerichtspräsidenten nach Zofingen gewählt. Von 1885 bis 1918 war er Mitglied des Großen Rates und von 1891 bis 1893 Stadtmann von Zofingen. Von diesem Amt zurückgetreten, praktizierte er als Anwalt in seiner Vaterstadt, war von 1894 bis 1897 Mitglied des Gemeinderates und bekleidete von 1898 bis 1901 den Posten eines Vizeammanns. Die Sanierung des Lotteriewesens lag ihm sehr am Herzen, und auch das Arbeiterinnenschutzgesetz fand in G. A. Straehl einen energischen Befürworter.

LITERATUR: *150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen 1803–1953*, S. 143. – HBL VI, 567. – Nekrologe: *Zofinger Tagblatt*, Nr. 247 vom 22. Oktober 1918, und *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1425 (1918).

Fritz Schoder 813

**Straehl, Gustav Rudolf**, \* 11. September 1845 in Zofingen, † 17. November 1929 daselbst, Fabrikant, Stifter des Museums in Zofingen. Einem alten Zofinger Bürgergeschlecht entsprossen, wuchs der Knabe in seiner Vaterstadt auf. Nach Absolvierung der hiesigen Schulen besuchte er in Basel während zweier Jahre eine höhere Lehranstalt und trat hierauf in Avignon (Frankreich) eine dreijährige kaufmännische Lehre an. In die Heimat zurückgekehrt, übernahm G. R. Straehl, zusammen mit einem gleichalterigen Vetter, die «Rotfarb» in Zofingen. Nach einem kurzen Eheglück von nur drei Jahren zog er sich aus dem Geschäftsleben zurück. Vom

Wandertrieb erfaßt, machte Straehl in der Folgezeit zwei längere Weltreisen, von denen er manch interessantes Reiseandenken heimbrachte; allein wo solche ausstellen? Erstmals 1896 und wieder 1897 nahm er Fühlung mit dem Gemeinderat und anerbote der Ortsbürgergemeinde Zofingen, ein Museum bauen zu lassen zur Unterbringung der Stadtbibliothek, der historischen und seiner Privatsammlungen und der naturhistorischen Sammlungen seines Freundes Dr. h. c. Hermann Fischer-Sigwart, Apotheker in Zofingen. Der Grundstein zu diesem Geschenk wurde Samstag, den 17. Juni 1899 gelegt, und am 19. September 1901 konnte das Museum mit allen seinen Sammlungen der Ortsbürgergemeinde übergeben werden. G. R. Straehl war eine menschenfreundliche und gebefreudige, schlichte Persönlichkeit, die mit allen Fasern des Herzens an ihrem lieben Zofingen hing. Der Grundsatz seines Lebens hieß: «Reichtum verpflichtet.» So finden wir denn seinen Namen als ersten auf der Liste für den Bau eines Gemeinde- oder Bezirkskrankenhauses (1878) mit dem Betrag von 5000 Franken. Die Gründung des Bezirksspitals erfolgte dann 1886, und G. R. Straehl wurde Mitglied der ersten Spitalkommission. Anfänglich als Kassier und dann von 1895 an als Präsident stand er der Kommission bis an sein Lebensende vor. Der Gang in das Spital wurde ihm zum täglichen Bedürfnis. Mitte September 1929 besuchte er zum letztenmal seine Schöpfung, das Museum, dann mußte er sich in Spitalpflege begeben, und am 17. November 1929 ist der große Sohn seiner Heimat und Wohltäter an Stadt und Bürgerschaft still hinübergeschlummert in die Ewigkeit.

LITERATUR: Jubiläums-Nummer zu 750 Jahre Stadt Zofingen, 6. Blatt. – 50 Jahre Museum Zofingen (1901–1951), erschienen im Zofinger Tagblatt vom 30. August 1951. – Nekrolog im Zofinger Tagblatt, Nrn. 270 und 271, vom 18. und 19. November 1929.

Fritz Schoder 814

**Straub, Joseph Wendolin**, \* 17. Oktober 1800 in Baden, † 11. März 1869 daselbst; Bezirkslehrer und Verfasser von Schulbüchern. Welchen Bildungsgang Straub nach dem Besuch der Badener Schulen eingeschlagen hat, ist unbekannt. Nach einer ersten Lehrtätigkeit im Ausland wird er 1827 Professor der mathematischen Fächer an der damals sechs Mittelschulklassen umfassenden Sekundarschule Baden, 1831 Mitglied des Bezirksschulrates und Inspektor an den Gemeindeschulen des Bezirks. Schon 1830 gibt er ein Rechenbuch für Primarschulen heraus, dessen Einführung der Kantonsschulrat empfiehlt. Da befürchtet wird, die meisten Lehrer würden seine Methode nicht richtig erfassen, hält Straub auf Veranlassung des Bezirksschulrates einen Einführungskurs in sein Lehrmittel, wozu er im Einverständnis mit dem Stadtrat sein Lehrzimmer im ehemaligen Landvogteischlosse zur Verfügung stellt. 1835 gerät er in Konflikt mit der Bezirksschulpflege wegen angeblich schwerer Mißhandlung eines Schülers, lehnt sich gegen ein sein Ansehen schädigendes Verhör unter den Schülern auf und findet Satisfaktion beim Bezirksschulrat.

1843 ist Straub als Rektor und radikaler Parteigänger ein scharfer Opponent des ebenfalls an der Bezirksschule tätigen Nepomuk Schleuniger, der als Mitglied des Großen Rates während dessen Sitzungen den Unterricht in Baden versäumt und deshalb abgesetzt wird.

Im gleichen Jahre verließ auch Straub Baden. Der Regierungsrat hatte ihn als Lehrer und Rektor an die eben gegründete Bezirksschule Muri berufen und zum Mitglied des Kantonsschulrates ernannt. Auf dem neuen Posten unterrichtete er Latein und Griechisch in den beiden obern und Deutsch in der obersten Klasse. Die Bezirksschule war am 8. Mai 1843 mit großem Zeremoniell im Beisein von Mitgliedern der Regierung, des gesamten Kantonsschulrates, der Bezirksschulräte von Muri und Bremgarten eröffnet worden. Sie hatte anfangs mit reichlich vielen

Schwierigkeiten zu kämpfen. Große Altersunterschiede, so in der ersten Klasse Schüler von zwölf bis achtzehn Jahren, mangelhafter Schulbesuch, dazu vielfach, wie Straub im Jahresbericht von 1855 bemerkt, eine unfreundliche Einstellung der Bevölkerung zur neuen Schule, die in den Räumen des aufgehobenen Klosters installiert worden war, und deren geistige Haltung bei den Freiämtern Argwohn und Mißtrauen einflößte. In den von 1855 bis 1859 veröffentlichten Jahresberichten gibt Straub nicht nur Rechenschaft über Leben und Tätigkeit an der Schule, sondern befaßt sich auch in vorbildlicher Weise mit allgemeinen Fragen, so 1855 mit der bisherigen Entwicklung der Bezirksschule Muri, 1856 mit der Forderung, daß der Unterricht lebenswahr und praktisch zu gestalten sei. 1857 schildert er seinen Schülern Entstehung und Verlauf des Neuenburger Konfliktes, der hart am Kriege mit Preußen vorbeiführte. 1858 beschäftigt ihn das Problem der großen Altersunterschiede seiner Schüler, von denen manche über zwanzig Jahre zählten, und betont, wie wertvoll eine gute und rechtzeitig einsetzende Schulung für alle Berufsgruppen sei. 1859 schreibt er von der Bedeutung der Jugendschriften und Jugendbücher, worüber er zwei Jahre zuvor in der *Pädagogischen Monatsschrift für die Schweiz* eine Arbeit veröffentlicht hatte.

Straub war von erstaunlicher Vielseitigkeit und Produktivität. Er beherrschte die Mathematik wie die sprachlichen Fachgebiete. In Muri richtete er sein besonderes Interesse auf die Methodik des Deutschunterrichtes. Er veröffentlichte von 1848 weg in rascher Folge ein zweibändiges Lesebuch und ein zweiteiliges Sprachbuch für untere und obere Klassen der höheren Lehranstalten, ein Werk, das bis 1862 in drei Auflagen erschien. Charakterlich scheint Straub ein Kind jener kämpferischen Zeit gewesen zu sein. Im Unterricht ließ er sich etwa durch Jähzorn hinreißen. Wie in Baden, bekam er auch in Muri Anstände wegen Mißhand-

lung von Schülern. Selbst der Regierungsrat verhandelte 1857 darüber und erwog schon seine Entlassung. Zwei Jahre später reichte Straub diese ein, da damals die Stelle des Mathematiklehrers an der Bezirksschule Baden neu zu besetzen war, um die er sich bewarb. Der Badener Stadtrat aber sträubte sich anfänglich, ihn zu wählen, und verlangte von der Erziehungsdirektion die nochmalige Ausschreibung der Stelle. Erziehungsdirektor Augustin Keller nahm sich nun energisch des übergangenen Bewerbers an. Straub sei einer der ersten Schulmänner des Aargaus; eine Nichtwahl würde ihn öffentlich kompromittieren, dies um so mehr, als sich für die nur mit Fr. 1857.14 dotierte Stelle auch bei einer zweiten Ausschreibung nur minderwertige Bewerber meldeten. Darauf wurde Straub gewählt und wirkte noch ein Jahrzehnt in Baden. Das von Augustin Keller 1859 über ihn gefällte Werturteil besteht jedenfalls zu recht.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Zeichenlehre für Land- und Bürgerschulen und zu Selbstunterricht*, Schaffhausen 1830. – *Geometrie für höhere Volksschulen und Schullehrerseminarien*, mit 25 Figurentafeln, zwei Auflagen, 1841 und 1845. – *Deutsches Lese- und Sprachbuch für höhere Unterrichtsanstalten*, 3 Bände, Aarau und Thun 1848–1857, 3. Auflage 1862. – *Programm der Bezirksschule Muri*, Jahrgänge 1855–1859.

QUELLEN: Staatsarchiv Aarau, Protokolle des Regierungsrates. – Protokolle des Bezirksschulrates. – Stadtarchiv Baden, Protokolle des Gemeinderates. – Protokolle des Lehrervereins der Sekundar- und Bezirksschule Baden. – B. FRICKER, *Geschichte der Badener Stadtschulen*, 1904. Otto Mittler 815

**Straub, Robert**, \* 22. Dezember 1832 in Baden, † 8. Juli 1901 daselbst; Fürsprecher, Regierungsrat, Nationalrat. Sohn des Professors Joseph Wendolin Straub und der Maria Minnich, besuchte die Schulen von Baden und Muri, wohin sein Vater 1843 als Rektor der Bezirksschule berufen worden war, von 1849 bis 1853 die Kantonschule Aarau und widmete sich hernach

an den Universitäten Heidelberg und Zürich dem Studium der Rechtswissenschaft. 1857 als aargauischer Rechtsanwalt patentiert, praktizierte Straub bis 1860 in Aarau, wurde in diesem Jahre zum Präsidenten des Bezirksgerichts Aarau und zum Mitglied des kantonalen Kriminalgerichts, drei Jahre später zum Vizepräsidenten der Anklagekammer gewählt. 1863 demissionierte er als Gerichtspräsident und kehrte zur Anwaltspraxis zurück.

Daneben nahm er aktiven Anteil am politischen Leben, ließ sich vom Kreis Aarau in den Großen Rat wählen, den er zweimal, 1867/68 und 1878/79 präsidierte. 1867 ordnete ihn der Große Rat in die eidgenössische Ständekammer und ein Jahr später in den aargauischen Regierungsrat ab. Hier amtierte er zuerst als Justizdirektor, Stellvertreter des Erziehungsdirektors und 1870 interimistisch als Mitglied der Finanzdirektion für den erkrankten Regierungsrat Künzli. 1872 Erziehungsdirektor und zugleich Landammann, 1874 Wahl zum Nationalrat. Ende dieses Jahres gab Straub unerwartet seine Entlassung als Regierungsrat ein. Ursache dazu waren Differenzen zwischen Parlament und Exekutive sowie die am 22. November erfolgte Verwerfung der von ihm ausgearbeiteten Vorlage betreffend Erhöhung der Lehrerbesoldungen. In seinem Entlassungsgesuch erklärt er, er habe sich stets bemüht, den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Wenn es ihm nicht nach allen Richtungen gelungen sei, so habe es nicht am guten Willen gefehlt. Er beklagt sich über die Geringschätzung, mit der die Arbeit des Regierungsrates gewertet werde. Der Große Rat beschloß auf Antrag von Stadtammann Zehnder in Baden, Straub und den ebenfalls demissionierenden Weiersmüller zum Verbleiben im Amte zu bewegen. Letzterer ließ sich umstimmen, während Straub auf seiner Entlassung beharrte, die ihm unter bester Verdankung der geleisteten Dienste im Februar 1875 gewährt wurde.

Straub, der wie sein Vater aus katholischer Tradition hervorgegangen war, stand in den Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche konsequent auf radikalem Boden. In seinem als Justizdirektor 1871 verfaßten Gutachten zur Frage der Trennung von Kirche und Staat betonte er die unbedingte Staatshoheit über alle Äußerungen des kirchlichen Lebens; die Staatsgewalt dürfe in der Durchführung aller Aufgaben des Rechtsstaates weder von Personen noch von Kirchengenossenschaften gehindert werden; sie sei vielmehr berechtigt, jeder kirchlichen Verfügung die Gültigkeit abzusprechen, wenn sie sich nicht den Gesetzen des Staates einfüge. Als 1874 der Regierungsrat mehrheitlich darauf verzichtete, den Boswiler Pfarrer wegen der Weigerung, einen Selbstmörder kirchlich zu beerdigen, mit der Absetzung zu maßregeln, gab Straub die Erklärung zu Protokoll, er habe für die Entlassung gestimmt.

Auch im Nationalrat, dem er bis 1884 angehörte, erfreute sich Straub als beredter und schlagfertiger Debatter einer angesehenen Stellung. Nach dem Tode seiner Gattin kehrte er 1879 in seine Vaterstadt zurück, wo er noch zwei Jahrzehnte lang ein viel beanspruchtes Anwaltsbureau führte und besonders für Vertretung und Erledigung schwierigster Fragen prozeß- und staatsrechtlicher Natur gesucht war. Trotz angestrenzter Tätigkeit hatte er in finanzieller Hinsicht kein Glück. Pech verfolgte ihn in seinem Landwirtschaftsbetrieb und im Weinbau. Dazu hatte er zusammen mit seinem Vater und andern bedenklich hohe Bürgschaften für Industrielle, die Gebrüder Bächler und Straub in Lauffohr, übernommen. Er war auch durch seine Brüder finanziell belastet worden, besonders durch Hermann Straub, der als Buchhändler in Mainz ständig unterstützt und schließlich versorgt werden mußte. In Baden schuf er sich ein gutes Andenken mit seiner Sorge ums Schulwesen. Bis 1900 amtierte er als Präsident der Bezirksschulpflege.

QUELLEN: Protokolle und Akten des Großen Rates und des Regierungsrates im Staatsarchiv. – Protokolle des Gemeinderates im Stadtarchiv Baden. – Nachrufe im *Aargauer Tagblatt*, 10. Juli und im *Badener Tagblatt*, 9. Juli 1901. – G. BONER, *Erbe und Auftrag*, S. 117.

Otto Mittler 816

**Strauch, Georg Wilhelm**, von Heppenheim, \* 5. Juni 1805, † 23. Januar 1868 in Muri. Mathematiker, Bezirkslehrer. Georg Wilhelm Strauch, Sohn eines großherzoglichen Rentmeisters, besuchte die Volksschule seiner Vaterstadt, das Gymnasium von Bensheim, das Lyceum zu Mannheim (1821), die Universitäten von Gießen (1825), Heidelberg (1827), München (1830) und wieder Heidelberg, wo er seine Studien mit der Doktorprüfung abschloß (1834). In seiner frühen Jugend pflegte er auch die Musik; er war ein begabter Violinist, der in Mannheim die Beachtung der musikalischen Kreise fand, als er, 16jährig, den erkrankten Kapellmeister des Stadttheaters vertrat. Das Hochschulstudium begann er mit Rechtswissenschaft, wandte sich dann aber der Altphilologie zu und entschied sich schließlich unter dem Einfluß von Professor Schweins in Heidelberg für die Mathematik. Nach dem Tode seines Vaters verdiente er sich die Mittel zum Weiterstudium als Privatlehrer der Mathematik und als Hofmeister im Hause des Grafen von Otting und Fünfstetten, dessen Söhne er in den Gymnasialfächern unterrichtete.

1835 kam Strauch als Lehrer an das Institut Lippe auf Schloß Lenzburg. 1843 wurde er vom Regierungsrat an die neugegründete Bezirksschule Muri als Lehrer für Mathematik und Physik und als Stellvertreter für die klassischen Sprachen gewählt. 1859 übernahm er das Rektorat und wurde 1864 Mitglied des Bezirksschulrates. Als Lehrer konnte er den Wissenschaftler nicht verleugnen, dessen Kenntnisse weit über den Gesichtskreis der Bezirksschulen hinausreichten. Er blieb reiner Theoretiker und bezeichnete z. B. die Einführung des praktischen Unterrichts in die Mathe-

matik durch Zähringer und andere als groben «Banausismus». Seinen fünf zum Teil umfangreichen mathematischen Werken wurde in Fachkreisen die Gründlichkeit und Klarheit der Darstellung, die elegante analytische Entwicklung der verwickelten Probleme und die scharfe und selbständige Begriffsbildung nachgerühmt. Allerdings hat die wissenschaftliche Sorgfalt den Verfasser oft zu weitläufigen Abschweifungen in winzigste Details verführt. Die Werke Strauchs bedeuten noch heute eine Fundgrube für Mathematiker und füllten eine zu seiner Zeit stark empfundene Lücke der mathematischen Literatur aus. Sein zweibändiges Werk über die Theorie des Variationskalküls ist das erste Lehrbuch dieser Disziplin und hat besondere Bedeutung durch die zahlreichen Beispiele im zweiten Band. Als Rezensent wissenschaftlicher Werke ging er mit den Autoren oft allzuerb und unerbittlich ins Gericht. Daß Strauch der Bezirksschule Muri die Treue hielt, blieb das Geheimnis seines Lebens und wurde vor allem in seiner Heimat nie recht begriffen, hatte er doch u. a. eine Berufung an die Universität Heidelberg als Nachfolger von Professor Schweins abgelehnt (1848).

Das aristokratische, oft schroffe und pedantische Wesen von Rektor Strauch erregte manchen Anstoß. Er hatte Mühe, sich in den demokratischen Einrichtungen der Schweiz zurechtzufinden. Gegenüber Vorgesetzten benahm sich der ehemalige gräfliche Hofmeister recht untertänig, gegenüber Untergebenen und Kollegen kehrte er die Respektsperson heraus. Als heimlicher Ränkeschmied war er gehaßt und gefürchtet (siehe Artikel Volger). Mit seiner Titelsucht machte er sich oft lächerlich; er nannte sich gerne «Professor und Rektor der höheren Unterrichtsanstalt in Muri». Trotzdem liebten ihn die Schüler, denen er sich stets hilfreich erwies und um deren häusliche Verhältnisse und berufliches Fortkommen er sich mit freundschaftlicher Anteilnahme kümmerte. Da er für keine eigene Familie zu

sorgen hatte, unterstützte er gemeinnützige Werke in freigebiger und großzügiger Weise. In Gesellschaft gab er sich als liebenswürdiger Plauderer, versöhnlicher Streithahn, schalkiger Neuigkeitskrämer und empfindlicher Hypochonder, gerne in seinen studentischen Erinnerungenschwelgend und burschikose Lieder anstimmend. Er war auch eine Zeitlang Präsident der Mittwochgesellschaft, in der er wissenschaftliche Vorträge hielt. Bei seinem Tode hinterließ er eine wertvolle, wohlgeordnete und katalogisierte Bibliothek, die sich seit 1911 in der Kantonsbibliothek befindet. Diese Bücher enthalten meistens zahlreiche, oft sarkastische Einträge und Anmerkungen von Strauchs Hand; in seinen eigenen Werken finden sich Ergänzungen, Notizen persönlicher Art, Briefauszüge und Abschriften von Rezensionen.

PUBLIKATIONEN: *Beispiele über die Lehren des Differential-, Integral- und Variationskalküls und Aufgaben über deren Anwendung*, 2 Bände, Erlangen 1835. – *Theorie und Anwendung des sog. Variationscalculus*, 2 Bände, Zürich 1849. – Vorwort zur *Theorie usw.*, übersetzt von Professor TERQUEM, in *Nouvelles Annales de Mathématique*, Paris 1850. – *Anwendung des sog. Variationscalculus auf zweifache und dreifache Integrale*, Wien 1859. – *Das umgekehrte Problem der Brennlinien*, Wien 1862. – Auszug aus der Abhandlung: *Das umgekehrte Problem der Brennlinien*, Wien 1860. – *Praktische Anwendung für die Integration der totalen und partialen Differentialgleichungen*, Braunschweig, 1865, Band I (der zweite Band ist nicht erschienen). – Rezensionen, abgedruckt bei HÜRBIN. – In den *Schlußberichten der Bezirksschule Muri* sind veröffentlicht: *Der Blitz und der Blitzableiter* (1861/1862); *Die Kometen* (1862/1863); *Über die Zeiteinteilung und die Uhren* (1863/1864); *Nachruf an Herrn Dr. Joseph Weibel* (1865/1866); *Nachruf an Herrn Oberrichter J. L. Müller* (1866/1867). – *Zum Schlusse des fünfundzwanzigsten Schuljahres der Bezirksschule Muri* (Geschichte der Bezirksschule Muri), in der *Festgabe zur Jubel-Feier*, Muri 1868.

Weitere Arbeiten: *Der Kalender, dessen Geschichte und Zeichen – Das Glas, dessen Zusammensetzung, Fabrikation und Verwendung*.

– *Sammlung von Reflexionen über das Aarg. Schulwesen usw.* – Die Manuskripte und Briefsammlungen STRAUCHS sind leider verloren.

QUELLEN: J. V. HÜRBIN, *Zum Andenken an Herrn Rektor Dr. G. W. Strauch*, in *Festgabe zur Jubel-Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Bezirksschule Muri am 13. Mai 1868* (mit Bild). – Do., in *Schlußbericht der Bezirksschule Muri 1867/1868*. – *Allgemeine Deutsche Biographie*, Band 36, Leipzig 1893. – J. TODHUNTER, *A History of the Progress of the Calculus of Variations*, S. 373–401, Cambridge 1861. – Handbibliothek von G. W. STRAUCH, Kantonsbibliothek L 791–957 und Lq 59–129 (236 Bände), die sich im mathematisch-naturwissenschaftlichen Büchernachlaß von Rektor EMIL MATTER in Kölliken (1845–1910) vorfand und 1911 von der Kantonsbibliothek käuflich erworben wurde (Standortskatalog der Abt. L der Kantonsbibliothek; Protokoll der Bibliothekskommission, 24. V. 1911; Jahresbericht der Kantonsbibliothek 1911).

Nold Halder 817

**Strauß, Cäcilie Rosina**, \* 24. Dezember 1795, † 20. Dezember 1858 in Seengen, Gründerin und erste Leiterin des Mädchenerziehungsheimes Friedberg in Seengen. Einzige Tochter aus zweiter Ehe des Beamten Johann Jakob Strauß und der Marie Anna geb. Kieser in Lenzburg. Starke Verbundenheit mit der Stiefschwester aus der Ehe Strauß-Bertschinger – mit Sophie Fischer-Strauß in Reinach und mit deren Tochter Elisabeth, der nachmaligen Gattin von Dr. Adolf Erisman, des Gründers der Kuranstalt Schloß Brestenberg. Schulausbildung infolge häufigen Domizilwechsels der Eltern eher mangelhaft. Schwere Schicksalsschläge in der Familie zwingen die Tochter, sich selbständig zu machen. Vater wird nun Verwalter in Königsfelden. Cäcilie bildet sich vielseitig aus und gründet 1826 mit ihrer Freundin, Fräulein Dupan aus dem Schloß Nidau, eine kleine Mädchenpension in Münsingen. 1828 wird diese Pension nach Muri bei Bern verlegt. Große Geselligkeit, schöner Freundeskreis, dichterische Ergüsse in Form von unzähligen Versen, Rätseln und Scharaden. 1831 bis 1836 Lehrerin in Lenzburg.

Sie gibt den Beruf, der sie nicht befriedigt, auf, arbeitet abwechselungsweise in kinderreichem Pfarrhaus und bei Verwandten. Steter Wechsel des Aufenthaltes bis 1844, bis zu der Gründung der Kuranstalt Schloß Brestenberg, wo sie Mithelferin, Pflegerin und Beraterin wird. Zu ruhigem Lebensabend zieht sie sich ins Schloß Nidau zurück, fühlt aber starken Drang in sich, ein Werk der Barmherzigkeit zu gründen. Aufruf an das Mitgefühl der Aargauer Frauen. Es bilden sich Fünfrappenvereine, die das zu gründende Werk tragen helfen. Es findet sich eine kleine Liegenschaft oberhalb des Brestenberges. Eröffnung des Heimes für arme Mädchen am 17. Oktober 1851 mit sechs Kindern. Cäcilie findet keine Nachfolgerin. Sie stirbt mitten in der Arbeit. Das Werk lebt und gedeiht. – Lebhaft, empfindsam, poetisch veranlagte Natur mit viel pädagogischem Talent und mit lauterem Humor begabt, große Naturfreundin, die ausgedehnte Fußreisen unternimmt, auch als Anstaltsmutter. Stark religiöse Persönlichkeit, vor allem beeinflusst durch ihre Mutter, die in Montmirail, dem Haus der Brüdergemeinde, erzogen worden ist. Tatendurstig und bereit, sich mit allen Kräften und mit voller Verantwortlichkeit für eine gute Sache einzusetzen.

QUELLEN: *Festschrift zur 50-Jahr-Feier des Friedberges: Cäcilie Strauß, Gründerin der Armenersziehungsanstalt Friedberg*, Aarau 1901. – Familienchronik der Urenkel der SOPHIE FISCHER-STRAUSS, 300 Seiten handgeschriebene, unveröffentlichte Gedichte, zum Teil Dialekt. – Mündliche Auskunft durch die Verwandten.

Elisabeth Bürgi 818

**Strebel, P. Gregor**, von Muri. \* 28. Januar 1779 in Muri und als Josef Leonz getauft, † 2. Mai 1854 in Abtwil. Trat nach privaten Studien beim Kaplan von Müswangen (Luzern) und an der Klosterschule Engelberg 1797 dort ein und legte am 7. Januar 1798 die Gelübde als Fr. Gregor ab. Philosophie und Theologie studierte er in der klösterlichen Hausanstalt und erhielt 1801 die Priesterweihe.

Die ersten Jahre lehrte er an der durch Abt Karl Stadler geförderten und erweiterten Stiftsschule, bis er 1807 zum Pfarrer von Abtwil ernannt wurde. 1825 bis 1831 versah er die Pfarrei Engelberg, kehrte aber 1831 nach Abtwil zurück und blieb ihm bis zu seinem Lebensende treu. Seit 1811 unterhielt P. Gregor in Abtwil eine Art Progymnasium, aus dem über zwanzig Priester hervorgingen, u. a. der bischöfliche Kommissar Melchior Schlumpf in Steinhausen und Propst Dr. Anton Tanner in Luzern. Selbst ein guter Violinspieler, pflegte er gern das gesellige und musikalische Leben. Der Tod lieber Freunde gab indes seinem Leben immer mehr den Zug zur Verinnerlichung. Er wurde zum Berater und Tröster seelisch und leiblich Kranker, die mündlich und schriftlich sich an ihn wandten. Das mochte der Grund sein, warum P. Gregor, ähnlich wie sein Mitbruder P. Anselm Faller, Pfarrer in Auw, in den Ruf religiöser Schwärmerei, des Aberglaubens und der Anwendung von Wunderkuren kam. Er wurde deswegen vom Oberamtman von Hochdorf, und auf dessen Anstiften von demjenigen von Muri, zur Rede gestellt, der nicht ruhte, bis P. Gregor von seinem Abte nach Engelberg zurückgerufen wurde. Daß der allgemein beliebte und geachtete Priester zu Unrecht verdächtigt wurde, ergibt sich am besten daraus, daß er nach 7 Jahren wieder nach Abtwil zurückkehren und hier ohne Belästigung noch 23 Jahre als hochverehrter Seelsorger wirken konnte.

LITERATUR: JOHANN SCHMID, *Anton Tanner*, in *Katholische Schweizerblätter* 9 (1893) und 10 (1894).

Gall Heer 819

**Strebel, Martin**, von Buttwil bei Muri, \* 4. Februar 1827, † 5. April 1904 in Muret bei Praroman FR, Tierarzt, hervorragender Förderer der Veterinärmedizin in der Schweiz. Die Jugendjahre verbrachte er zu Solothurn, wollte nach Abschluß des Gymnasiums sich dem akademischen Studium zuwenden, wurde aber durch die

Verhältnisse genötigt, vor Erwerbung der Matur die Mittelschule zu verlassen und die unter Leitung von Professor Zangger stehende Tierarztschule in Bern zu besuchen, die damals vier Semester dauerte. Mit 22 Jahren bestand er glänzend das Staatsexamen für Tierärzte in Freiburg, eröffnete gleich darnach eine Praxis in Cormondes (Gurmels), von wo er nach Courtepin und schließlich nach La Tour-de-Trême im Greyerzerland übersiedelte. Hier blieb er zwanzig Jahre lang, kam 1874 aber nach Freiburg, wo er bis im August 1903, bis zur Aufgabe der Praxis, wirkte. Die letzten Monate verbrachte er bei seinem jüngeren Sohne Anton in Muret bei Praroman. Seiner ersten Ehe mit Maria Lindenmann von Obergösgen entstammten die Kinder Adolphe und Elisabeth, der zweiten mit Maria Josephine Madeleine Frachebour von Romont der Sohn Anton. Beide Söhne wurden ebenfalls Tierärzte.

Martin Strebel hat den Verhältnissen seiner Zeit entsprechend eine sehr dürftige berufliche Ausbildung erhalten. Um so erstaunlicher ist es, wie er nachher in kürzester Zeit eine souveräne Beherrschung aller veterinärmedizinischen Disziplinen sich aneignete, begabt mit eiserner Willenskraft und nie versagendem Gedächtnis, ein ausgezeichnete Beobachter, der nicht nur als praktischer Tierarzt hervorragend wirkte, sondern forschend und schriftstellerisch sich bald einen Namen über die Landesgrenzen hinaus verschaffte. 42 Jahre lang war er Kreistierarzt, zuerst in La Tour-de-Trême, hernach in Freiburg, 31 Jahre technischer Konsulent der Freiburger Regierung, daneben Mitarbeiter in- und ausländischer Fachschriften. Seit 1868 veröffentlichte er 175 Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten der Veterinärmedizin. Arbeiten von ihm erschienen im *Journal de médecine vétérinaire de Lyon*, in der *Zeitschrift für Veterinärwissenschaft* von Professor Pütz in Bern, im *Schweizer Archiv für Tierheilkunde*, das er mit Professor Niederhäusern von 1878 bis 1883 interimistisch,

nachher im Auftrag der das Archiv herausgebenden Gesellschaft schweizerischer Tierärzte bis kurz vor seinem Tode zusammen mit Erwin Zschokke und E. Heß redigierte.

Die Freiburger Regierung übertrug ihm die Reorganisation der Viehseuchenpolizei, eine Aufgabe, die er vorbildlich löste. 1884 war er einer der ersten, der in Lyon die Rauschbrandimpfung kennenlernte und große Verdienste sich damit erwarb, daß er deren Anwendung seinen Kollegen in der Heimat vermittelte. Während 31 Jahren präsiidierte er den von ihm gegründeten Freiburger Tierärzteverein. Ihm war zu verdanken, daß der Kanton Freiburg verhältnismäßig früh die obligatorische Viehversicherung einführte. Er war Ehrenmitglied in- und ausländischer Fachverbände, korrespondierendes Mitglied des Vereins der österreichischen Tierärzte und der Société centrale de médecine vétérinaire de Paris. Von der Stadt Freiburg erhielt er das Ehrenbürgerrecht und andere Auszeichnungen. Wiederholt lehnte er ehrenvolle Angebote von auswärts ab, da er dem Kanton Freiburg treu bleiben wollte. Seine Publikationen würden zusammengenommen mehrere Bände füllen.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Le vétérinaire expert*, 1882. – *L'emphysème infectueux du bétail*, 1889. – *Le bétail fribourgeois*, 1889. – *Das Freiburger Rindvieh*, 1893, und andere.

SCHRIFTTUM: *Denkschrift zur Jahrhundertfeier der Gesellschaft schweizerischer Tierärzte 1813–1913*, S. 161f. – *Schweizer Archiv für Tierheilkunde* 46, 102–6, Würdigung von ERWIN ZSCHOKKE. – *Bulletin de la Société Fribourgeoise des sciences naturelles* 1904, 103–7, von M. MUSY. – *Nouvelles Etrennes Fribourgeoises* 1905, p. 105–9. – Mitteilung der Gemeindekanzlei Buttwil. Otto Mittler 820

**Suhner, Otto**, von Urnäsch AR, \* 8. Oktober 1866 in Herisau, † 20. Januar 1941 in Brugg, dipl. Ing., Fabrikant. Ältester Sohn von Gottlieb Suhner, 1841 bis 1918, und Johanna Signer. Der Vater, ein Bauernsohn und gelernter Schlosser, hatte

1864 in Herisau eine kleine Werkstätte für Blattstich- und Spickplatten eröffnet, die sich dank der Tüchtigkeit des Handwerkers, der den Stickern einige verbesserte Hilfsapparate eigener Konstruktion für ihre Stickmaschinen liefern konnte, zu einer kleinen Fabrik vergrößerte. Die Krise in der Textilindustrie, die in den achtziger Jahren die Fabrikation lähmte, veranlaßte Gottlieb Suhner neue Arbeit für seine Fabrik zu suchen, und er fand sie in einer Drahtspinnerei, die er 1892 von Basel nach Herisau verlegte. Fabriziert wurden isolierte Drähte, wie sie die neu aufkommenden elektrischen Maschinen und Installationen benötigten. Schon nach vier Jahren war die Nachfrage nach den umspinnenen Drähten so groß, daß Gottlieb Suhner eine zweite Fabrik erbauen konnte. Als Standort wählte er Brugg, das in günstigster Bahnlage und in der Mitte zwischen den beiden Hauptabnehmern für Drähte, den Fabriken von Baden und Münchenstein, gelegen war. Erster Leiter des neuen Kabelwerks in Brugg wurde sein ältester Sohn Otto.

Dieser hatte nach einer Mechanikerlehrzeit die Kantonsschule zu Frauenfeld und die technische Hochschule München besucht, und 1890 das Diplom als Maschineningenieur erworben. Dann war er in verschiedenen Unternehmungen, wie bei den von Roll'schen Eisenwerken tätig. Der Vater berief den Sohn nach Herisau und dieser half ihm hier bei der Einführung der Drahtspinnerei. In Brugg wurde er Leiter eines neuen größeren Betriebs, in dem vor allem dickere Drähte hergestellt wurden. Alle dazu nötigen Maschinen waren im eigenen Geschäft, zum Teil nach eigenen Ideen Ottos, hergestellt worden. 1904 wurde eine Bleipresse, nachdem sie in Herisau erprobt, nach Brugg verlegt und die Fabrikation von Bleikabeln aufgenommen. Otto Suhner war 1898 Teilhaber der Firma und 1906, nachdem der Vater sich zurückgezogen hatte, Besitzer des Werkes geworden. 1908 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Otto trat 1913 an Stelle sei-

nes Vaters in den Verwaltungsrat, dem er bis zu seinem Tode angehörte.

1915 gründete Otto Suhner in Brugg eine Fabrik für Maschinen und Apparate mit biegsamen Wellen. Durch seine Tatkraft gedieh auch dieses Werk, so daß 1928 ein Filialbetrieb in Säkingen, der von Brugg aus geleitet wurde, eröffnet werden konnte.

Otto Suhner war einer der ersten Automobilfahrer in Brugg und Mitbegründer des schweizerischen Automobilklubs. Von 1903 bis 1922 diente er dem Aargau auch als kantonaler Prüfungsexperte für Automobile. Wie sein Vater war Otto in seinem Wesen ein schlichter und froher Mensch.

LITERATUR: *Kurze Lebensbeschreibung von Gottlieb Suhner*, Autobiographie, Küssnacht 1917. – Nekrolog von OTTO SUHNER.

Robert Oehler 821

**Sulzer, Johann Anton**, von Rheinfelden, \* 18. September 1752 in Rheinfelden, † 8. März 1828 in Konstanz. Religiöser und moralischer Schriftsteller. Sohn des Rheinfelder Uhrmachers (*faber automataricus*) Johann Niklaus Sulzer und Bruder Josef Fidel Bernhard Sulzers, Stifskantors und Lehrers an der Stadtschule daselbst. Besuchte das Jesuiten-Gymnasium in Solothurn, ging nach theologischen Studien in Freiburg im Üchtland (1772 bis 1774) zum Studium der Jurisprudenz an der Hochschule von Freiburg im Breisgau über, wo er sich 1783 den juristischen Dokortitel erwarb. Er wurde 1785 stiftischer Oberamtman zu Kreuzlingen, 1798 Bibliothekar und Professor des Kirchenrechts am Lyceum in Konstanz, dann 1807, nach Aufhebung der theologischen Abteilung, an derselben Schule Professor der praktischen Philosophie und Geschichte; 1810 bis 1817 amtete er auch als Präfekt des Lyzeums, an dem er bis zu seinem Tode unterrichtete.

Sulzer ließ schon 1773 in Solothurn *Eine kleine Sammlung Idyllen in Geßners Manier gedichtet im 17. Jahre seines Lebens* erscheinen, denen später noch *Religiöse und vermischte Gedichte* (Bregenz 1792)

folgten, Zeugnisse mäßiger poetischer Begabung. Sulzer war Freund der Musik und muß selbst guter Klavierspieler und Sänger gewesen sein; als Komponist veröffentlichte er 1781 in Zürich *25 geistliche Lieder von Lavater und andern berühmten Dichtern, in Melodien zum Klavier*, im Jahre darauf *25 belustigende Lieder* und 1790 eine *Sammlung von Klavierstücken*. Unter dem Einfluß namentlich zeitgenössischer philosophischer Schriften hatte sich Sulzer in seinen Studentenjahren dem Glauben seiner Kindheit entfremdet und war Mitglied des Geheimordens der Illuminaten geworden. Aber noch als junger Mann, um 1780, fand er zurück zu christlichem, streng kirchlichem, katholischem Glauben. Sein Schriftchen *Fragmente über Cultur der Religion und Bildung der Bürger* (Freiburg im Breisgau 1783, 2. Auflage Basel 1783) bekämpft die Freigeisterei und setzt sich ein für eine bessere religiöse Unterrichtung und zugleich staatsbürgerliche Erziehung der Jugend. Weiter ausgeführt sind Sulzers Gedanken in seinem Buche *Die Christliche Offenbarung und Kirche* (Bregenz 1803), das auch wertvolle Angaben über seine eigene Entwicklung enthält. Für einen Laien ungewöhnlich ausgedehnte theologische Studien, nicht zuletzt eingehende Lektüre der Kirchenväter, ermöglichten es ihm, sich publizistisch als Verteidiger der katholischen Kirche hervorzutun, so namentlich durch das umfangreiche Buch *Wahrheit in Liebe in Briefen über Katholicismus und Protestantismus an den Herrn D. Joh. Heinrich Jung genannt Stilling, wie auch an andere protestantisch christliche Brüder und Freunde*, das 1810 in Konstanz herauskam und noch 1840, bei Herder in Freiburg, eine dritte Auflage erlebte. Jung-Stilling, der bekannte Freund des jungen Goethe, antwortete darauf 1811 mit einer ebenso entschiedenen, ja scharfen Verteidigung des protestantischen Standpunktes. In den auch innerhalb des deutschen Katholizismus herrschenden Streit um den Zölibat griff Sulzer 1820 mit seinem Buche *Die erheblich-*

*sten Gründe für und gegen das katholisch-kirchliche Cölibatsgesetz* als Befürworter desselben ein. Andere Schriften seiner letzten Jahre wollten jungen Leuten, besonders künftigen Priestern, bei ihrer Berufswahl wie auch bei der Gestaltung der Studien und ihres späteren Lebens behilflich sein. 1824 erschien von Sulzer eine *Einleitung in die Moralphilosophie*.

Als sehr gefühlsbetonte, wie viele Zeitgenossen zu Überschwänglichkeit neigende Natur hatte Sulzer ein starkes Bedürfnis nach menschlichem Anschluß, nach regem geistigem Austausch mit ähnlich gesinnten und gestimmten Freunden. Er kam in nähere Berührung mit dem bedeutenden Katholiken Johann Michael Sailer, nachmals Bischof von Regensburg, und dem Konvertiten Graf Friedrich Leopold von Stolberg, mit Protestanten wie Johann Kaspar Lavater, Daniel Girtanner und Ulrich Bräker, dem Armen Mann im Tockenburg. Sein edler Charakter, gleiche sittliche Ideale und Aufgeschlossenheit für die Schönheiten in Musik und Dichtung haben Sulzer solche Freundschaften gewinnen lassen. Lavater schrieb 1794 an Sailer vom «ehrlichen Sulzer in Konstanz», er kenne «kaum einen redlicheren, frömmern, strengern Christen». Doch drohte gerade diese Freundschaft, wie jene mit dem Sankt-Galler Girtanner, zu erkalten, weil Sulzer diese seine Freunde übereifrig und etwa auch ungeduldig von der für ihn selbstverständlich gewordenen Richtigkeit der katholischen Lehre, insbesondere des katholischen Kirchenbegriffes, zu überzeugen suchte. Von Sailer, dem katholischen Freund Lavaters, mußte er sich sagen lassen, daß dieser vom Katholizismus so ferne sei, als jemand sein könne, aber dies Fernesein Lavaters komme «nicht von Verstocktheit, sondern von ehrlicher, jederzeit respektabler Überzeugung her». Und der Konvertit Stolberg lobte zwar die «Inbrunst der Liebe, verbunden mit heiligem Eifer für die Wahrheit» in dem an Jung-Stilling gerichteten Buch Sulzers, nahm aber die Gutgläubigkeit der Pro-

testanten gegen harte Urteile in Schutz. Sulzer selbst betonte Lavater gegenüber, Religionsdispute scheue auch er; etwas anderes sei aber «die Auswechslung der Ideen, Gefühle und Erfahrungen zwischen zweyen sich liebenden Seelen». Die um 1777 geknüpft Freundschaft zwischen ihnen hielt denn auch stand; der Briefwechsel wurde bis in die letzte Leidenszeit Lavaters hinein fortgeführt und bricht erst mit seinem Tode ab. Die beidseitig erhalten gebliebene Korrespondenz ist nicht zuletzt deshalb wertvoll, weil sie uns willkommene Aufschlüsse über Lavaters Stellung zum Katholizismus vermittelt. Was Sulzers andersdenkende Freunde immer wieder mit ihm, dem strengkirchlichen Manne, für den allerdings Ernst Münch, sein radikaler Rheinfelder Mitbürger, nur Hohn übrig hatte, versöhnte, das war sein liebenswürdiger, auf nichts Arges sinnender Charakter und seine aufrichtige, warmherzige Freundesgesinnung. Schwere Schicksalsschläge haben seinen Charakter noch geläutert und vertieft. Der Tod raubte ihm die beiden ersten Gattinnen, zwei Schwestern Gaes aus Freiburg im Breisgau, nach wenigen Ehejahren und verschonte auch seine Kinderschar nicht. Zwei Söhne wurden Priester. Er nahm auch den früh mutterlos gewordenen Neffen Josef Anton Sulzer (1778–1854), den spätern Rheinfelder Bezirksarzt, in seine Obhut; diesem blieb der Oheim bis in sein Greisenalter das «Ideal eines liebevollen Hausvaters, eines teilnehmenden Freundes und heitern Gesellschafters».

VERÖFFENTLICHUNGEN: Aufgeführt in CHR. G. KAYSER, *Vollständiges Bücherlexicon* (1750 bis 1832), Band 5, S. 370 f.; J. G. MEUSEL, *Das gelehrte Teutschland*, Band 7 (1798) S. 742 f., 10 (1803) S. 732 f., 15 (1811) S. 570 f. und 20 (1825) S. 706. Vgl. ferner K. GOEDEKE, *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung*, Band IV, 1. Abtheilung (1891) S. 393, VII (1900) S. 186 und XII (1929) S. 42 f.

QUELLEN UND LITERATUR: Akten des Stadtarchivs Rheinfelden (Mitteilungen von Herrn A. SENTI). – Zentralbibliothek Zürich, Nachlaß J. K. LAVATER, Briefwechsel Lava-

ter-Sulzer 1781–1800 (38 Briefe LAVATERS, 44 Briefe SULZERS). – *Allgemeine Deutsche Biographie*, Band 37 (1894) S. 150 f. – G. VON SCHULTHESS-RECHBERG, *Aus einem Briefwechsel des 18. Jahrhunderts über Katholizismus und Protestantismus, J. C. Lavater und J. A. Sulzer*, in *Die Christliche Welt* (Evangelisches Gemeindeblatt) 27, Marburg 1913, Sp. 142–53. – H. SCHIEL, *Sailer und Lavater*, Köln 1928. – Ders., *Joh. Michael Sailer, Leben und Briefe*, Band II, Regensburg 1952. – J. JANSSEN, *Friedrich Leopold Graf zu Stolberg*, Band II, Freiburg im Breisgau 1877. – S. VOELLMY, *Ulrich Bräker, der Arme Mann im Tockenburg*, Zürich 1923. – Ders., *Daniel Girtanner von St. Gallen, Ulrich Bräker aus dem Toggenburg und ihr Freundeskreis*, St. Gallen 1928. – Ders., *Unbekannte Freundschaftsbriege aus den Jahren 1791–1794, Joh. Anton Sulzer an Daniel Girtanner*, in *Corona Amicorum*, Emil Bächler zum 80. Geburtstag, St. Gallen 1948, S. 195–208. – F. STROBEL, *Der Katholizismus und die liberalen Strömungen in Baden vor 1848*, Diss. München 1938, S. 74 f. – *Zur Erinnerung an J(osef) A(nton) Sulzer, s. Z. Bezirksarzt von Rheinfelden*, Rheinfelden 1854. – G. BONER im *Aargauer Volksblatt* vom 23. Juni 1956.

Georg Boner 822

**Surläuly, Michael Eduard**, \* 17. Oktober 1844 in Baden, † 23. Dezember 1902 daselbst, bedeutender Musikdirektor und Komponist von Chorliedern. Sproß eines seit Beginn des 15. Jahrhunderts in der Bäderstadt ansässigen, zeitweise sehr zahlreichen Bürgergeschlechts, besuchte Eduard Surläuly die Bezirksschule Baden, studierte hierauf Musik, zumal am Konservatorium München, wurde 1867 als Nachfolger von Carl Attenhofer Musikdirektor und Organist in Rapperswil, wo er 1870 bis 1874 auch die Cäciliagesellschaft und den Männerchor leitete. 1869 bis 1878 Dirigent des Sängervereins Richterswil, 1874 des Sängervereins Helvetia in Zürich. Von 1876 an wirkte er an der eben eröffneten Musikschule in Zürich, dem späteren Konservatorium, neben Hegar, Attenhofer und Weber als Hilfslehrer für Klavier und Chorgesang, reichte aber schon im Sommer 1878 seine Entlassung ein. Im folgenden Jahr dirigierte er den Kirchengesangverein Neumünster, 1880

den Liederkranz Neumünster-Zürich, 1882 bis 1885 den Männerchor Baden, der ihm die damals ansehnliche Besoldung von 500 Franken nebst der Vergütung der Reisespesen von Zürich ausrichtete, dafür unter seiner Leitung einen bemerkenswerten Aufschwung nahm und bald bedeutende Erfolge an Gesangfesten, so 1883 in der Zürcher Tonhalle, 1885 am Kantonalgesangfest in Aarau, hier mit dem Wettlied *Frühling wird es doch einmal* von Surläuly, errang. Als aber bald darauf der Männerchor wegen sehr mißlicher Finanzlage beschloß, das eidgenössische Sängerfest in Sankt Gallen im folgenden Jahre nicht zu besuchen, demissionierte Surläuly verärgert und ließ sich durch keine Bemühungen zum Verbleiben in der Direktion bewegen. Er erhielt auch gleich einen Ruf als Organist und Dirigent des Männerchors und Gemischten Chors nach Chur, wandte sich aber schon 1887 nach Schaffhausen, wo er sechs Jahre als Gesanglehrer am Gymnasium und als Direktor des Männerchors wirkte. 1893 zog er endgültig nach Zürich, leitete den Männerchor Riesbach und verschaffte sich den Unterhalt als Privatlehrer für Klavier. In sehr dürftigen Verhältnissen beschloß er sein Leben im Bürgerspital Baden.

Hans Jelmoli schildert in der *Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Konservatoriums Zürich* Eduard Surläuly als robuste Natur von freimütiger Meinungsäußerung, der es an Enttäuschungen nicht gefehlt habe. An echtem Humor und an seiner naiven Naturfreude habe er indessen zwei gute Weggenossen besessen. Der Humor hat ihn jedenfalls nicht davor bewahrt, Schwierigkeiten des Lebens, Kritik oder Meinungsverschiedenheiten im Kreise seiner jeweiligen Tätigkeit überlegen zu meistern. Daraus erklärt sich der unglaublich häufige Ortswechsel in seiner beruflichen Tätigkeit, der zur Folge hatte, daß Surläuly nie eine seiner Fähigkeit entsprechende Position im schweizerischen Musikleben sich verschaffen konnte. Groß ist die Zahl seiner Kompositionen für gemischten Chor und Männerchor, die im

letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts an Gesangfesten gesungen wurden und in den bekannten Liedersammlungen Aufnahme gefunden haben.

LITERATUR: *Denkschrift der Cäciliengesellschaft Rapperswil*, 1887. – F. O. LEU, *Denkschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Männerchors Baden*, 1926. – J. CONRAD, *Gedenblätter des Männerchors Chur*, 1898. – HS. JELMOLI, *Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Konservatoriums für Musik in Zürich*, 1926. – *Geschäftsberichte der Musikschule Zürich 1876–1878*. – *Festschrift des Sängervereins Richterswil*, 1929. – E. REFARDT, *Historisch-Biographisches Musikerlexikon der Schweiz*, 1928, mit Verzeichnis der Kompositionen. – *Schweizerische Musikzeitung 1902 und 1903*.

Otto Mittler 823

**Suter, Emil**, von Zug und Hünenberg. \* 15. November 1875 im Hof Stadelmatt (Gemeinde Hünenberg), † 29. Juni 1944 in Wohlen. In jungem Alter durch einen Unfall am Betrieb der Landwirtschaft körperlich behindert, entschließt sich der naturverbundene, mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete Bauernsohn zum Lehrerberuf. Werdegang: Freies katholisches Lehrerseminar Zug. 1895 Sekundarlehrerpatent für die Kantone Zug und Luzern. 1895 bis 1901 Studium moderner Sprachen, Germanistik, Geschichte und zuletzt auch Biologie an der Akademie Neuenburg und den Universitäten Fribourg, Leipzig und Basel, zeitweise parallel mit Schuldienst. 1901 Doktorat in phil. I in Basel. 1901 bis 1904 Lehrer am Institut Zuberbühler in Aarburg. 1903 und 1905 Bezirkslehrerprüfung in Aarau in den Fächern Deutsch, Französisch, Geschichte, Biologie und Geographie. Nach kurzer Stellvertretung in Muri Lehrer an der Bezirksschule Wohlen von 1904 bis 1940. Neben dem Lehramt zunächst intensive Beschäftigung mit Biologie. Gründer des Ornithologischen Vereins Wohlen. Viele Referate in den verschiedensten Landesteilen über Kleintierzucht. Geschätzter Preisrichter an diesbezüglichen Ausstellungen. Gründer des Obstbauvereins Wohlen. – 1926 Zu-

wendung zur Prähistorie und lokalgeschichtlicher Forschung. Leiter erfolgreicher Ausgrabungen namentlich von Grabhügeln im «Hohbüel» und «Häslerhau» der Gemeinde Wohlen und anderwärts. 1927 Mitbegründer der Historischen Gesellschaft Wohlen und Umgebung (später Historische Gesellschaft Freiamt); deren Präsident bis zu seinem Tode. Gründer der Jahresschrift *Unsere Heimat*. Deren 18 erste Bände enthalten über 80 Arbeiten aus seiner Feder. Seine Arbeit über die Flurnamen von Wohlen sollte ein erster Teil einer auf vier Bände berechneten Heimatkunde von Wohlen sein; der Tod hat die Vollendung verhindert. Mit ausgeprägtem Lehrgeschick begeistert Emil Suter seine Zuhörer, seien es Erwachsene oder Schüler, für Natur- und Heimatkunde; als Forscher ist er unermüdlich, als Historiker vielseitig und anregend.

QUELLEN: Nachrufe in den Lokalzeitungen und Schulberichten, Angaben von Hr. Dr. P. SUTER, sodann insbesondere ENGELBERT ROTHLIN in *Unsere Heimat* 19.

SCHRIFTEN: *Das Kloster Frauenthal*, im *Zuger Neujahrsblatt für das Jahr 1908*. – *Über Fichtenzapfenformen und deren Vorkommen im untern Freiamt*, in *Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen* 1923. – *Etwas über Gartenzierbäume und Sträucher unserer Dorfgärten*, in *Jahresbericht der Schulen von Wohlen* 1930. – *Die Flurnamen der Gemeinde Wohlen*, 1934. – In *Unsere Heimat*, Bd. 1–21, eine fast ununterbrochene Folge von über 80 Arbeiten aus seiner Hand.

Ernst Schaffner 824

**Suter, P. Fidelis**, von Sins, \* 16. März 1796 in Ferrara, † daselbst 30. August 1883, Bischof von Rosalia, Titular-Erzbischof von Ancyra, Apostolischer Vikar in Tunis. Der Vater, Franz Xaver Suter von Sins, war unter Papst Pius VI. in den Dienst der Schweizergarde getreten, verließ später Rom und arbeitete in einem Handelsgeschäft in Ferrara, wo er in jungen Jahren starb und Frau und Kind in drückender Armut zurückließ. Der talen-

tierte Sohn Franz Kaspar Josef wurde ins erzbischöfliche Seminar von Ferrara aufgenommen und kostenlos ausgebildet. Im August 1814 kam er als 18jähriger Student zum ersten- und letztenmal nach Sins, um seinen Heimatort und seine Verwandten kennenzulernen. Eintritt ins Kapuzinerkloster Ferrara am 4. Oktober 1816 mit Klosternamen Fidelis, in Erinnerung an den Ordensgenossen Fidelis von Sigmaringen, der 1622 in Seewis in Graubünden als Opfer des Glaubenshasses starb. 1822 Prolektor der Philosophie in Imola, 1825 bis 1828 Dozent der Theologie in Ferrara, 1828 Guardian in Ferrara. Der päpstliche Legat, Kardinal Ugolini, wählte ihn zu seinem Beichtvater, und verschiedene Bischöfe ernannten ihn zum Synodalexaminator. 1834 Provinzial der Kapuzinerprovinz Bologna und hochangesehen, so daß ihn nach dem Tode des Kardinal-Erzbischofs von Ferrara viele als dessen Nachfolger beehrten. 1843 wurde er zum Apostolischen Vikar in Tunis erwählt und am 29. September 1844 durch Papst Gregor XVI. zum Bischof von Rosalia (*in partibus infidelium*) geweiht, mit Residenz in Tunis.

Hier in Nordafrika wirkte er während 38 Jahren Großes, verbesserte die religiös-sittlichen Zustände, gründete Knabenschulen für reich und arm, eröffnete Hospitäler, legte Friedhöfe an, sorgte auch für Bildung der Mädchen und setzte sich ein für die Kranken, besonders während der Cholera-Epidemie. Die Kirche von Tunis vergrößerte er, restaurierte das Gotteshaus von Biserta und gründete ein Hospiz mit Kirche für Missionare in Goletta.

Kluger Sinn und loyales Wesen ermöglichten ihm unter schwierigsten Umständen ein segensreiches Wirken, das von Christen und Mohammedanern dankbar anerkannt wurde. Die tunesischen Beys schätzten ihn hoch, und die diplomatischen Agenten Frankreichs erwarben ihm die Gunst der französischen Herrscher in hohem Maße. König Louis Philipp ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion,



bestimmt angenommen werden dürfe, daß ohne die angeordneten Verhaftungen der Aufruhr nicht ausgebrochen wäre.» Des Aufruhrs überwiesen wurde Suter zur Kettenstrafe auf die Dauer von zwei Jahren verfällt; das Obergericht aber verurteilte ihn am 27. Juli 1843 mit fünf andern Beteiligten *in contumaciam* zum Tode. 1845 wurde, im Zusammenhang mit den Freischarenzügen nach Luzern, Amnestie ausgesprochen für alle am Aufruhr von 1841 Beteiligten; doch Xaver Suter, der politischen Zustände im Aargau überdrüssig, hatte sich inzwischen nach Luzern begeben, wo er am 20. August 1847 förmliche Niederlassungsbewilligung erhielt.

Der Sonderbundskrieg zog ihn nochmals in den politischen Strudel hinein. Er war mit andern aargauischen Emigranten mitbeteiligt bei der Organisation des freiwilligen Freiamter Korps, das aus Überläufern aus dem Freiamt bestand, und wurde durch Tagesbefehl vom 22. November 1847 zum zweiten Hauptmann dieser Freischar ernannt. Beim Einbruch der Sonderbundstruppen ins Freiamt am 12. November 1847 marschierte Hauptmann Suter mit und kämpfte bei Geltwil gegen die Eidgenossen. Nach der Niederlage des Sonderbundes flüchtete er nach Engelberg, wo er am 18. Dezember 1847 von eidgenössischen Truppen verhaftet und dem Bezirksamt Muri zugeführt wurde. Das Bezirksgericht verurteilte ihn am 25. Oktober 1848 zu 50 Franken Buße, zur Einstellung im Aktivbürgerrecht auf vier Jahre und zur Bezahlung der Untersuchungs- und Gefangenschaftskosten. Das Obergericht verschärfte das Urteil am 2. Dezember 1848 auf 200 Franken Buße und zwölf Jahre Einstellung im Aktivbürgerrecht.

Suter zog sich jetzt endgültig aus dem öffentlichen Leben zurück und führte in stiller Zurückgezogenheit die Pension Gibraltar in Luzern. Er starb mit 84 Jahren am 18. April 1886 und wurde in Sins begraben. Eine kurze Notiz im *Vaterland* vom 21. April 1886 sagt von ihm, er habe

zu den Stillsten und Friedlichsten im Lande gehört, und wohl niemand hätte in ihm den Führer eines Volksaufstandes vermutet. Im Freiamt war der Präsident des Bünzer Komitees, als politischer Führer einst im Mittelpunkt wildbewegter Ereignisse stehend, schon fast vergessen.

Sein Grabdenkmal steht auf dem obern Friedhof in Sins und trägt die biblischen Worte: «Selig, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden; denn ihrer ist das Himmelreich.» Sie deuten auf das schwere Schicksal des Verblichenen hin, der ein Politiker ohne Erfolg war. Doch ist der Mut zu bewundern, mit dem Xaver Suter einer Übermacht entgegentrat, und auch darauf ist hinzuweisen, daß er in den «Mellinger Wünschen» demokratische Ideen vertrat, die der Zeit vorausseilten und erst nach Jahrzehnten verwirklicht wurden.

LITERATUR: J. DIERAUER, *Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft V*, 678. – S. ABT, *Der Aufruhr im Freiamt vom Januar 1841*, Aarau 1874. – *Erbe und Auftrag*, S. 72 ff., 89, 99. – E. VISCHER, *R. Rauchenstein und A. Heusler*, ein politischer Briefwechsel aus den Jahren 1839–1841, S. 95 und 213, Anm. 64. – Extrabeilage zum *Aargauischen Amtsblatt*, Nr. 34, 1843. – F. ROHNER, *Vom Dorfplatz in Sins*, im *Freischütz* (Muri) vom 17. Januar 1941 ff. und separat; – F. ROHNER, *Wes em Bezirksamtme Weibel z' Meiebürg obe gange ischt*, im *Freiamter Kalender 1944*, S. 55 ff. – F. ROHNER, *Friedensrichter G. Stocker von Abwil im Sonderbundskrieg*, im *Freiamter Kalender 1951*.

Franz Rohner † 826

**Suter, Fritz Anton**, von Suhr, \* 25. April 1874 in Winterthur, † 20. November 1910 in Lima (Peru), Arzt, Professor der Chirurgie. Der Sohn des Aarauer Seminarrektors Jakob Suter (s. d.) besuchte zunächst in Winterthur die Schulen, von 1887 an in Aarau das Progymnasium, seit 1889 das Gymnasium, aus dessen vierter Klasse er 1892 austrat, um sich 1893 die Maturität in Neuenburg zu erwerben. Schon der Gymnasiast hatte Eifer und Geschick besonders für naturwissenschaftlich-anatomische Arbeiten und zugleich

für die Erlernung fremder Sprachen gezeigt. Seinen medizinischen Hochschulstudien widmete sich Suter zuerst in Genf, wo ihn namentlich der Anatom Laskowsky gründlich schulte, darauf in Zürich, wo er hauptsächlich histo-anatomischen Studien unter Stöhr oblag, und in Basel, wohin ihn der Ruf des hervorragenden Chirurgen August Socin zog; Suter wurde bald dessen Unterassistent. Nach einem Studienaufenthalt in Florenz (1896/1897) beschloß Suter sein Medizinstudium 1898 in Basel mit dem Diplom (1900 Doktorat), übernahm dort 1899 die Stelle eines Bezirksarztes an der allgemeinen Poliklinik, zog aber schon 1900 als Mitglied der schweizerischen Rotkreuzexpedition nach Südafrika auf den Schauplatz des Burenkrieges. Nach der Rückkehr veröffentlichte Suter das über 300 Seiten zählende Buch *Unter dem Schweizer Roten Kreuz im Burenkrieg*, Leipzig 1901.

An eine für Suters chirurgische Weiterbildung fruchtbare Tätigkeit als Volontärarzt der Chirurgischen Universitätsklinik in Prag (Mai bis August 1901) schloß sich eine Studienreise nach Paris und London und eine fast zweijährige Wirksamkeit an der Chirurgischen Klinik in Genf (1901/1903). Befriedigender als diese war die Arbeit als mehrjähriger Assistent und schließlich Stellvertreter von Professor Schloffer an der Chirurgischen Klinik in Innsbruck. Schwierigkeiten, die sich dort dem Betreten der akademischen Laufbahn entgegenstellten, bewogen Suter, den ein peruanischer Freund auf die einem tüchtigen Chirurgen in Peru sich bietenden Möglichkeiten hingewiesen hatte, dorthinzugehen. Im April 1908 kam er in Lima an und konnte sich rasch Ansehen und Geltung verschaffen, so daß ihm die Regierung von Peru im Sommer 1910 die neugeschaffene Professur für klinische Chirurgie an der Universität Lima anbot, die Suter mit Freuden annahm. Wenige Monate später riß ihn eine Herzlähmung kaum 37jährig aus der verheißungsvollen Laufbahn als praktischer Arzt und vor allem Chirurg und als Wissenschaftler.

NEKROLOG VON EUGEN BIRCHER in der *Schweizerischen Rundschau für Medizin* vom 18. März 1911, auch S. A., mit Würdigung und Verzeichnis der Veröffentlichungen SUTERS und seinem Porträt.

Georg Boner 827

**Suter, Hans**, von Gränichen und Zofingen, Stadtmann von Zofingen, \* 8. Juni 1860 in Gränichen, † 8. November 1930 in Zofingen. Hans Suter verbrachte seine Jugend- und Schuljahre in der elterlichen «Linde» zu Gränichen. Er besuchte die Kantonsschule in Aarau und erwarb sich, nach Studien an der Universität Bern, 1882 das aargauische Notariatspatent. Als junger Notar kam er 1882 an die Gerichtskanzlei Zofingen, avancierte 1891 zum Substituten, und 1897 erfolgte seine Wahl zum Bezirksamtman. 1903 erwarb er das Bürgerrecht von Zofingen. Im Herbst 1913 erkor ihn die Bürgerschaft zu ihrem Stadtmann.

Hans Suter hat sich rasch in die Kommunalverwaltung eingelebt. Seine Anpassungsfähigkeit und Klugheit, sein häuslicher Geist und sein Weitblick halfen ihm in den schweren Tagen des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit den Gemeindehaushalt vorbildlich führen. Auf allen Gebieten der Stadtverwaltung setzte er sich klug und umsichtig ein. Die wichtigsten Kommissionen, so die Bau- und Forstkommission, jene der Licht- und Wasserwerke standen jahrelang unter seiner Leitung. Zofingen verdankt Stadtmann Suter vor allem eine großzügige Neugestaltung der Kanalisationsanlage. Auch das Schulwesen fand in ihm, als Mitglied der Schulpflege, einen eifrigen Förderer und Betreuer.

Sein allzeit reges Interesse an der Politik und am Zeitgeschehen brachte ihn früh in politische Ämter. So kam er 1908 als Nachfolger von Oberst Künzli in den Nationalrat, trat aber 1911 das Mandat seinem Freunde Nationalrat Otto Hunziker ab. Von 1913 bis zu seinem Tode war er Mitglied des Großen Rates, den er 1924/25 präsidierte. Die Freisinnig-Demokratische Partei des Kantons und des

Bezirk delegierte ihn lange Jahre in ihren Vorstand und in ihre Kommissionen.

Das Vereinsleben sah Hans Suter als aktiven Schützen, Turner und Sänger. Dem Vaterlande diente er als Offizier.

Hans Suter war der geborene Mann des öffentlichen Lebens. Sein Leben und Streben galt dem Volke, und das Volk schenkte und bewahrte ihm die Treue. Ein schlichtes, einfaches Wesen, eine strenge Amtsauffassung, eine Arbeitsfreude, ein unermüdlicher Einsatz für alles Gute, Schöne und Edle entsprangen seinem goldlauteren Herzen.

QUELLEN: *150 Jahre Aargau im Lichte der Zahlen*, S. 179. – *Zofinger Tagblatt* vom 7. Juni, 8., 10. und 12. November 1930.

Hans Kilchmann 828

**Suter, Heinrich**, \* 4. Januar 1848 in Hedingen ZH, † 17. März 1922 in Dornach, Mathematiklehrer an den Kantonsschulen von Aarau und Zürich, Historiker der islamischen Mathematik und Astronomie. Suter studierte an den Hochschulen von Zürich und an der Universität Berlin die mathematischen Wissenschaften. Er promovierte 1871, trieb bis 1874 Privatstudien und unterrichtete dann an den Mittelschulen von Schaffhausen, St. Gallen, Aarau (1876–1886) und Zürich (1886 bis 1918). Seine Schüler rühmten seine Güte und die klare Art seines Unterrichtes, seine Kollegen sein bescheidenes, aller Vordringlichkeit abholdes Wesen. Schon in der Studienzeit und später neben dem Unterricht beschäftigte sich Suter intensiv mit der Geschichte der Mathematik. Er publizierte zunächst eine zweibändige Geschichte der mathematischen Wissenschaften von den Anfängen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Mit diesem Werk, das durch Moritz Cantors Geschichte der Mathematik in den Schatten gestellt wurde und heute fast vergessen ist, hat sich Suter eine breite Grundlage für seine spätern quellenmäßigen Arbeiten geschaffen. 1892 beginnt die Reihe seiner Publikationen zur islamischen Mathematik. Kenner seiner Arbeiten heben die un-

bedingte Zuverlässigkeit bei der Übersetzung der von ihm erschlossenen Quellen, seine Behutsamkeit beim Aufstellen von kritischen und historischen Vermutungen und seine Gründlichkeit in der Erklärung der Texte hervor. Seine Auffassung von der Geschichte der islamischen Mathematik, wie sie in der Arbeit über die Mathematiker und Astronomen der Araber dargestellt ist, hat bis heute keine wesentliche Verschiebung erfahren. In Anerkennung seines Wirkens als Forscher auf dem Gebiete der islamischen Mathematik und Astronomie verlieh ihm die Universität Zürich die Würde eines Ehrendoktors.

VERÖFFENTLICHUNGEN: Vollständige Liste der Publikationen in *Isis V* (1923) 414–7.

LITERATUR: O. BECKER und J. E. HOFMANN, *Geschichte der Mathematik*, Bonn 1951, S. 259 und 331. – J. RUSKA, *Heinrich Suter*, in *Isis V* (1923) 409–14.

Hans Ramser 829

**Suter, Hermann**, von Unterehrendingen, \* 24. April 1870 in Kaiserstuhl, † 22. Juni 1926 in Basel. Komponist, Direktor des Konservatoriums Basel. Sein Vater, seit 1875 Oberlehrer und Organist in Laufenburg, erteilt dem Sohn ersten Klavier- und Violinunterricht. 1885 bis 1888 Besuch des Gymnasiums Basel. Schon damals wird Hermann Suter mächtig gefördert durch Hans Huber und Alfred Glaus. Musikstudium am Konservatorium Stuttgart, seit 1890 an jenem von Leipzig, in Stuttgart tief beeindruckt durch die Musik Richard Wagners, in Leipzig Bekanntschaft mit Richard Strauß, Beginn des eigenen kompositorischen Schaffens und Abschluß der Studien mit glänzendem Zeugnis.

1892 Musiklehrer in Zürich, Dirigent des «Liederkranzes» in Uster, 1893 solcher des Männerchors Schaffhausen, 1894 Organist an der neuen Kirche Zürich-Enge, 1896 Klavierlehrer am Konservatorium Zürich, 1897 Leiter des «Stadtsängervereins» Winterthur, 1901 des «Gemischten Chors Zürich» als Nachfolger von Friedrich Hegar. 1902 wird ihm die Erfüllung seiner Berufswünsche zuteil mit

der Berufung nach Basel als Leiter der «Allgemeinen Musikgesellschaft», des «Basler Gesangvereins» und der «Basler Liedertafel». Seine großen Sinfonie- und Chorkonzerte leiten in glücklicher Synthese von Altbewährtem mit der Moderne eine hohe Blüte des musikalischen Lebens ein und erheben Basel zum Rang einer Musikstadt von internationaler Bedeutung. 1913 Ehrendoktor der Universität Basel, 1918 bis 1921 Direktor des Konservatoriums.

Die zahlreichen Kompositionen zeugen von sehr vielseitiger, schöpferischer Begabung. Neben stimmungstarken Männerchören und zum Gemeingut gewordenen Volksliedern stehen große Vokalwerke mit Orchester, Kammermusik, Sinfonien, dann bedeutende Gelegenheitswerke, wie die Musik zum Festspiel am Eidgenössischen Schützenfest von 1912, zur 400-Jahr-Feier der Vereinigung von Riehen mit Basel und als größte Schöpfung 1924 *Le Laudi di San Francesco d'Assisi*. Hermann Suter zählt zu den hervorragendsten Meistern der schweizerischen Musikgeschichte.

Siehe *Lebensbilder*, S. 442–6, mit Verzeichnis der Werke und der Literatur, von WALTER MÜLLER von Kulm.

Otto Mittler 830

**Suter, Jakob**, Rektor, \* 24. September 1844 in Suhr, † 14. Juni 1923 in Ascona. An den Besuch des Gymnasiums Aarau schlossen sich Studien in Altphilologie und Germanistik an den Universitäten Zürich und Heidelberg an. 1866/67 Hauslehrer an der Riviera und Vikar am Gymnasium St. Gallen. 1867 bis Ende 1886 Hauptlehrer am Gymnasium Winterthur für Deutsch, Latein und Griechisch. 1887 bis Frühjahr 1919 Rektor des Lehrerinnenseminars und Töchterinstituts Aarau; Unterrichtsfächer: Deutsch, Latein und Pädagogik. Die Jahre des Ruhestandes verlebte er in Ascona. – Das Lehrerinnenseminar war 1873 bis 1910 eine städtisch-staatliche Lehranstalt, 1911 wurde es staatlich. Das mit ihm verbundene Töchterinstitut

ging auf eine Gründung des Jahres 1787 zurück. Unter Rektor Suters Leitung und dank seinen beharrlichen Bemühungen entwickelte sich die Lehranstalt in mannigfacher Hinsicht: Verlängerung der Ausbildungszeit von drei auf vier Jahre (1892; die Lehrerschaft stand zwar zunächst in Opposition, weil künftig der Eintritt ins Seminar schon nach der dritten Klasse der Bezirksschule möglich wurde); Einführung des Unterrichts in Instrumentalmusik, Turnen (das vorher ohne fachmännische Leitung in bescheidenstem Umfang erteilt worden war), Hygiene und Latein (fakultativ); Schaffung der Übungsschule. Die Verhandlungen zwischen Stadt und Kanton, die den Neuerungen vorausgingen, verlangten ein fast unglaubliches Maß von Zähigkeit und Geduld. Um die Gründung der Übungsschule ging es jahrzehntelang hin und her, bis sie endlich unmittelbar nach dem Rücktritt von Rektor Suter eröffnet werden konnte. Einige seiner Pläne mißlingen, so vor allem jener, seine Schule zu einem Mädchengymnasium zu erweitern. «Man wolle die gymnasiale Abteilung im Auge behalten», lautete der Bescheid der Behörde und indessen wurde das Gymnasium der Kantonsschule den Mädchen zugänglich gemacht. Es blieb auch nicht aus, daß sich Rektor Suter für Bestehendes wehren mußte: 1913 versuchte die Regierung, den Unterricht in Klavier und Violine auf ein Fakultativum zurückzusetzen und den Einzelunterricht der vorgerückten Instrumentalschülerinnen aufzuheben. Seine Hartnäckigkeit erreichte, daß es nicht dazu kam; sie war eine seiner deutlichsten Eigenschaften. Was er als richtig erkannt hatte, verfolgte er unachgiebig, auch wenn es ihm Feindschaft eintrug: Kollegen, die zuviel forderten, mahnte er immer wieder, Maß zu halten. In einer seiner vielen Ansprachen wies er auf die Gefahren des Fachsystems hin: «Überschätzung des eigenen, Geringschätzung anderer Fächer.» Die Sorge für seine Zöglinge war nur zu berechtigt, denn es ist erstaunlich, wie oft

in jenen Jahrzehnten Erholungsurlaube wegen Bleichsucht, Nervosität oder anderen Schwächen erteilt werden mußten. Die Beharrlichkeit konnte allerdings gelegentlich auch zu einer gewissen Enge des Urteils führen: Rektor Suter hat – übrigens zusammen mit seiner Lehrerschaft – mehrere Jahre lang gegen das neugeschaffene Töchterheim nur Bedenken geäußert, weil er die Unterbringung in Familien für richtig hielt und das Beisammensein von Schülerinnen verschiedener Lehranstalten nicht gerne sah. Auch in einer andern Sache hielt er zähe, wenn auch wirkungslos, an seiner Auffassung fest: Tanzstunden, Privatbälle, romantisches Heimbegleiten und ähnliches, was zwischen den beiden Aarauer Mittelschulen hin und her spielte, erweckte seinen Argwohn und rief Strafpredigten hervor. Daß er darin nicht allein stand, bezeugt eine Konferenz der beiden Direktoren unter dem Vorsitz des Erziehungsdirektors, die sich mit dem «zu intimen Verkehr der Kantonsschüler mit den Schülerinnen der Kantonsschule und des Seminars» befaßte (1907)! – Bedächtig und gelassen war die Art, wie Rektor Suter sich äußerlich gab, aber wer die einläßlich geführte Schulchronik, die er hinterlassen hat, liest, begegnet nicht selten leidenschaftlichen Eintragungen. Wo er kämpfen und sich auseinandersetzen mußte, tat er es mit Würde, doch gelang ihm diese Haltung sicher nicht mühelos.

Wie sehr ihn auch die Schularbeit erfüllte, so fand er doch noch Zeit und Kraft, auch in einem weiteren Umkreis zu wirken: Schon in seiner früheren Aarauer Zeit organisierte er namens der Kulturgesellschaft hauswirtschaftliche Lehrerinnenkurse, aus denen später das Hauswirtschaftslehrerinnenseminar herausgewachsen ist. Im geistigen Leben der Stadt trat er mehrfach in der Reihe der winterlichen Vorträge hervor. Er gehörte mehr als drei Jahrzehnte lang zu den führenden Persönlichkeiten Aaraus und gab länger als ein halbes Jahrhundert der Jugendbildung sein Bestes.

PUBLIKATIONEN: In den *Jahresberichten des Lehrerinnenseminars und Töchterinstituts Aarau, 1891/92: Das Aarauer Schulwesen im XVII. und XVIII. Jahrhundert. 1895/96: Das Volkslied und sein Einfluß auf Goethes Lyrik.* – 1900/01: *Zur Erinnerung an Seminarleiter Jakob Keller (1843–1900)*, eine Auswahl aus dessen Briefen. – Abhandlungen über Homerische Probleme, im *Programm der Stadtschulen Winterthur 1872 und 1884.* – *Pädagogische Streifzüge*, Vortrag in *Schweizerische Pädagogische Zeitschrift 1900*, 6. – *Rud. Rauchenstein*, Lebensbild in *Brugger Neujaahrsblatt 1900.* – *Zur Erinnerung an Seminarleiter Jakob Keller*, Aarau 1901. – *Die Koch- und Haushaltungskurse der Kulturgesellschaft des Bezirks Aarau*, Aarau 1902. – *Handbüchlein der Pädagogik*, Aarau 1909. – *Dem Andenken Heinrich Pestalozzis*, Zürich 1913.

NACHRUF: *Jahresbericht des Lehrerinnenseminars und Töchterinstituts Aarau 1923/24* (mit Bild).

Karl Speidel 831

**Suter, Johann Rudolf**, von Zofingen, \* 29. März 1766 in Zofingen, † 24. Februar 1827 in Bern. Dr. phil. und Dr. med., Professor an der Akademie in Bern. Aus einem altbürgerlichen Zofinger Geschlecht stammend, zeichnete sich der Knabe Rudolf in der Schule nicht unvorteilhaft aus durch eine oft bis zur Wildheit sich steigende Lebhaftigkeit sowie durch ein glänzendes Gedächtnis. Von der Zofinger Lateinschule kam er an die Akademie nach Bern und promovierte dort im Frühjahr 1781. Philosophie und Naturwissenschaft zogen ihn an, nicht minder aber das klassische Altertum. In seiner Familie wünschte man, daß er sich der Rechtskunde widme. Er kam daher nach damaligem Brauch in eine Amtsschreiberei. Das war aber nichts für Suters Geist. 1785 lag die Notariatsstube hinter ihm. Der Jüngling wanderte nach Göttingen an die Hochschule. Schon nach zweijährigem Studium erwarb sich der erst 21jährige die philosophische Doktorwürde. Er hatte sich auch medizinischen Studien gewidmet, allein die Medizin gefiel ihm nicht recht. Im innern Zwiespalt wandte er sich an einen seiner früheren Lehrer in Göttingen. Dieser riet

ihm von der Philosophie ab und bemerkte, er solle sich in der Medizin noch besser ausbilden. Suter gehorchte und ging im Jahre 1791 nach Mainz zu dem genialen Anatomen Sömmering. Hier lag er nun eifrigem Studium ob. Er war auch ein tätiges Mitglied der patriotischen Gesellschaft, allein seine Ideen fanden nicht immer Billigung. Mainz wurde bald darauf von den Franzosen besetzt. Suter mußte aus Mainz fliehen, denn Köpfe wie er wurden nicht geduldet. Am 30. Juli 1793 war er wieder in Göttingen, aber auch hier glaubte er sich nicht mehr sicher. Im Herbst des Jahres 1794 kehrte er als Doktor der Medizin nach Zofingen zurück, übte hier seinen Beruf als Arzt aus und trieb daneben eifrig Politik. 1798 wurde Suter Unterstatthalter des Bezirks Zofingen und kam am 5. April in den Großen Rat der Helvetischen Republik. Hier griff er energisch zu. Am 11. Mai 1798 stellte er den denkwürdigen Antrag, «die Tortur sei in ganz Helvetien abzuschaffen.» Nach seinem Ausscheiden aus dem Großen Rat widmete er sich vorläufig wieder seinem Beruf als Arzt und der Wissenschaft, besonders der Botanik. Es erschien im Jahre 1802 seine zweibändige Arbeit *Helvetiens Flora*.

1820 gab Suter seine ärztliche Praxis in Zofingen vollständig auf und bekleidete bis 1827, also bis zu seinem Ableben, in Bern eine Professur für griechische Sprache.

Er war also Arzt, Botaniker, Politiker, Sprachforscher und dazu kam noch der Dichter, und zwar soll er schon als junger Student in Göttingen viele Gedichte verfaßt haben.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Helvetiens Flora*, worin alle im Hallerschen Werke enthaltenen und seither neu entdeckten Schweizerpflanzen nach Linnés Methode aufgestellt sind, erste Ausgabe, Zürich 1802. – *Helvetiens Flora*, enthaltend die phanerogamischen Gewächse, zwei Bändchen, vermehrt und herausgegeben von JOH. HEGETSCHWEILER, Zürich 1822.

LITERATUR: E. JENNY, im *Zofinger Neu-jahrsblatt* 1906, S. 1.

Fritz Schoder 832

**Suter, Johann Rudolf**, \* 21. Juni 1845 in Zofingen, † 17. Dezember 1917 daselbst, Bürger von Zofingen, Fabrikant, Großrat, Nationalrat, Oberst der Infanterie. Nach Beendigung seiner hiesigen Schulzeit besuchte er die Kantonsschule in Aarau. Infolge der freigeistigen und antiklerikalen Gesinnung von Professor Rochholz (Aarau) trat Suter aus der Kantonsschule und bezog das Realgymnasium in Basel, um nach der Maturität die ETH in Zürich zu besuchen. Nach abgeschlossenem Studium betrieb er mit seinem Vetter Gustav Straehl, dem Stifter des Zofinger Museums, eine Türkischrotfärberei in Zofingen. Im Jahre 1888 gab er die Färberei auf und widmete sich von da an ausschließlich der Politik und der Schule. Viele Jahre stand R. Suter der hiesigen Schulpflege als Präsident vor und erwarb sich große Verdienste um die Gründung einer Mädchenbezirksschule (1886); auch setzte er sich für die Schaffung eines Pensionsfonds zugunsten der Lehrerschaft ein. Während vierzehn Jahren gehörte er als Mitglied dem aargauischen Handelsgericht an. Im Großen Rat des Kantons Aargau saß Suter vom Jahre 1880 bis zu seinem Ableben; den Rat präsiidierte er 1889/90. Er war 1884/85 auch Mitglied des aargauischen Verfassungsrates. Während Jahrzehnten war R. Suter eine markante Persönlichkeit im öffentlichen Leben Zofingens, ausgezeichnet durch große Vaterlandsliebe, versöhnlichen Geist und Gerechtigkeitsinn. Selbst eifriger Gegner des Nationalbahnbaues, trat er, nach seiner im Jahre 1901 erfolgten Wahl zum Mitglied des Nationalrates, in Wort und Schrift nach Kräften für die Übernahme der Restschuld der Gemeinde Zofingen, aus der Nationalbahnkatastrophe durch den Bund ein. Er gehörte den eidgenössischen Räten bis zu seinem im Jahre 1917 erfolgten Hinschied an.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Der freihändige Rückkauf der Schweizerischen Nordostbahn und die Schweizerische Nationalbahn*, Zofingen 1901. – *Rede des Nationalrates R. Suter aus Zofingen*, gehalten am 6. Dezember 1904

*im Nationalrat bei Anlaß der Behandlung des Gesuches der Garantiestädte betreffend Nachlaß des Restes der Nationalbahngarantieschuld*, Bern 1904.

LITERATUR: *Schweizer Zeitgenossen-Lexikon*, Band I (1921) S. 659, und Band II (1932) S. 889. HBL VI (1931) 616. – *150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen*, 1954, S. 180. – Nekrolog im *Zofinger Tagblatt* vom 18. und 21. Dezember 1917; *Aargauer Tagblatt* vom 29. Dezember 1917.

Fritz Schoder 833

**Suter, Karl Friedrich**, \* 24. Januar 1884 in Zofingen, † 24. Februar 1952 in Rostock, als Universitätsprofessor. In Muri (Aargau), wo sein Vater als Chef des kantonalen Polizeipostens amtierte, besuchte Karl Friedrich Suter 1895 bis 1899 die Bezirksschule. Das Freiamt wurde ihm zur Heimat der Jugendzeit, und ihm ist er auch in weiter Ferne anhänglich geblieben. An der Kantonsschule Aarau schloß er im Frühjahr 1903 mit der humanistischen Maturität ab. Es folgten dreizehn Studien- und Reisejahre, die ihn über die Philosophie, Anglistik und Germanistik schließlich zur Kunstgeschichte führten. Die entscheidenden Einflüsse empfing er vom Archäologen Furtwängler († 1907) und vom Byzantinisten Krumbacher in München, von den Kunsthistorikern Wölfflin in Berlin und Schmarsow 1913 bis 1916 in Leipzig. Gleichzeitig, zum Teil schon während der Gymnasialzeit, trat er in persönliche Beziehungen zu großen Künstlern, wie Ferdinand Hodler, Edvard Munch, Hans Thoma und Adolf Hildebrand (Bildhauer). Nebenher gingen einläßliche Studien in den Museen von London, Paris, Venedig, Florenz sowie in denjenigen Deutschlands. 1916 promovierte er unter Professor Schmarsow an der Universität Leipzig; dieser lenkte ihn auf sein Spezialgebiet hin: auf die Methodik zur Wiederentdeckung bzw. Rekonstruktion verschollener oder zerstörter Kunstwerke. Diese Richtung brachte es mit sich, daß wertvolle Resultate erst nach langen Vorarbeiten, ausgedehnten Reisen und umfassenden Studien auch literari-

scher Quellen erzielt werden konnten. So wurde K. F. Suter ein Forscher von strengster Selbstdisziplin: Nie hätte er sein Urteil nur auf ästhetische Erwägungen gegründet. 1921 folgte die Habilitation mit einer Schrift über Giorgione, in der es ihm gelang, ein bis dahin unbeachtet gebliebenes Bild in der Mailänder Ambrosiana als ein Originalwerk des großen Venezianers nachzuweisen. Die lange geplante und weitgehend vorbereitete Monographie über Giorgione ist leider nie zum Abschluß gelangt. Mit dem Wintersemester 1921/22 begann K. F. Suter seine Dozententätigkeit an der Universität Leipzig. Er las zunächst über die Kunst der italienischen Renaissance und die niederländische Malerei des 15. bis 17. Jahrhunderts, zog bald auch die deutsche Kunst heran. Zu seinem oft wiederholten Kolleg über Leonardo da Vinci legte er sich im Laufe der Jahre eine Lichtbildersammlung an, die wohl die vollständigste gewesen sein dürfte. Bis zum Zweiten Weltkrieg war er während aller Hochschulferien auf Studienreisen unterwegs. Außer Rußland und Schweden besuchte er die namhaften Kunststätten aller europäischen Länder, lernte auch Nordafrika und Kleinasien kennen. Auf dem Berge Athos empfing er mehrere Wochen hindurch von dem größten damaligen Byzantinisten, Gabriel Millet vom Institut de France, nachhaltige Anregungen. In Sizilien und in den Klöstern des Athos erwachte seine alte Liebe zur byzantinischen Kunst von neuem, und er las künftig von Zeit zu Zeit immer wieder über altchristliche und byzantinische Kunst, zunächst vor fast leerem Saal; aber nach und nach setzte sich seine Kennerschaft im Byzantinischen erfolgreich durch.

Von den bleibenden Ergebnissen der Studienreisen sei einiges festgehalten: Im Dezember 1925 entdeckte K. F. Suter, zusammen mit seinem Begleiter Hermann Beenken (später Kunsthistoriker in Aachen, † 1952), in einer Kirche von Florenz hinter einem weggenommenen Altarbild ein Fresko und bestimmte es als Werk

des Gentile da Fabriano. Über ein verlorengegangenes Bild des Leonardo da Vinci, die Anghiari-Schlacht, entstand die 1937 erschienene Monographie, in der aus Vorstudien des Meisters und aus Kopien späterer Maler die Rekonstruktion niedergelegt wurde. – In England fand er (in Privatbesitz) Leonardos Originalporträt der Isabella d'Este, gegen welches dasjenige im Louvre als schlechte Kopie erkannt wurde. Und schließlich entdeckte Professor Suter, ebenfalls von Leonardos Hand, den Kopf des verschollenen Leda-Bildes. – Auch zur byzantinischen Kunst lieferte er eine wertvolle Ergänzung: In Sizilien entdeckte er die weitaus beste Kopie der Hodegetria, die Kaiser Justinian einst an Stelle der Athena Parthenos auf der Akropolis hatte aufstellen lassen und auf deren Typ die meisten Madonnenbilder sowohl West- als Osteuropas zurückweisen.

Erst 1937 wurde K. F. Suter nach Überwindung verschiedener Widerstände zum außerordentlichen Professor ernannt. Er hatte in der Professorenschaft Leipzigs einflußreiche Gegner, und zuletzt legten politische Machthaber Hindernisse in den Weg, da er mit den Grundsätzen des Dritten Reiches nicht im geringsten sympathisierte. Am 4. Dezember 1943 wurde das ganze Lehrmaterial des kunsthistorischen Instituts und auch seine reiche Privatbibliothek durch Bombardierung vernichtet. Nach dem politischen Zusammenbruch von 1945 wurde er in den Senat der Universität gewählt.

Als ihm 1947 die Universität Rostock das Ordinariat der Kunstgeschichte anbot, nahm er gerne an. Die fünf Rostocker Jahre schlossen eine segensreiche Tätigkeit in sich: Professor Suter führte zahlreiche Doktoranden zum Studienabschluß und bot regelmäßig rund 200 Zuhörern vielfache Anregung. Die Entbehrungen der Kriegszeit und der unmittelbar folgenden Jahre hatten seiner sowieso empfindlichen Gesundheit zugesetzt. Die weite Ferne der Heimat, an der er hing, und das nordische Klima machten ihm

viel zu schaffen – und doch hat er bis kurz vor seinem Ende tapfer durchgehalten. Ohne Übertreibung durfte er, 65jährig geworden, schreiben: «In einem Alter, wo andere sich zur Ruhe setzen, ist meine strengste Arbeitszeit eingebrochen.» Das Arbeitsmaß wuchs noch an, als die Behörde der Ostzone die kunstgeschichtliche Abteilung der Universität Halle auflöste und viele der dortigen Studenten sich nach Rostock wandten. Wenn er, verglichen mit andern seines Standes, wenig veröffentlichte, so kam es zu einem Teil daher, daß er ein hochbegabter Mensch der geistvollen Unterhaltung und des Dozentenwortes war. Unübersehbar groß war der Kreis seiner Bekannten und unter ihnen eine Menge bedeutender Persönlichkeiten. Er, der die antiken und etliche moderne Sprachen beherrschte, konnte mühelos und stets anregend über Philosophie, Literatur, bildende Kunst, Musik oder auch über seine Reiseeindrücke sprechen; er war von eigentlich universaler Bildung. In Rostock wurde es stiller um ihn; er schloß sich nicht mehr gerne enger an neue Menschen an. Er war lieber zu Hause unter seinen Büchern, die er in großer Zahl und vielfach in Erstausgaben in der Ostzone erworben und die er der Kantonsbibliothek Aarau zugedacht hatte. Der letzte Wunsch, daß seine Asche gleichfalls nach Aarau komme, konnte dank den Bemühungen einer ihm befreundeten Dame, die ihn in Rostock treu umsorgt hatte, erfüllt werden.

PUBLIKATIONEN: *Das Rätsel von Leonardos Schlachtenbild*, Straßburg 1937. – *Ein unbekanntes Fresko des Gentile da Fabriano*, in *Zeitschrift für bildende Kunst* 60 (1926/27) (mit HERMANN BEENKEN gemeinsam). – *Giulio Campagnol als Maler*. – *Giorgiones Testa del Pastorello, che tiene in mano una frutta* 62, I (1928/29). – *Dürer und Giorgione* 63, I (1929/30). – *Lexikon der bildenden Künste* von THIEME-BECKER: Artikel über den Florentiner GIULIANO PESELLO und Artikel über GHERARDO STARNINA (den größten Florentiner Maler zwischen GIOTTO und MASSACCIO).

Karl Speidel 834

**Suter, Otto**, \* 2. September 1881 in seiner Heimatgemeinde Oberentfelden, † 23. Oktober 1918 in Oberentfelden. Kunstschlosser, nachher auf der Administration des *Grütli* in Zürich. 1911 bis 1918 Redaktor des *Freien Aargauers*. Mitglied des aargauischen Großen Rates 1909 bis 1918, Mitglied des Gemeinderates von Oberentfelden 1909 bis 1913.

Siehe *Lebensbilder*, S. 377–8.

Arthur Schmid 835

**Suter, Peter**, von Sins, \* 27. Dezember 1808 in der Bachtalmühle Sins, † 14. März 1884 auf Horben, Gemeinde Beinwil, Regierungs- und Nationalrat. Er war der Sohn des Mühlebesitzers und Appellationsrichters Xaver Suter und der Barbara Schmid, besuchte die Lateinschule Sins und die Kantonsschule Luzern, wo er der Zofingia beitrug, deren Zentralpräsident er 1827/28 war. Nach juristischen Studien in Heidelberg und Freiburg im Breisgau bestand er das aargauische Fürsprecherexamen, war 1837 bis 1838 Großratsstenograph und 1838 bis 1841 Ratsschreiber des Kantons Aargau, seit 1839 Mitglied des Großen Rates und wiederholt dessen Präsident. Nach der Verfassungsrevision von 1852 als Regierungsrat gewählt, leitete er die Kommissionen zur Ausarbeitung des Erbrechtes und der Geldstagsordnung. Von 1856 bis 1880 war er Mitglied des aargauischen katholischen Kirchenrates, von 1866 bis 1881 Vertreter des zweiten aargauischen Wahlkreises im Nationalrat, dem er 1872 und 1878 als Alterspräsident vorstand.

Jahrelang führender liberaler Politiker des Aargaus, im Sinn und Geiste Augustin Kellers. Mit ihm teilte er den Klosterhaß, der schon in Briefen aus der Studentenzeit deutlich zutage tritt. Er unterstützte Augustin Keller bei der Redaktion der fulminanten Anklageschrift gegen die Klöster und suchte nachzuweisen, daß dem Staate das natürliche und notwendige Recht zur Gründung und Aufhe-

bung von Korporationen zustehe. Ergänzend bemerkte er in einem Privatbriefe (18. Januar 1841), die Aufhebung lasse sich durch das positive Recht nicht begründen, sondern einzig durch die auch der Revolution zustehenden Befugnisse.

Als Freiämter empörte ihn aufs höchste die Besetzung seines Heimatbezirkes durch die Regierungstruppen Anno 1841 und namentlich die Entwaffnung des Volkes, so daß er in diesem Zusammenhang den Anführer, Oberst Frey-Herosé, in einem Privatbrief als «Schnuderi» bezeichnete. Nach 1849 trat er mit Waller immer wieder für Milde ein gegenüber den verurteilten Freiämter Flüchtlingen aus der Sonderbundszeit, anfänglich gegen Widerstände, zuletzt mit restlosem Erfolg.

Mit Augustin Keller gehörte er 1871 dem Ausschuß des Vereines an, welcher die Protestbewegung gegen das Vatikanische Konzil und die von ihm definierte lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes förderte und auch im Bezirk Baden und im Freiamt zu verbreiten suchte.

Eifrig förderte er die materiellen Interessen seiner Heimat, z. B. die Gründung der Bezirksschule Sins 1838 und ihre Neugründung 1865, den Straßenbau Auw-Dietwil 1853, die Dotation der Kirchgemeinde Sins bei Abtretung der Kollaturrechte des Klosters Engelberg 1866, die aargauische Südbahn 1881, die Brückenbauten von Ottenbach und Rickenbach und die Reußkorrektur von Mühlau bis Rottenschwil.

Anno 1842 erwarb P. Suter aus Staatsbesitz den Horben, den ehemaligen Klosterhof ob Beinwil auf dem Lindenberg, und zahlte für die 210 Jucharten Land – Schloß, Bauernhaus und St.-Wendelins-Kapelle inbegriffen – 62 306 Franken.

Die Oberfreiämter standen ihm kühl gegenüber, und die Beinwiler lachten gelegentlich über den unpraktischen Herrenbauer, der in der Klosterkutsche über Land fuhr; nicht selten mußten seine Freunde in fremden Wahlkreisen für ihn betteln gehen. Suter stand eben in schar-

fem Gegensatz zur religiös-politischen Überzeugung des Freiämter Volkes und förderte als liberaler Katholik und Kirchenrat eine staatliche Kirchenpolitik, welche namentlich der ältern Generation in der Seele verhaßt war.

Sein Bruder, Bezirksrichter Xaver Suter, stand im gegnerischen konservativen Lager und war 1839/40 Präsident des oppositionellen Bünzer Komitees.

VERÖFFENTLICHUNG: *Rechtliche Erörterung* in der aargauischen Staatsschrift: *Die Aufhebung der aargauischen Klöster*. Eine Denkschrift an die Hohen eidgenössischen Stände, Aarau 1841.

LITERATUR: *Aargauer Nachrichten*, Nr. 72 vom 25. März 1884. – *Freischütz* (Muri), Nr. 24 vom 22. März 1884. – *Centralblatt des Zofinger Vereins 1884*, Nr. 8, S. 462. – A. KELLER, *Augustin Keller*, S. 414. – F. HURTER, *Die Katholiken des Aargaus und der Radikalismus*, S. 265. – *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 1923*, S. 22. – F. ROHNER, *Geschichte der Bezirksschule Sins*, 1938, S. 118 ff. – *Argovia* 63, S. 190, Anm. 8 a, S. 200, Anm. 23. – *150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen*, S. 180.

Betreffend Kritik an der «rechtlichen Erörterung» sind zu vergleichen: F. HURTER, *Die aargauischen Klöster und ihre Ankläger*, 1841, Kapitel VI, S. 143 ff. – *Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland*, 7. Band, 9. Heft, München 1844, S. 539 ff. – M. ROSENBERG, *Die Kirchenpolitik Augustin Kellers*, Freiburg 1941, S. 42 f.

Franz Rohner † 836

**Suter, Peter Karl**, \* 25. Oktober 1796 in Zofingen, † 2. Juli 1842 in Aarau, Oberstleutnant, Staatskassier, Bürger von Zofingen. In den Jahren 1821 bis 1823 war er Ratsschreiber des Kantons Aargau und wurde 1823 Staatsschreiber, welchen Posten Suter bis 1828 bekleidete. Als Mitglied des Großen Rates finden wir ihn von 1826 bis 1834 und dann wieder von 1839 bis 1842. Eine Wahlperiode (1828 bis 1831) gehörte er als Mitglied der aargauischen Regierung an, um im Jahre 1831 den Posten eines Staatskassiers zu übernehmen, den er bis zu seinem Ableben bekleidete.

Karl Suter war der Sohn des Peter Suter, Regierungsrat und Oberamtmann von Zofingen, und der Großsohn des Johann Rudolf Suter, Hauptmann und Mitglied der Vierziger in Zofingen.

LITERATUR: *150 Jahre Kanton Aargau im Lichte der Zahlen*, S. 179. – C. SCHAUENBERG-OTTO, *Stammregister der bürgerlichen Geschlechter der Stadt Zofingen*, 1884, S. 376 f.

Fritz Schoder 837

**Suter, Robert**, von Seon und Aarau, \* 16. Juli 1862 in Seon, † 4. September 1942 in Fescoggia TI. Nach Absolvierung juristischer Studien und nach bestandnem Fürsprecherexamen wandte sich Robert Suter dem Staatsdienst zu. Seinem eher zurückhaltenden Wesen entsprach dies besser als die Ausübung der Anwaltspraxis. Von 1889 bis 1892 war er Direktionssekretär der kantonalen Baudirektion. 1892 wurde er zum Gerichtspräsidenten von Lenzburg gewählt, welches Amt er bis 1903 bekleidete. In diesem Jahr berief ihn der Regierungsrat auf den Posten des Vorstehers des Aargauischen Versicherungsamtes. Hier ergab sich unter anderem eine enge Zusammenarbeit mit Adolf Jenny-Kunz, Fabrikant in Aarau, einem Pionier des modernen Feuerwehrewesens. Jenny-Kunz erkannte bald die großen Fähigkeiten und die außergewöhnliche Arbeitskraft Robert Suters. Als nachmaliger Präsident der Allgemeinen Aargauischen Ersparniskasse bewog er Robert Suter im Jahre 1908, die Direktion dieses Institutes zu übernehmen. Die Allgemeine Aargauische Ersparniskasse stand in jenem Moment vor einer grundlegenden Änderung ihrer Struktur. Die wachsende Bedeutung des Instituts machte die Auflösung der seit 1812 bestehenden Bindung an die Kulturgesellschaft und die Umwandlung in ein selbständiges Unternehmen mit eigener Verwaltung und Leitung wünschbar. Robert Suter hat die aus dieser Situation sich ergebenden mannigfaltigen und vielfach heiklen Probleme mit großem Geschick und bemerkenswertem Weitblick gelöst.

Das Institut entwickelte sich unter seiner zielbewußten und umsichtigen Leitung zur größten schweizerischen Lokalbanc. 1933 trat er als Direktor zurück. Verschiedene Vorkommnisse im schweizerischen Bankwesen ließen Robert Suter die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der Banken von regionaler Bedeutung und vor allem der Einführung einer unabhängigen fachmännischen Revision erkennen. Durch Verpflichtung der Banken auf ein gesundes Geschäftsgebaren und durch fachmännische Überwachung der Tätigkeit durch eine neutrale Kontrolle, sollte die höchstmögliche Sicherheit für die anvertrauten Gelder gewährleistet werden. Mit der ihm eigenen zähen Tatkraft hat Robert Suter diese Idee verfolgt und vorerst auf aargauischem Boden verwirklicht. 1913 erfolgte die Gründung des Revisionsverbandes aargauischer Banken und Sparkassen. Robert Suter leitete diesen Verband als Präsident von 1913 bis 1932. Vom Aargau aus wurde der Gedanke der fachmännischen Bankrevision durch ein unabhängiges Inspektorat in die übrige Schweiz getragen und führte 1920 zur Gründung des Verbandes schweizerischer Lokalbancen, Spar- und Leihkassen. Diese neue Organisation erstrebte auf gesamtschweizerischem Boden die gleichen Ziele wie der Aargauer Verband, der zum soliden Kernstück der neuen Vereinigung wurde.

Den schweizerischen Lokalbancenverband präsidierte Robert Suter mit Auszeichnung von 1920 bis 1935. Bei seinem Rücktritt zählte der Lokalbancenverband achtzig Mitgliedsinstitute mit einer Bilanzsumme von nahezu zwei Milliarden Franken. Mit der Einführung der fachmännischen Revision hat Direktor Suter auf freiwilliger Basis eine Einrichtung geschaffen, die erst viel später durch das eidgenössische Bankengesetz für alle Banken obligatorisch erklärt worden ist. Es bleibt sein unvergängliches Verdienst, durch die Gründung der genannten Revisionsverbände den Stand und das Ansehen des schweizerischen Lokalbancenge-

werbes in sehr beachtlichem Maße gehoben zu haben.

In den Krisenjahren 1930 bis 1935 finden wir Direktor Suter im Verwaltungsrat der Eidgenössischen Darlehenskasse sowie im Aufsichtsrat der Aargauischen Bauernhilfskasse, das heißt von zwei Institutionen, die mit anerkanntem Erfolg die ärgsten Krisenschäden von unserer Volkswirtschaft abzuwenden vermochten.

Besondere Verdienste hat sich Direktor Suter um die Einführung des Pfandbriefes in der Schweiz erworben. Damit ist den schweizerischen Bodenkreditbanken ein wertvolles, mit der Zeit immer mehr geschätztes Finanzierungsmittel für den Bodenkredit in die Hand gegeben worden. Robert Suter war maßgebender Mitbegründer der Pfandbriefbank schweizerischer Hypothekarinstitute und deren erster Präsident von 1930 bis 1935. Als Vertreter des Lokalbancenverbandes und der Pfandbriefbank gehörte er viele Jahre dem Verwaltungsrat der schweizerischen Bankiervereinigung an.

Auf der politischen Ebene diente Robert Suter seinem Heimatkanton als Mitglied des Großen Rates, erstmals von 1893 bis 1903 und später wieder von 1910 bis 1921. 1899 bis 1900 war er Präsident des Großen Rates.

Sozial aufgeschlossen und stets auf das Wohl der Mitarbeiter und Mitmenschen bedacht, schuf er für das Personal seiner Bank und später für die weiter vorn genannten Verbände vorbildliche Fürsorgeeinrichtungen.

Als Mitglied des Vereins für Schutzaufsicht und Entlassenenfürsorge hat Robert Suter in vorderster Reihe an der Errichtung der aargauischen Arbeitskolonie Murimooos mitgewirkt, die heute einen Musterbetrieb darstellt.

Persönlich anspruchslos und von größter Einfachheit, immer hilfsbereit, unbestechlich und gerecht, genoß Robert Suter durch sein uneigennütziges Wirken im ganzen Kanton und in der gesamten schweizerischen Bankwelt höchstes Ansehen.

LITERATUR: Nekrolog im *Aargauer Tagblatt* vom 7. September 1942. *Biographisches Lexikon verstorbener Schweizer*. In *Memoriam*, Band I. Zürich 1947, S. 324f.

Hans Fischer 838

**Suter, Wilhelm**, von Zofingen, \* 2. September 1806, in Zofingen, † 6. November 1882 in Zürich, Kupferstecher. Nach Beendigung seiner Schulzeit kam er als Schüler zu Kupferstecher J. J. Lips in Zürich. Später finden wir ihn in München auf der Akademie als Schüler von Cornelius. Nach Abschluß seiner Studien war er kurze Zeit in Zofingen, begab sich aber bereits anfangs 1826 nach Dresden, wo er mehrere schöne Arbeiten ausführte. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Dresden folgte er einem Ruf nach Prag und stach hier fast ausschließlich Heiligenbilder und sonstige religiöse Darstellungen nach Führich, Dürer und C. Vogel, in Stahl. Im Herbst 1833 weilte Suter wieder in seiner Vaterstadt, wo er für eine Buchhandlung in Prag noch einige Stahlplatten fertigte. Dann erhielt er von St. Gallen einen größeren Auftrag und siedelte, der besseren Hilfsmittel wegen, nach Bern über. Zum Neuen Testament von Pfarrer Bernets Bibelwerk vollendete Suter 30 Bildplatten im Verlauf von zwei Jahren. – In die gleiche Zeit fallen zudem noch einige kleinere Kupfer nach L. Vogel, M. Usteri und M. Disteli. Jetzt kam die Lithographie auf, und Suter mußte den Grabstichel beiseite legen und dem neuen Kunstzweig sein Opfer bringen. Wir sehen ihn daher wieder in Zofingen. Allein das Entwerfen von Tabellen, Etiketten, Fakturenformularen usw. genügte seinem Bedürfnis nicht, und so führte er bald einige Bilder größeren Formates aus. Er illustrierte auch Wandkalender, ein Schriftwerk in sechs Heften, eine Sammlung eigener Kompositionen in mehreren Heften und gab diese Arbeiten unter dem Titel *Erfindungsmappe für Lithographie* heraus. In der Folgezeit wohnte er abwechselnd in Winterthur und Zürich, war von 1843 bis im Herbst 1847

als erster Zeichner und Faktor in der lithographischen Anstalt der Gebrüder Benziger in Einsiedeln angestellt. Wieder für einige Zeit in seiner Heimat, vertauschte er dieselbe Anno 1872 nochmals mit Zürich, wo er trotz seiner siebzig Jahre noch immer mit ungeschwächtem Auge tätig war.

LITERATUR: *Katalog des Zofinger Künstlerbuchs*, Juni 1876. – E. FRIKART im *Zofinger Neujahrsblatt* 1931, S. 7, und 1933, S. 33.

Fritz Schoder 839

**Sutermeister, Franz Eugen**, \* 26. November 1862 in Küsnacht (Zürich), † 8. Juni 1931 in Bern, Taubstummensfürsorger und Taubstummeprediger, Bürger von Zofingen. Sohn des Friedrich Gottlieb Otto Sutermeister, Professor, verlor Franz Eugen schon in seiner Kindheit das Gehör. Nach seiner Erziehung in einer Anstalt in Riehen bei Basel widmete er sich der Taubstummensfürsorge und wurde 1903 landeskirchlicher Taubstummeprediger des Kantons Bern. Sein ganzes Leben lang betreute Sutermeister als Fürsorger diese unglücklichen Menschen und war für sie auch publizistisch sehr lebhaft tätig. Er ließ kurze Predigten für Taubstumme drucken (1905), wurde Gründer und Redaktor der *Schweizerischen Taubstummens-Zeitung* (1907) und ferner Gründer und Zentralsekretär des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme (1911). Neue Predigten für Taubstumme kamen in zwei Bänden im Jahre 1909 heraus. Als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften, wie *Schweizerischer Hausfreund*, *Neuer Hausfreund*, *Fürs Heim* usw., verfaßte er manchen interessanten Artikel. Im Jahre 1912 wurde F. E. Sutermeister zum Mitglied der Französischen Akademie ernannt. Die aufreibende Arbeit machte den älter werdenden Fürsorger herzkrank, und nach längerem Leiden verschied er in Bern am 8. Juni 1931.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Lieder eines Taubstummen*, Bern 1893. – *Anstaltsleben eines Taubstummen*, 1895. – *Neue Lieder eines Taubstummen*, 1897. – *Klänge aus stiller Welt*,

1901. – *Sechs Jahre bernische Taubstummen-pastoration 1903–1908*. – *Fürsorge für erwachsene Taubstumme in der Schweiz*, Denkschrift, 1910. – Überdies zahlreiche kleinere Publikationen in Zeitschriften und Tageszeitungen meistens über Taubstummenfürsorge.

LITERATUR: *Schweizer Zeitgenossen-Lexikon I*, 660. – HBL VI, 620. – Kurzer Nekrolog im *Zofinger Tagblatt* vom 9. Juni 1931. – *Neues Berner Taschenbuch*, 37. Jahrgang, S. 241.

Fritz Schoder 840

**Sutermeister, Friedrich Gottlieb Otto**, \* 27. September 1832 in Tegerfelden (Aargau); † 18. August 1901 in Aarau, Bürger von Zofingen, Seminarlehrer, Literaturprofessor. Nachdem er seine Vorbildung an der Kantonsschule in Aarau absolviert hatte, widmete er sich an der Universität in Zürich philosophischen und germanistischen Studien. Seinen ersten Wirkungskreis fand er in einer Privaterziehungsanstalt in Payerne und bekleidete dann für kurze Zeit eine ähnliche Stelle in Paris. Hierauf war er nacheinander an der Industrieschule in Winterthur, an der Kantonsschule in Frauenfeld und am Zürcherischen Lehrerseminar in Küsnacht (1857–1865) tätig. Die Fächer, die er an diesen Anstalten vorzugsweise unterrichtete, waren deutsche Sprache und Französisch. Im Jahre 1866 wurde Sutermeister als Professor der deutschen Sprache und Literatur an die Kantonsschule in Aarau berufen, welche Stelle er sieben Jahre später mit derjenigen eines Direktors des Aargauischen Lehrerinnenseminars vertauschte. Von 1876 bis 1880 wirkte er in gleicher Eigenschaft am Sankt-Gallischen Lehrerseminar Marienberg bei Rorschach. Seinen letzten und dauernden Wirkungskreis fand Sutermeister im Jahre 1880 als Lehrer des Deutschen an der Oberabteilung der städtischen Mädchensekundarschule in Bern. Zehn Jahre später erfolgte seine Wahl zum außerordentlichen Professor für deutsche Sprache und Literatur an die Universität Bern. Sutermeister hat sich als pädagogischer und belletristischer Schriftsteller,

als Dichter und als Schulmann einen Namen gemacht, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus sich eines vorzüglichen Klanges erfreute. Nicht zu vergessen sind seine vorzüglichen Beiträge zum *Schweizerischen Idiotikon*, an welchem Werk er eifrig mitarbeitete, sowie auch seine zahlreichen Artikel in in- und ausländischen Zeitschriften zur Förderung gemeinnütziger und humanitärer Bestrebungen (Tierschutz, Friedensidee). Ein schlimmes Augenleiden und beginnende Kränklichkeit veranlaßten ihn ein Jahr vor seinem Tode, sich ins Privatleben zurückzuziehen.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Schweizerische Hausprüche*. Ein Beitrag zur epigrammatischen Volkspoesie, aus der Landschaft Zürich gesammelt, Zürich 1860. – *Literaturgeschichtliche Charakterbilder aus dem 18. Jahrhundert*, 1864. – *Das große Rätselbuch mit 2000 Originalrätseln für jung und alt*. Aus dem Nachlaß herausgegeben von EUGEN SUTERMEISTER, Bern 1903. – Man beachte auch das Verzeichnis der Schriften im *Bund 1901*, Nr. 230.

LITERATUR: HBL VI, 620. – *Berner Taschenbuch 1902*, S. 321. – *Aargauer Dichterbuch*, Aarau 1903. – *Schweizerische Lehrerzeitung 1901*, Nr. 36. – Nekrolog in *Zofinger Tagblatt* vom 20. August 1901. Fritz Meili 841

**Sutermeister, Karl Jakob**, von Zofingen, Maler, \* 4. Januar 1809, † 6. Januar 1853. Karl Sutermeister wurde als Sohn des Eisenhändlers Gottlieb Heinrich Sutermeister in seiner Vaterstadt geboren. Um 1830 studierte er längere Zeit in München, wo er sich hauptsächlich der Blumen-, Tier- und Bildnismalerei zuwandte. Ein Blumenstück in Aquarellmanier (1827) ist im *Zofinger Künstlerbuch* enthalten.

Seine Bilder fanden auf verschiedenen schweizerischen Kunstausstellungen Beachtung.

QUELLEN: BRONNER, *Der Kanton Aargau*, Band II, S. 51. – *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, Band IV, Frauenfeld 1913. – A. SCHUMANN, *Katalog des Zofinger Künstlerbuches*, 1876.

Nold Halder 842

**Sutermeister, Rudolf**, Arzt, von Zofingen, \* 7. Mai 1802 in Wynigen, † 9. Mai 1868 in Zofingen. Sproß einer Zofinger Ratsherrenfamilie, wuchs er als Sohn des Pfarrers Johann Georg Sutermeister in Wynigen bei Burgdorf auf. Gymnasial- und Fachausbildung als Arzt erhielt er in Bern (wenigstens ist uns bis jetzt über anderweitige Hochschulstudien nichts bekannt geworden), wo er seit 1819 auch dem Zofinger Studentenverein angehörte. Er eröffnete, 1824 in Aarau patentiert, eine Praxis in seiner Vaterstadt, wo er sich im folgenden Jahre auch verehelichte. Vorübergehend wohnte er an der Kreuzstraße, wo er die Arztpraxis mit der Führung eines landwirtschaftlichen Betriebes zu verbinden versuchte. 1831 kaufte er in der Oberstadt ein Haus, war aber ökonomisch schon soweit heruntergekommen, daß er nur eine kleine Anzahlung leisten und für den großen Restbetrag nicht einmal einen Bürger finden konnte. Gerne übernahm er allerlei Funktionen (Armenarzt, Totenbeschauer), die weder an Geld noch Ehre viel einbrachten, aber doch das Einkommen des ökonomisch Unbegabten, der seine Honorarguthaben jahrelang nicht einforderte, offenbar ein klein wenig verbesserten. Nie kam er mehr aus den ökonomischen Bedrängnissen heraus, mehr als einmal ging es nur mit Mühe am Geldstag vorbei. Seine Frau, Susanna Magdalene geborene Oberteuffer (1802–1873), Tochter eines Herisauer Arztes, sah sich schon 1838 veranlaßt, an die Sicherung ihres eingebrachten Gutes zu denken, und der Gemeinderat bestellte ihr einen Vormund, der die Hälfte dieses kleinen Vermögens zu ihren und der drei Kinder Gunsten zu verwalten hatte. 1847 wurde dem Arzte Sutermeister gar die väterliche Gewalt entzogen. Mehrfach kam er auch wegen kleinen Polizeivergehen mit den Behörden in Konflikt, saß aber trotzdem seit 1826 in der Schulpflege und wurde immer wieder etwa in ortsbürgerliche Kommissionen abgeordnet. Es handelt sich also um eine der zahllosen Seldwylerexistenzen aus schweizerischen Klein-

städten, die als solche keine weitere Beachtung erheischen können. Daß aber dieser Zofinger Armenarzt auch als Sozialreformer aufgetreten ist, macht seine Gestalt doch denkwürdig.

Im Jahre 1837 wandte er sich zum ersten Male mit einem sozialreformerischen Manifest an seine Mitbürger. Sein Titel klingt chiliastisch und konnte so vielleicht in dem aargauisch-bernischen Grenzgebiet, wo in jenen Jahren vielfach Wanderprediger, von den Behörden immer wieder verfolgt, herumzogen, am ehesten ein Echo finden. Daß aber Sutermeister auch mit dem französischen Frühsozialismus vertraut war, zeigen mehrfache Indizien. So motivierte seine Frau ihr Gesuch um Vermögenssicherung unter anderem damit, ihr Mann vernachlässige seinen Beruf und trage sich nur mit dem Gedanken einer saintsimonistischen Gemeinschaft. Sutermeister war in solchen Dingen ein Mann der unmittelbaren Verwirklichung, im Unterschiede zu seinem Mitbürger G. Siegfried (s. d.), der seine Menschenfreundlichkeit hochachtete, sich in Theorie und Methode aber von ihm abhob, im Gegensatz auch zu W. Weitling, dem er brieflich trotzdem wirksame Hilfe anbot. Sutermeister wollte durch einen sozialistischen Versuch für sein Ideal der Sozialreform wirken. «Ein guter Anfang», schrieb er einmal, «ein Seminar, ein anfangs ganz kleiner, aber sich dann immer mehr erweiternder und vervollkommnender Musterstaat, der seine Strahlen, der aufgehenden Sonne gleich, unantastbar nach allen Seiten verbreitet und geeignet ist, alle Vorurteile bei Nacht und Nebel zu verdrängen, das, das muß unser Bestreben, die Waffe und das Mittel sein, womit wir das Böse bekämpfen und eine bessere Zeit schaffen, und das ist und bleibt nun das Ziel aller meiner Bemühungen.» Es ist wohl erlaubt, bei Sutermeisters Versuchen an Erscheinungen wie die Phalanstères des französischen Frühsozialisten Fourier zu denken. 1840 bat Sutermeister die Behörden, ihm ein dazu geeignetes Haus zur Verfügung zu stellen;

ohne Erfolg. Zwei Jahre später, als seine Anhänger zugenommen hatten, schien die Realisierung ohne jegliche behördliche Unterstützung unmittelbar vor der Tür zu stehen, die Möglichkeit, «eine Liegenschaft anzukaufen und eine gemeinsame Wirtschaft zu eröffnen, der sich dann schnell immer mehrere anschließen und damit eine allgemeine Reform nach sich ziehen werden». Indessen eilte die Phantasie Sutermeisters offenbar der Wirklichkeit zu weit voraus. Es kam weder jetzt, aus den eigenen Kräften der Beteiligten, zu einer Verwirklichung, noch 1844, als Sutermeister nochmals zu solchem Ende an die Behörden gelangte. Weitlings Verhaftung und Wegweisung im Sommer 1843 trug Sutermeister weiter keine Nachteile ein, wurde doch Bluntschlis *Kommissionalbericht über die Kommunisten in der Schweiz* (nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren), Zürich 1843, in Aarau einfach zu den Akten gelegt, offenbar, weil man Bluntschlis Vorgehen einzig im Lichte der aktuellen Parteipolitik sah. Als Sutermeister aber drei Jahre später vom Zofinger Gemeinderat vergeblich ein Lokal (den Rathaus- oder Musiksaal oder auch ein gewöhnliches Unterrichtszimmer) zur Abhaltung von Vorträgen und Diskussionen erbat und nun im *Zofinger Wochenblatt* ankündigte, diese Vorträge fänden in einer Pintenschenke an der Kreuzstraße statt, zog er sich ein behördliches Verbot zu, und als er es übertrat, indem er seinen Vortrag durch einen Gesinnungsgenossen verlesen ließ, Verweis und Androhung der Wegweisung zuhanden seiner Anhänger, die nicht Kantonsbürger waren.

Im Jahre 1847 verlegte er seine sozialreformerischen Projekte auf den privaten Bereich zurück. In äußerste ökonomische Bedrängnis geraten, begehrte er vom Gemeinderat die Freigabe des Vermögens von Frau und Kindern, um mit seinen zwei Söhnen einen landwirtschaftlichen Betrieb zu eröffnen. Er wollte die jungen Leute dem Handel, dem sie sich gewidmet, entziehen, offenbar ebenso sehr aus tiefsit-

zenden Vorurteilen heraus, die ihre Begründung in verschiedenen Schichten der Überlieferung fanden, wie in der schon blasser gewordenen Perspektive einer endgültigen Sozialreform, bei deren Gelingen alle Krämerei überflüssig wäre; er selber aber hoffte, seine Medizinalpraxis auf dem Lande nach seinen Idealen, aber auch mit größerem Ertrage betreiben zu können, weil er dort nicht mehr durch die städtischen Apotheken, an die er Rezepte ausstellen mußte, gebunden wäre. Wieder erfuhr er Ablehnung, auch von seinem eventuellen Plane einer Auswanderung nach Amerika wollte man nichts wissen. Dem Sohne Rudolf (1827–1849) aber schien es vorbehalten, das geistige Erbe des Vaters anzutreten. Als er keine kaufmännische Anstellung finden konnte, trat er, gewiß durch die Vermittlung seines Vaters, mit der Société Icarienne in Paris in Verbindung, und als ein Mittelsmann dem Vormund recht befriedigende Auskünfte über diese Gesellschaft wie über ihren Chef, Herrn Cabet an der Rue Jean-Jacques 18 in Paris, geliefert hatte, erlaubte ihm der Gemeinderat, über einen Teil des Legates, das ihm von Burgdorfer Verwandten zugefallen war, zu verfügen, um Mitglied der Kolonie zu werden, die die Gesellschaft am Roten Flusse im Texasgebiete auf kommunistischer Grundlage gründen wollte. Da die Februarrevolution zu einer Verschiebung der Abfahrt zwang, schloß sich der junge Sutermeister nun einem Friedrich Gränicher an, der in Amerika zu der Kolonie eines Herrn Suppiger stoßen wollte. Dort starb Rudolf Sutermeister schon im folgenden Jahre. Der jüngere Sohn, Arnold Sutermeister (1829–1905) aber wurde nach allerlei Schwierigkeiten ausgerechnet ein geachteter Bankbuchhalter in seiner Vaterstadt Zofingen.

Zum letzten Male meldete sich der Sozialreformer Sutermeister aus Anlaß der großen aargauischen Verfassungsrevision, die sich über drei Jahre hinzog, zum Worte. Bei den Petitionen aus dem Spätjahr 1851 liegt eine, die weit über die spe-

ziellen formalpolitischen und materiellen Volkswünsche hinausgeht. Ihr Autor, der Arzt Sutermeister aus Zofingen, konnte nur in einer Gesamtlösung das Heil sehen, wo der Staat «die Sorge für die bestmögliche Befriedigung aller Bedürfnisse für seine Angehörigen übernimmt». Sutermeisters Zuruf fand auch jetzt nicht das geringste Echo.

Sutermeisters bürgerliches Ansehen hat, wie es scheint, weder durch seine sozialistische Agitation noch durch sein ökonomisches Mißgeschick und seine wenig idealen Familienverhältnisse gelitten. Auch in Aarau ließ man ihn gewähren, und der Sanitätsrat gab einem Auftrage der Regierung, ihn auf seinen Geisteszustand hin zu untersuchen und ihm eventuell das Arztpatent zu entziehen, keine Folge. Zeitweilig scheint er in Zofingen sogar einen gewissen Einfluß ausgeübt zu haben; er gehört vielleicht zu den Männern, die dazu mitgewirkt haben, daß Zofingen in der Jahrhundertmitte so etwas wie die politische Wetterecke des Kantons wurde. Seine eigentlichen Ideale aber traten nicht in die Wirklichkeit, seine Schriften sind zum größeren Teile verschollen, er selbst vergessen. Sicher hatte ein Mann wie Sutermeister in seiner Zeit eine gewisse Aufgabe zu erfüllen, stellte doch die industrielle Revolution neue soziale und politische Aufgaben, die nirgends sogleich erkannt wurden. Die Wege zu ihrer Lösung aber waren verschieden. Auch im Aargau zog man eine Sozialpolitik, die ein starkes Maß individueller Freiheit wahrte, einer Sozialrevolution, die, wie wir heute vollends wissen, den Einzelnen hätte zum Staatssklaven machen müssen, vor.

SCHRIFTEN: *Tagwache zum Anbruch des Reiches Gottes auf Erden. Oder: Der Armen Erlösung, der Schwachen Heil, der Reichen Glück, der Menschen höchstes Ziel*, Zofingen 1837. – *Ehrerbietige Vorstellung und Bitte an den tit. Großen und Kleinen Rat des löblichen Kantons Aargau*, 13. November 1840. – *Aufzuruf zur Bildung eines allgemeinen Vereines, zu gegenseitiger, bestmöglicher Erleichterung, Vervollkommnung und Beglückung*, Langen-

thal 1843. – *Die Not und Rettung*. Ein Wort zur Zeit. Zunächst an das liebe Schweizervolk, Langenthal 1845. – *Keine Armennot mehr! Oder Mittel und Weise der immer zunehmenden Verarmung und damit verbundenen Not und Gefahr für Alle sicher vorzubeugen und abzuwenden*, 2. Auflage, Langenthal 1845. – *Die schreckliche Vernichtung unseres bestehenden, sogenannten Rechts oder Unrechts durch das wahre Christentum*. Erwiesen in einem Schreiben eines Schuldners an seinen Gläubiger (Motto: «Das Licht scheint in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen»), gedruckt und in Kommission bei Rud. Steingger in Zofingen, 1846, 20 S. – *Allen Aargauern zu gefälliger Beachtung empfohlen*. Unser Zustand im Kulturstaat Aargau und die neue Verfassung, oder: warum wir noch keine haben, wo es fehlt und was da zu machen ist, Zofingen, September 1851. – *Ehrerbietige Vorstellung und Einladung an meine lieben Mitmenschen*, Undatiert. – Erhalten scheinen einzig die *Ehrerbietige Vorstellung* von 1840 (bei den Akten des aargauischen Staatsarchivs), *Die schreckliche Vernichtung...* (aargauische Kantonsbibliothek), *Allen Aargauern zu gefälliger Beachtung empfohlen* (aargauische Kantonsbibliothek, Sammelband Verfassungsrevision 1849/52, C 4769 d), *Ehrerbietige Vorstellung und Einladung an meine lieben Mitmenschen* (aargauische Kantonsbibliothek, Varia helvetica 49 q, e).

QUELLEN: Kleinratsprotokolle und Akten in Aarau. – Gemeinderatsprotokolle, Akten und Korrespondenzen im Stadtarchiv Zofingen. – WEITLING-Korrespondenz im Staatsarchiv Zürich. – Der Verfasser hofft, in absehbarer Zeit die von ihm bereitgestellten Quellen in einer Studie *Radikalismus und Frühsozialismus in der Schweiz* (nach aargauischen Quellen) zu verarbeiten, die namentlich auch die allgemeineren historischen Zusammenhänge zu berücksichtigen hätte.

Eduard Vischer 843

Vergleiche auch den Artikel über Dietsch, Andreas, von Nold Halder.

**Sutermeister, Samuel Hieronymus**, von Zofingen, Glockengießer, \* 1752, † 1822. Samuel Sutermeister war der letzte Glockengießer aus dieser aargauischen Glockengießerdynastie. Er war der Sohn des Glockengießers Johann Konrad Sutermeister-Müller (1722–1771), zugleich des-

sen Lehrling, Mitarbeiter und Nachfolger. Als wohlhabender Mann widmete er sich weniger dem traditionellen Familienhandwerk als seinen Amtsgeschäften als Ratsherr und Oberamtmann. Sein einziger Sohn gab die Gießerei vollends auf und wurde Hauptmann, Amtsschreiber und Wirt. Daher ist es verständlich, daß nur wenige Glocken den einzigen Namen von Samuel Sutermeister tragen, so für Engelberg-Grafenort (1787), Reitnau (1792), Fenkrieden-Sins (1794) und Altdorf (1803). Zahlreiche Glocken signierte er gemeinsam: a) mit seinem Onkel Heinrich Sutermeister (1733–1802): für Altshofen (1779), Wolfenschießen (1782), Bern (1783), Umiken (1784), Hilterfingen (1784), Thierachern (1787), Niederwil (1791), Hägendorf (1792), Emmen (1794), Sins (1794), Menznau-Geiß (1797), Oberkirch (1797), Roggwil (1797), Großdietwil (1798, 1799), Vitznau (1801); – b) mit Heinrich Sutermeister und Daniel Kuhn: für Hergiswil (1780); – c) mit den Mitarbeitern Johann Haller und Heinrich Kunz: für Altdorf (1803) und mit Heinrich Kunz allein für Gretzenbach (1804), Buochs (1804), Stans-Obbürgen (1806), Luzern (St. Leodegar 1808) und Eschenbach (1808). Im ganzen sind 6 einzeln und 25 gemeinsam signierte Glocken Samuel Sutermeisters bekannt, die sich klanglich und formlich durchaus auf der Höhe der älteren Sutermeisterschen Glockenkunst hielten.

QUELLEN: *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, Band III, Frauenfeld 1913, nach einem Manuskript über *Die Glocken Zofingens* von MORIZ SUTERMEISTER. Dasselbst weitere Literatur.

Nold Halder 844

**Tanner, Karl Rudolf**, \* 20. Juni 1794 in Aarau, † 8. Juli 1849 daselbst. Sohn des Pfarrers Johann Rudolf Tanner, der damals Hülfsgeistlicher in Aarau, später Pfarrer in Leutwil und Schinznach war. Tanner besuchte einige Klassen des Gymnasiums in Aarau und des «Carolinums» in Zürich, studierte hierauf von 1814 an Rechtswissenschaft in Heidelberg und

Göttingen. 1817 bestand er das aargauische Staatsexamen und ließ sich, nach kurzer Praxis in Bern, als Anwalt in Aarau nieder. Daneben betätigte sich Tanner auch als Dozent für Staatswissenschaft und deutsche Sprache an den Kursen des Lehrvereins. Ferner war er Mitglied des Bezirksschulrates, später auch der kantonalen Bibliothekskommission und der Aufsichtskommission für das Gymnasium. Nach dem Umsturz von 1830 trat Tanner 1831 ins Obergericht ein, als dessen ständiger Vorsitzender er von 1833 an bis zum Tode wirkte. – Tanner gehörte zur jungen politischen Generation und wurde einer der Führer des «Sempachervereins». Er redigierte 1830 die Eingabe von 30 aargauischen Bürgern an den Großen Rat und die Regierung, in der eine Abänderung der aargauischen Verfassung in demokratischem Sinne gefordert wurde. – Nach der Umwälzung vom Ende des Jahres 1830 wurde Tanner Mitglied des Verfassungsrates und nachher des neuen Großen Rates sowie 1832 und 1833 Tagsatzungsgesandter des Kantons Aargau. Als solcher beteiligte er sich an der Ausarbeitung eines Entwurfs für eine neue Bundesverfassung. Tanner war zur Zeit der Klösteraufhebung und des Sonderbunds einer der schärfsten, unbedingtesten Vertreter des Radikalismus. 1848 wurde er in den Nationalrat abgeordnet, starb aber schon nach der zweiten Session. Zu seiner Zeit genoß K. R. Tanner auch Ansehen als lyrischer Dichter, namentlich als Verfasser der in mehreren Auflagen erschienenen *Heimatlichen Bilder und Lieder*.

Siehe *Lebensbilder*, S. 148–52, von HANS KAESLIN.

Erwin Haller 845

**Tanner, P. Placidus**, \* 31. März 1797 in Arth, † 17. Februar 1866 in Engelberg, letzter Pfarrer und Statthalter des Klosters Engelberg in Sins 1834 bis 1849, Abt von 1851 bis 1866. Als neunjähriger Knabe erlebte er den Bergsturz von Goldau. Lateinschüler in Arth, Klosterschüler und